

8
8
MUS
THE
17
27

LEO FROBENIUS
ERLEBTE ERDTEILE

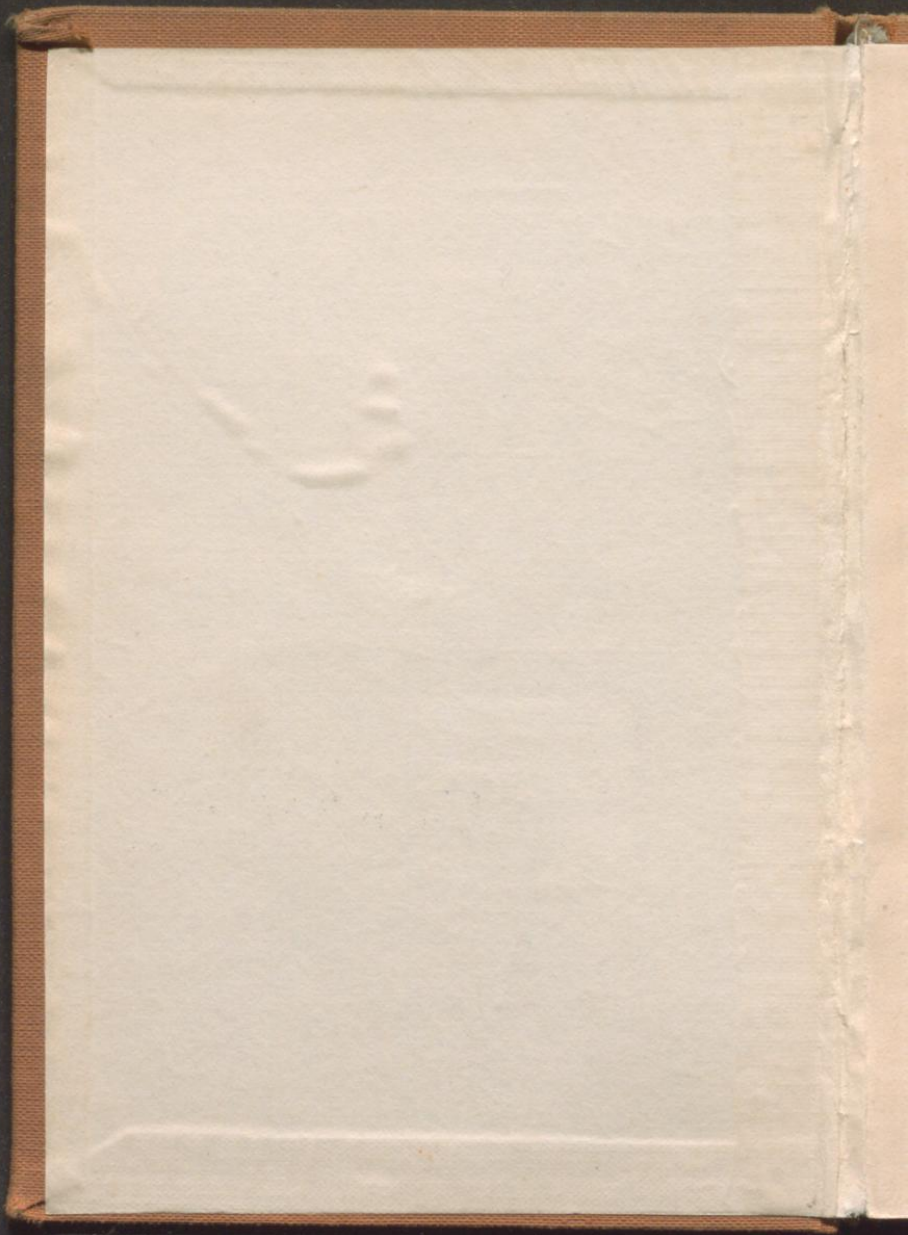
VII.
BAND

**MONUMENTA
TERRARUM**

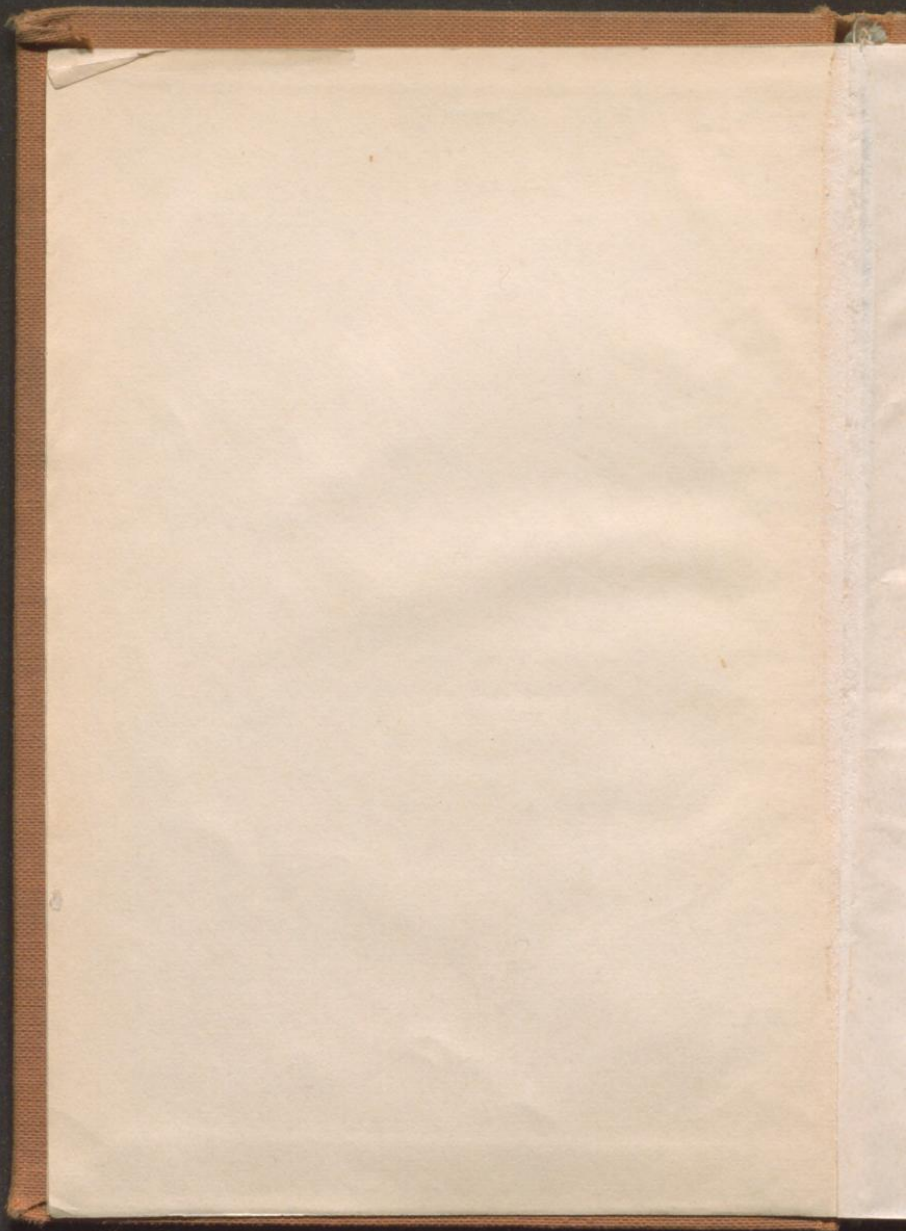
DER GEIST
ÜBER
DEN ERDTEILEN



S
17
7027



$\alpha =$ *hoogr. mist.*

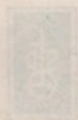


LEO FROBENIUS

VERGLEICHENDE
UND
FORSCHUNGSINSTITUT
FÜR
ETHNOLOGIE



LEO FREYER



ERLEBTE ERDTHEILE
ERGEBNISSE
EINES DEUTSCHEN FORSCHERLEBENS

1928
LEO BENIUS



80. I. AUSFALL der Völkerkunde
von Kultur
81. II. BESCHLEIBUNG RAUMS: Das
Problem Oceaniens

VERÖFFENTLICHUNGEN
DES
FORSCHUNGSINSTITUTES

FÜR
KULTURMORPHOLOGIE

82. III. MONUMENTA AFRICANA: Der
Ganz-stein-Exhibit
83. IV. MONUMENTA TERRARUM: Der
Ganz-stein-Exhibit. 2. Auflage
der „Festlandskarte“



VERGLEICHENDE
DES
FORSCHUNGSINSTITUTS
FÜR
KULTURMORPHOLOGIE

ERLEBTE ERDTEILE
ERGEBNISSE
EINES DEUTSCHEN FORSCHERLEBENS

VON

LEO FROBENIUS

- Bd. I. **AUSFAHRT**: Von der Völkerkunde zum Kulturproblem.
- Bd. II. **ERSCHLOSSENE RÄUME**: Das Problem Ozeanien.
- Bd. III. **VOM SCHREIBTISCH ZUM ÄQUATOR**: Planmäßige Durchwanderung Afrikas.
- Bd. IV. **PAIDEUMA**: Umriss einer Kultur- und Seelenlehre. 3. bedeutend erweiterte Auflage.
- Bd. V. **DAS STERBENDE AFRIKA**: Die Seele eines Erdteils. 1. vollständige Ausgabe.
- Bd. VI. **MONUMENTA AFRICANA**: Der Geist eines Erdteils.
- Bd. VII. **MONUMENTA TERRARUM**: Der Geist über den Erdteilen. 2. Auflage der „Festlandkultur“.

ERLEBTE ERDTILF
ERGEBNISSE
EINES DEUTSCHEN VORSCHELFERS

1807

LEO FROBENIUS

Bd. I. AUSAHRT: Von der Tälchlands
am Kaiserthum.

Bd. II. ERSCHLOSSENE RAUME: Das
Frieden Ozeanien.

Bd. III. VON SCHREIBTISCH ZUM
LEGTOR: Pinnakle Durch-
wanderung Afrika.

Bd. IV. FAHRTEN: Umgeben eines Kaiser-
und Seehafen. 2. bedeutend er-
weiterte Auflage.

Bd. V. DAS STERBENDE AMERIKA: Die
Seele eines Erdtheils. 1. vollständige
Ausgabe.

Bd. VI. MONUMENTA AFRICANA: Der
Geist eines Erdtheils.

Bd. VII. MONUMENTA TERRARUM: Der
Geist über den Welttheil. 2. Auflage
der „Kontinentalien“.

MONUMENTA TERRARUM

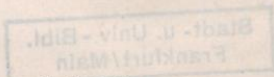
DER GEIST ÜBER DEN ERDTEILEN

2. AUFLAGE

DER „FESTLANDKULTUR“

VON

LEO FROBENIUS



FRANKFURTER SOCIETÄTS-DRUCKEREI G. M. B. H.
ABTEILUNG BUCHVERLAG • FRANKFURT AM MAIN

84/30



UB

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

DFG

MONUMENTA TERRARUM

DER ORIST ERER DEN ERIT

DER FESTANDREITER

S 17 / 7027



L. u. L.

Stadt- u. Univ. - Bibl.
Frankfurt/Main

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1929 by Frankfurter Societäts-Druckerei
G. m. b. H. • Frankfurt a. M.

INHALT

Herrn
MARTIN AUFHÄUSER
dem guten und gütigen Freunde
zugeeignet

I. Einleitung als Skizze der Geschichte	1
II. Die Naturgeschichte	31
III. Die Naturgeschichte der Kulturen	61
IV. Die Naturgeschichte als Gegenstand	118
V. Zusammenfassung	155

II. THEIL

DIE YGDORANI. I. Weltanschauung. II. Der	
König der Ygdorani. III. Das Problem der	
Welt und die Möglichkeiten, es zu lösen.	
IV. Der göttliche Name. V. Der Stand	175

Hand
MARTIN ANTON
dem Sohn des Johann Anton
Kaufmann

Med.-u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Die Bücher werden
regelmäßig von der Universitätsbibliothek
Frankfurt a. M. kontrolliert.

INHALT

RAUM UND ZEIT ALS PROBLEM DER WELTGESCHICHTE	17
---	----

I. TEIL

1. Felsbilder als Skeletteile paläolithi- scher Kultur	21
2. Die Mahalbikultur	31
3. Ueberschneidungen der Kulturen	61
4. Die Gabulukukultur als Gegenspieler	113
5. Monumenta rediviva	155

II. TEIL

DIE YGDRASIL. I. Weltanschauung. II. Der Kleister der Zivilisation. III. Das Problem un- serer Zeit und die Möglichkeit, es zu lösen. IV. Der gordische Knoten. V. Der Stand- punkt	175
---	-----

1. FRAGE. I. Die Zivilisation als gute Maschine. II. Der Maschinendefekt. III. Rebellion der durch Organisation uniformierten Organismen. IV. Die bange Frage nach dem tieferen Grund dieser Erscheinungen. V. Die Oede nach dem Verblühen der hohen Kulturen. VI. Frage aus der Oede als Wille zum Leben . . . 183

2. ERDRÄUME UND KULTURRÄUME. I. Die hohen Kulturen. II. Entwicklung des Erlebnisraumes einer hohen Kultur (nämlich unserer abendländischen). III. Die abendländische Weltgeschichte und ihre Weise der Weltbetrachtung am Ende ihrer Aufgabe. IV. Die Zugehörigkeit der Kulturen zu Erdräumen. V. Verteilung der Land- und Meerräume über die Erde. VI. Der Kulturpendel auf den westlichen Landmassen und der Hiatus. VII. Kulturschub N—S. Die nach Süden abgeschobene fossile Kultur. VIII. Die Kulturbrücken im Pazifischen Ozean. IX. Das Gesamtbild der geographischen Prädispositionen der Kulturen . . . 197

3. DAS MATERIAL DER FABELKUNDE. I. Auch wissenschaftlich begrenzte Kulturbe- trachtung entsprechend dem Lebensraum. II. Kulturkreislehre als Verlegung des Ueberblick-

punktes und Gewinnung der Sicht von außen nach innen. III. Fabellehren als Belegmaterial. IV. Karten der Verbreitung von Mythen. V. Spiegelung der Physiognomik der Kulturen in den Schichten der Fabelbildung 227

4. DAS GESCHLECHT DER GESTIRNE ALS AUSDRUCK DER MORPHOLOGIE DER WELTANSCHAUUNG. I. Statt „Auslegung“ der Fabeln Feststellung ihrer Verbreitung. II. Erste kosmogonische Gruppe: Sonne männlich, Mond weiblich = Ehepaar. III. Zweite kosmogonische Gruppe: Mond männlich, Sonne weiblich = Geschwisterpaar. IV. Dritte kosmogonische Gruppe: Mond männlich, Sonne männlich = Brüderpaar. V. Verbreitungsbilder der drei Gruppen entsprechend einer solaren, einer lunaren und einer fossilen Weltanschauung 247

5. DER RAUM DER SOLAREN KULTURPERIODE. I. Kulturintensität ausgedrückt durch Kartogramme. II. Der männliche Sonnengott und die spinnende Mondgöttin. III. Die Mythe vom Weltei. IV. Die Welteimythe als Ergebnis eines Erlebnis- und Vorstellungskomplexes. V. Kartographische Kongruenz des kul-

turell Zusammengehörigen. VI. Die Verbreitung des Tierkreiskalenders 269

6. „ZAHL“ UND „RICHTUNG“ IN DER SOLAREN KULTUR. I. Die überbegriffliche Natur der Zahlen. II. Die 4 als Bild des solaren Mikrokosmos. Die tetradische Raumlagerung. III. Die Swastika, eine Projektion des Sonnenlaufes auf den Horizont, eine Richtung. IV. Der sakrale Turnus und die Entstehung des Schauspiels aus dem solaren Kultus. V. Die Symbolik der Farben in den 4 Himmelsrichtungen. VI. Hier 2, hier 4, hier 3 gleichsinnig einem „All“, einem „Alles“ 301

7. ZAHLENORDNUNG, RAUM UND ZEIT IN DEN ALTKULTUREN. I. Die 4 als Ausdruck durch den Horizont begrenzten Raumgeföhles auf der Plane (Höhlengeföhle). II. Die 3 die führende Zahl der Kulturen der nördlichen und westlichen Landmassen. III. Die 3 Ausdruck des Zeitgeföhles der lunaren Kultur (Weitengeföhle), der Bewegung und des Schaffens; die 4 Ausdruck des Raumgeföhles der solaren Kultur, der Lage, Ruhe, Gestaltung. IV. Die 2 der fossilen Kultur: Ausdruck einer ersten Ordnung. V. Diese 2, 4 und 3 der alten Kulturen Ausfluß eines

Ueberbegrifflichen und somit erst später zu Zahlen in unserem Sinne geworden. 3 = Vorgang, Bewegung, Zeit, Schicksal. 2 und 4 = Raum, Sein, Feststellung des Gewordenen, bestehende Gestaltung 329

8. URZAHL UND GESCHLECHT IN DEN ALTKULTUREN. I. Die Uebereinstimmung der Kartogramme vom Geschlecht der Gestirne und von der Vorherrschaft der überbegrifflichen Zahlen. II. Die Geschlechtsbedeutung der Zahlen: 3 = männlich, 2 und 4 = weiblich. III. Die männliche 3, das Erlebnis der Bewegung und Zeit, gehört der Welt über uns; die weibliche 4, das Erlebnis der Lage, der Gestalten und des Raumes, gehört unserer Welt, der Erde. IV. Die Urzahlen aus überbegrifflichen Wesen zu Begriffen werdend; die männliche 3 der patriarchalisch-tellurischen, die weibliche 4 der matriarchalisch-chthonischen Kultur zugehörig 347

9. DIE GEBURT DER MYTHOLOGISCHEN KULTUR. I. Die Zweigeschlechtigkeit in der Natur; auch hier das Männliche Sinn der Bewegung, das Weibliche Sinn der Ruhe und raumgebunden. II. Die Begattung der männ-

lichen und weiblichen Kulturen. III. Der Aufbau der mythologischen Zahlensysteme aus den organischen Urzahlen 3 mit Multiplikation und 2, 4 mit Addition. IV. Morphologie der Zahlen. 1. Stufe: überbegriffliche Urecharaktere, 2. Stufe: Symbole mythologischen Systems, 3. Stufe: stilbildend in den Formen der Mathematik (hohe Kulturen), 4. Stufe: Begriffsmittel des Wirtschaftslebens (Zivilisation). V. Die Periode und der Raum der Mythenbildung in ihrer kulturellen Bedeutung. VI. Der Raum und die Periode der solaren Kultur in Beziehung zu den Pendelbewegungen der mediterranen Kultur. VII. Junge Kulturbildungen als zeitweilig erlebte Manifestationen des Paideuma, die dem Menschen entchwinden, weil er sie begrifflich festhält 369

10. DER OST-WEST-PENDELSCHLAG. I. Die Lage der hohen Kulturen zwischen der Nordkultur der männlichen 3 und der Südkultur der weiblichen 2. II. Die Lage der hohen Kulturen im Becken der solaren Kultur; das mythologische Zahlensystem als Prädisposition für die Entstehung der mathematischen Stile der Hochkulturen. III. Gesichtswende in der solaren

Periode nach NW, Verarmung im Osten des Pazifischen Ozeans. IV. Der die Meere des SO überspannenden Kulturperiode hoher Mythologie folgt die die Landmassen des W durchdringende Kulturperiode hoher Religionen. V. Der Ausschlag des Pendels über den Atlantischen Ozean. Verkehr und Kultur. VI. Die Bahn des Pendels 393

11. ANTWORT. I. „Die Deutschen irren an ihrer Kultur“, — ein Dokument der Weltgeschichte. II. Die doppelte Gebundenheit der Kultur. III. Die Pendelung auf der Kulturachse und die Zweigeschlechtserscheinungen: Erscheinungen des Raumes. IV. Kulturelle Manifestationen: Erscheinungen der Zeit. Letzte Manifestationen: Hochkulturen, Stil, Persönlichkeit, Natur. Lockerung im Raume, Vertiefung des Zeitgefühls. V. Kultur und Mensch in Urkultur und Hochkultur. VI. Der Deutschen Irrewerden an der eigenen Kultur als Beginn einer neuen Kulturwissenschaft. VII. Die letzte Materialisation der Kultur in die Polarität von Okzident und Orient 415

12. Die alte Finkulturstadt 421
 13. Die alte Finkulturstadt 422
 14. Die alte Finkulturstadt 423

VERZEICHNIS DER KARTEN

1. Der Lebensraum der abendländischen Weltgeschichte 201
2. Die Kulturpendelung am Mitteländischen Meer 211
3. Die nach den Südenden der Landmassen abgeschobenen Reste der heute fossilen Kultur 215
4. Die Verbreitung der frühmalaiischen Sprachen 221
5. Räume und Bewegung der älteren Kulturen 225
6. Zone der solaren Gestirnbetrachtung 251
7. Zone der lunaren Gestirnbetrachtung 255
8. Das Geschlecht der Gestirne in der fossilen Kultur 263
9. Gesamtbild der Lagerung der verschiedenen Betrachtung der Gestirne 270
10. Die Spinnerin oder Weberin im Mond 275
11. Die Welteimythe 281
12. Alte Verbreitung der Sänfte 293
13. Der alte Tierkalender 295

14. Die tetradische Raumlagerung . . .	303
15. Die Swastika	309
16. Der sakrale Turnus	313
17. Die Vierfarbensymbolik	323
18. Die Erdräume der Urzahlen	327
19. Der Herd der äußeren Sexualität der Zahlen	351
20. Die Lage der 8 Hochkulturen zwi- schen den Räumen der 2 und der 3	395
21. Die Lage der 8 Hochkulturen im Raume der solaren Kultur	399
22. Der Raum und die Perioden der Bil- dung der hohen Mythologie; das Vor- dringen auf der Ost-West-Pendelbahn in das Mittelmeer und die Erklärung des Hiatus	403
23. Der Raum und die Periode der hohen Religionen	405
24. Das Ausflußgebiet der abendländi- schen Kultur nach dem Verblühen der Hochkultur	411
25. Die Quellbecken der Kultur der Um- bildung auf dem O-W-Pendel	431
26. Das Widerspiel des Pendelausschla- ges; die Polarität im Orient und Okzident	432

Raum und Zeit als Problem der Weltgeschichte.

In diesem Bande gilt es, das Ziel am Horizont zu fixieren und Wegrichtung anzudeuten. Die Ausarbeitung der Dominanten-Theorie war so umfangreich geworden, daß sie einen eigenen Band beansprucht.

Inzwischen drängte die Arbeit in einer neuen Richtung immer stärker vorwärts. Die Beziehung zwischen den prähistorischen Forschungsergebnissen und unserer Erschließung der Grundlagen noch lebender Urkulturen trat nachgerade so deutlich hervor, daß eine Erörterung notwendig wurde. So entstand im Winter 1926/27 der Teil I dieses Bandes. Der Teil II stellt einen stark umgebildeten Neudruck der 1923 veröffentlichten „Festlandkultur“ dar. Die erste Auflage war leider infolge

Erkrankung des Autors und Korrektur durch unkundige Hand so schwer mit Druckfehlern und fehlerhaften Exzerptabschriften durchsetzt, daß sie für die Augen der Gelehrtenwelt kaum genießbar war. Nunmehr wurde mit Hilfe von Freunden an der hiesigen Universität eine gründliche Reinigung und Ergänzung vorgenommen.

Den Professoren Otto, Lommel, Horowitz, Reinhardt, Wilhelm, Naumann auch an dieser Stelle herzlichen Dank!

Eine Definition paideumatischer Begriffe folgt im Anhang zum nächsten Band.

Ostern 1928.

Leo Frobenius.

I. Felsbilder als Skelettielle
paläolithischer Kultur.

I. TEIL

Beziehungen der Felsbilder zu den
paläolithischen Kulturen sind in der
Literatur vielfach besprochen und es
ist der Zweck dieses Aufsatzes zu sein,
eine kritische Zusammenfassung der
Bissherigen Ergebnisse zu geben und
die Felsbilder als Skelettielle der
paläolithischen Kultur zu betrachten.
Die Felsbilder sind in der Regel
aus Kalkstein oder Marmor und sind
meistens in Höhlen oder in der Nähe
von Höhlen zu finden. Sie sind
meistens in der Form von Tieren
oder Menschen dargestellt und sind
meistens in der Form von Skeletten
dargestellt. Die Felsbilder sind
meistens in der Form von Skeletten
dargestellt. Die Felsbilder sind
meistens in der Form von Skeletten
dargestellt.

Übersetzung des Autors und bereichert durch
einzelne Hand so selbst mit Druckblättern
und lehrhaften Excerpten versehen
Ich bin für die Augen der Buchbesitzer kaum
gestattet, eine Namenskarte mit Hilfe von
Freunden an der Altesgen Universität eine
gründliche Revision und Ergänzung vorzu-
nehmen.

Der Professor Otto Leonel Harwitz,
Reichsath. Willk. I. R. P. J. auch an dieser
Stelle herzliches Dank!

Eine Definition paläontologischer Begriffe
steht im Anhang zum nächsten Band.

Quers. 1894

Leo Frobenius

1. Felsbilder als Skeletteile paläolithischer Kultur.

Nachdem einmal der moderne Mensch dazu übergegangen war, die fossilen Reste einstigen Tierlebens in den geologischen Schichten der Vergangenheit aufzusuchen und in das Bereich wissenschaftlichen Denkens zu ziehen, konnte es nicht ausbleiben, daß sich ihm auch die Belege urgeschichtlicher Kultur erschlossen. Der formgeschulte, formkundige Blick mußte Steinsplitter natürlicher Entstehung und solche künstlich absichtlicher Herrichtung unterscheiden lernen. Einlagerung nach geologischer Schichtung kam dem forschenden Geiste zu Hilfe. Die steinzeitliche Kultur eiszeitlicher Vergangenheit tauchte aus einem Gemenge von höchst primitiven Steingeräten in Verbindung mit Knochen längst ausgestorbener, in ihrer

Lebensweise an klimatisch ganz andersartige Verhältnisse gebundener Tiere auf. Schichtfolgen bewiesen. Die Erkenntnis der Urkultur wurde geboren aus dem Bereiche des Denkens in geologischen und „paläontologisch belebten“ Schichten. Nachdem die paläontologische Blickrichtung einmal eingestellt war, ward das Auge auf solche Sehweise erzogen, verharrte in ihr und gewann in fortschreitender Erfahrungsschärfe wachsende Blicksicherheit. Es mußte, an das Betrachten der Kulturen „vor der historischen Erinnerung in ihrer geologischen Formsprache“ gewöhnt, in das Studium der Kulturreste nahe dem Beginn geschichtlichen Werdens eintretend, gleiche paläontologische Sichterfahrung auch jüngeren Kulturgut zugute kommen lassen, — und zwar dies um so mehr, als die Wissenschaft der älteren Geschichte (Vorgeschichte des klassischen Altertums) ja ebenfalls darauf angewiesen ist, sich mit Inschriften und Dokumenten zu beschäftigen, die mehr durch formalen als durch sinn tiefen Charakter ausgezeichnet sind. Der „paläontologische Blick“ konnte so das Steinwerkzeuginventarium eines jüngeren Paläolithikums

(Aurignacien, Solutréen, Magdalénien; Höhe in Frankreich ca. 7500 v. Chr.), Werkzeug und Keramik eines Neolithikums (Jungsteinzeit ca. 5000 bis 3000 v. Chr.) erschließen, gliedern, formal und chronologisch, zuletzt mit verblüffender Sicherheit bestimmen.

Die Sehweise blieb aber zunächst die „paläontologische“, d. h. sinnlich bewußt sich mit einer ungeheuren Einschränkung begnügende. Denn genau so, wie die geologischen Straten dem Paläontologen nur Abdrücke von Schnecken und Kerne von Muscheln, nicht aber Schnecken und Muscheln selbst zeigen, so belegen die prähistorischen Funde dem Forscher in Manufakten und Felsbildern (oder was es sonst sei) nur kümmerliche Abklatsche und Tätigkeitsreste des Wirkens, nie aber Symptome des Lebens der Vergangenheit. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß diese Sehweise gerade in ihrer Einseitigkeit zu einer erstaunlichen Kunst und Sicherheit in der Erkenntnis gekommen ist. Was ein Montelius, ein Henri Breuil, ein Hubert Schmidt, ein Obermaier, ein Fimmen, ein Scharff und viele andere aus Splittern und Scherben in bezug auf Zugehörig-

keits- und Entwicklungswesen abzulesen vermochten, gehört mit zu den prachtvollsten Belegen höchster Schulung menschlicher Geistes- und Blickschärfe.

Wenn also auf der einen Seite dieser Betrachtungstendenz auch vollste Bewunderung zu zollen ist, und wenn auch ohne weiteres zu gegeben werden muß, daß ein längeres Verfolgen solcher Sichtweise für Schulung und Entwicklung wissenschaftlicher Ausbildung auf bestimmtem Spezialgebiet sehr segensreich war, so muß doch andererseits die Frage aufgeworfen werden, ob es nicht an der Zeit ist, den einseitig auf „Formen“ gerichteten und langsam vielleicht doch starr werdenden Blick auf die Betrachtung des Lebens zu lenken und die prähistorische Wissenschaft darauf aufmerksam zu machen, daß es auch in der Kulturkunde nicht nur Abdrücke von Muscheln und Kernfüllungen von Schnecken, sondern in allen Arten schillernde Lebensformen von Muschel- und Schneckengetier heute noch zu sehen und mit Fossilem in Beziehung zu setzen gibt. Es kann sich hierbei für uns natürlich nicht um Spielerei und plattes Breittreten irgendwelcher

24

Analogien handeln. Vielmehr kann für uns nur in Betracht kommen die Frage, ob die Kulturen, die in den fossilen Steinwerkzeugen und Felsbildern Reste, Spuren, leere Formen in uns nahe liegenden Gebieten hinterließen, nicht in ferneren Ländern heute noch leben und als Gestalten verstanden werden können. Ob es nicht möglich wäre, dem Sehen und Denken nach der Formbreite ein Erkennen in der Sinn-tiefe ergänzend beizufügen?

Solchem Ziele nachstrebend mögen nun hier einige Bilder der jüngeren Altsteinzeit Europas und Afrikas nebeneinander gestellt werden. Die Felsbilder dieser alten Zeit (— dem weniger erfahrenen Leser möge das approximative Alter von ca. 7500 v. Chr. für die Höhe des Magdalénien eine Vorstellungshilfe sein! —) sind über Südfrankreich, Spanien und Nordafrika verteilt. Wir unterscheiden auf europäischem Boden zwei Gruppen, die franco-cantabrische (Südfrankreich und Nordwestspanien) und die ostspanische Gruppe. Der Stil der ersteren ist charakterisiert durch zusammenhanglos nebeneinander und durcheinander gehäufte Tierdarstellungen, durch den Mangel

menschlicher Figuren und durch Wiedergabe aller Gebilde in der Ruhe. Der ostspanische Stil dagegen weist sehr viele Darstellungen von Menschen auf, diese meist in Kompositionen (Tänze, Jagd, Kämpfe) und das meiste in Betonung der Bewegung. Diesen beiden Stilen gegenüber nimmt der kleinafrikanisch-saharische, der Capsienstil, eine Mittelstellung ein. Auch hier vieles in der Ruhe. Dagegen reichliche Beigabe der Menschen, vielfache Komposition und endlich auch mehrfach beachtungswerte Bewegung. (In bezug auf letzteres brauche ich nur auf Heinrich Barths Entdeckungen im Wadi Telissarhe, „Reisen“ I S. 210 ff. hinzuweisen.) Wenn ich hier den ostspanischen Stil ebenso wie den Südafrikas außer acht lasse und den franco-cantabrischen lediglich mit dem Capsienstil Nordafrikas in Beziehung zu bringen suche, so geschieht dies, um die Frage zu vereinfachen und um nicht späteren Arbeiten vorzugreifen.)

Wie gesagt, scheint es zunächst so, als ob der franco-cantabrische Stil von dem des Capsien Afrikas dadurch abweiche, daß in erstem die Bilder der Tiere beziehungslos durch-

26

einander gewürfelt auftreten, während sie in letzterem zu Kompositionen neigen. Hier sei dies nun an einem Beispiel untersucht und zwar dem der Höhle von Trois Frères, die von dem Comte Bégouen im Laufe der Jahre gründlich erforscht wurde (Académie des inscriptions: Contes rendus 1920 S. 303 ff.; George Grant Mae Curdy in Am. Anthropologist 1922; Obermaier „Fossil Man in Spain“ S. 239). Diese in viele natürliche Abschnitte, Verengungen und Ausladungen gegliederte Höhle von Trois Frères zeigt am Ende und in den letzten Abschnitten ihrer Ausdehnung eine Reihe von Säulen, die reichlich mit Tierbildern aus dem Aurignacien und dem Magdalénien geschmückt sind. Ehe der Wanderer zu dem letzten Saale kommt, durchschreitet er einen kapellenartigen Teilschnitt, der unter anderem durch eine Bilderreihe von Tieren des Katzengeschlechtes und vor allem durch das eines Löwen geschmückt ist. Der Anblick dieses Löwen ist (nach Comte Bégouen) verblüffend. Sein Kopf ist en face auf den Beschauer gerichtet; seine großen Augen, seine Mähne fallen auf; er scheint den Eingang in die letzte,

bedeutsamste Höhlenhalle zu verteidigen. Diese letzte Halle bietet nun augenscheinlich die wichtigsten Bilder. Nach unten zu viele Tiere, die durch Einzeichnung von Pfeilen und Pfeilspitzen als Jagdtiere charakterisiert sind. Darüber als Abschluß des Ganzen, als Krönung, als das am stärksten Betonte die Zeichnung des „Sorcier“ (Fig. 1a S. 161), d. h. eines Wesens, das der Graf Bégouen und andere Prähistoriker als maskierten Menschen ansehen. Hierfür spricht, daß die Gestalt in der Höhle weiter aufgerichtet ist, als es die üblich gewordene Darstellungsweise erkennen läßt. Menschlich sind vor allem auch die Hinterextremitäten. Hiermit erschöpft sich aber der Anthropomorphismus. Das Geweih scheint mir eine Zugabe, der Schwanz eine Ergänzung, Körper, Vorderextremitäten, Hals und Kopf aber als Hauptstück Abbildung eines Tieres und zwar eines Löwen.

Um dem Leser diese Ansicht verständlich zu machen, wird hier als Fig. 1b das Bild eines Löwen wiedergegeben, das wir 1904 im Saharaatlas entdeckten. Aus der Auffassung als Löwe ergibt sich die Erklärung für den „falschen

28

Bart“ = Löwenmähne, die eigenartig kreisrunden Katzenaugen, die Gestalt der Vorderextremitäten, vor allem die eigenartige Stellung der Genitalien, die ja in dieser Weise nur dem Katzengeschlecht natürlich ist, von selbst. Daß Löwenbilder in dieser Höhle von Trois Frères vorkommen, wissen wir, Comte Bégouen hat auch deren Haltung in der Darstellung geschildert. Der den Eingang zur Sorcier-Halle bewachende Löwe hält den Kopf ebenfalls en face! Auf den Felsbildern Afrikas sind Löwe und Leopard die einzigen Tiere, die bei sonstiger Profil-darstellung den Beschauer en face anblicken. Hierin stimmen also die Felsbilder des afrikanischen Capsien mit denen des franco-cantabrischen Stiles in sehr bedeutsamer Weise überein. Aber noch mehr.

Genau so wie der zumeist als Löwe, teils aber zudem als Mensch und außerdem mit sonstigen Zutaten auch als magisches Geschöpf charakterisierte Sorcier in der Höhle von Trois Frères über den bepfeilten Tieren, ebenso thront der Löwe auf der Jachuplatte des Sahara-

atlas über Reihen von Elefanten, Straußen,
Giraffen, Antilopen.

Das vielleicht eigentümlichste aller Monu-
mente quartärer Kunst auf europäischem
Boden hat die zumeist verwandte Erscheinung
in der Capsienkunst Afrikas, — also desjenigen
Erdteiles, der anscheinend die höchste Fähig-
keit im Erhalten alter Kulturen besitzt. Es gilt
also, Umschau zu halten, ob die Kulturstruk-
turen des lebendigen Afrika den Sinn dieses
dem Jungpaläolithikum der franco-cantabri-
schen wie dem Capsien der saharischen Kunst
gemeinsamen Motivs zu erschließen vermögen.

2. Die Mahalbikultur.

In der Märchen- und Sagenwelt des Sudan spielen die Jäger nicht nur als Vertreter eines Berufes eine Rolle; sie tauchen auch hier und da als Stämme oder als Vertreter einer besonderen Kultur auf. Auch außerhalb der Märchenwelt wissen die verschiedenen Völker von Jägern als einer besonderen, wenn auch zersplitterten Volks- und Kulturgemeinschaft zu sprechen, zu erzählen, vielleicht auch zu fabeln. Das, was über sie verlautete, habe ich stets sorgfältig aufgezeichnet. Es mag hier zusammengefaßt werden.

In dem großen Völkerbecken zwischen Niger und Tsadsee und zwar vor allem in den dem Norden zu gelegenen Gegenden soll eine besonders helle Art von „Magussaua“ weithin zerstreut leben. Die Haussa haben für sie

keinen anderen Namen als Mahalbi, d. h. Jäger. Sie ziehen in kleinen Horden, die jedoch als untereinander verwandt gelten, umher, wohnen im Busch und tauchen bald hier, bald da unter den Bauern auf. So zerstreut sie aber auch sind, so verlieren sie nie den Kontakt untereinander. Man erkennt sie daran, daß sie einen Bogen mit Wickelbesehnung und nicht mit temporaler Haussabesehnung führen.

Von diesen Mahalbi sagen die Haussa, daß sie nicht nur sehr geschickte Burschen und ein wahrer Segen im Kampf gegen das Raubwild, sondern daß sie vor allen Dingen ungemein zauberkräftig seien, was besonders bei der Einweihung der Burschen in die Reifezeit und bei ihrer Einführung in den Stammesberuf hervortrete.

Die jungen Burschen dürfen vor ihrer Weihe weder je dem Geschlechtsgenuß frönen, noch aber größeres Wild erjagen. Zu Reifezeremonien werden sie in einen Busch gebracht. Dort werden Tänze veranstaltet, wird verwirrendes Geräusch gemacht, bis die Burschen in Exaltation geraten. Im Höhepunkt der Ekstase taucht ein Leopard (oder ein leoparden-

artiges Geschöpf) auf. Sein Eindruck ist schauererregend. Die Burschen sind zu Tode erschrocken. Dieses Wesen stürzt sich auf die Burschen und verletzt sie, zumal an den Geschlechtsteilen, so daß sie für ihr ganzes Leben hiervon Spuren haben. Einige sagen, es würde ihnen ein Hoden ausgerissen. Aber was es auch sonst sei, eine eigentliche Beschneidung sollen die Mahalbi nicht haben. Es folgen Tage orgiastischer Natur. Dies ist die Zeit, in der gewisse Büffelhörner bereitet werden, die als wichtigste Zaubergeräte für die Jäger bis zu ihrem Tode Bedeutung haben. In diese Hörner füllen sie Blut der erlegten Tiere. Die Frauen dürfen mit ihnen nie in Berührung kommen, sonst verwandeln die gefährlichen und wilden Tiere sich in sehr schöne Frauen, denen der ahnungslose Jäger sich hingibt, worauf sie Blutrache an ihm nehmen. Den Weiheplatz im Busch müssen die Burschen auf den Hacken gehend verlassen. Denn wenn sie in gewöhnlicher Weise gingen, würde das wilde Buschgeschöpf an den Abdrücken der Zehen ihren Weg erkennen und ihnen folgen. — Von nun an sind die Burschen außerordent-

lich begehrt zum Beischlaf. Je näher der Buschzeit, desto fruchtbarer sind sie. Jedoch ist es notwendig, daß sie den Geschlechtsakt in der Hocke ausführen, weil dieses wie bei den Tieren (?) am fruchtbarsten ist.

Von nun an ist der Bursche Jäger. Er muß aber von jetzt ab von jedem erlegten Tiere einige Tropfen Blut in sein magisches Büffelhorn füllen. Als Jäger soll er nicht allzu gierig hinter dem Wild her sein und sich mit einem guten Erfolg begnügen. Sonst wird er eines Tages zu einem Löwen mit „bösem Blick“. Diese Mahalbi bestatten nur Menschen, die an Verblutung gestorben sind; alle andern Leichen werden von den eigenen Leuten einfach in den Busch geworfen.

Ein anderes Mal wurde völlig unabhängig von diesem Bericht erzählt, daß bei diesen Mahalbi in Nordhaussa nur Frauen öffentlich tanzen dürfen. Die Burschen müssen vor Antritt ihrer ersten Hochwildjagd erst die Buschweihe, die Schindung und den ersten Beischlaf durchgemacht haben. Diesmal wurde mir berichtet, daß ein Hoden zerschlagen würde, daß sie den Zauber mit Antilopenblut

erlernen müßten, keine Früchte aus Gärten und kein Korn von Feldern genießen dürften.

In Adamaua wurde berichtet, daß die „Jäger“ im Tsadseeland und in Bornu besonders hellfarbig und ganz anders als die Menschen in Adamaua anzuschauen seien. Wenn bei diesen Horden ein Bursche seine erste Antilope erlegt hat, wird er in ein Erdloch gebracht, in dem er geschunden wird, so daß er viel Blut verliert. Von der Antilope wird aber ein Horn genommen, in das das Blut gefüllt wird. Ist es eine männliche Antilope, so wird ihr ein Hoden extirpiert, der ebenfalls in dieses Horn kommt. „Sonst verwandeln die Tiere sich in Frauen.“

Aus den Westländern kann eine ganze Menge von Notizen gebracht werden. Wandernde Djulla berichten von „hellen Jägern“, die die Länder nördlich des Senegal bis weit in den Norden hinauf truppweise durchziehen, ohne aber Mauren oder Berber zu sein. Die Bezeichnung als „Fulbe“ hat wenig für sich. Es sind viele kleine Trupps, die aber alle eine große Gemeinschaft bilden. Zwar genießen sie wildwachsende Früchte, aber nie Korn. Auch

hier wieder spielt erste Jagd und Burschenreife eine Rolle. Nach ihrer ersten Unternehmung werden sie in einer Höhle im Gebirge eingeschlossen. Hier müssen sie an die Wände Bilder malen, wie ich solches auch nahe Bandiangara in den Homburibergen feststellen konnte (Hadschra Maktuba Taf. 158 bis 160). Diese Bilder werden mit dem Blut der geschossenen Antilope bestrichen. Angeblich wird den Burschen hierauf ein Hoden zerquetscht. Aber so deutlich sind die Mitteilungen nicht, daß nicht auch ein anderer Eingriff in die Geschlechtsorgane gemeint sein könnte. Nach der Operation und ihrer Heilung verlassen sie die Höhle und zwar auch wieder auf den Hacken. Von nun an sind sie geschlechtstüchtig und brauchen die Tiere nicht mehr zu fürchten.

Die Mandevölker selbst wissen allerhand von früheren und heutigen Jägerstämmen zu berichten. In ihren halbhistorischen Legenden spielen sie eine große Rolle, allein schon im Sunjattaepos (Atlantis V). Dort tauchen schon die Kulluballi auf. Von dem ersten „Kulluballi“ erzählen sie nun folgendes: Dieser Jäger soll

36

seine Kraft von einer Antilope erhalten haben. Ein Löwe und er waren gleichzeitig auf der Jagd hinter ihr her begriffen. Die kleine Antilope sagte nun zu dem Jäger: „Schieße mich; brich mir ein Horn ab; fülle mein Blut hinein; wenn der Löwe dich hernach überfällt, wird er dich nur kratzen, kann dich aber nicht töten.“ Der Kulluballi tat, wie ihm die Antilope geraten hatte. Er schoß sie und brach ihr ein Horn ab. Dann füllte er das Horn mit dem Blut der Antilope. Hernach überfiel der Löwe den Kulluballi. Er riß dem Kulluballi mit den Klauen die Geschlechtsteile auf, so daß ein Fetzen fortfloß. Weiter tat der Löwe dem Kulluballi nichts. Der Kulluballi aber schlug an dieser Stelle sein erstes Haus auf und siedelte sich hier an. Er wurde ein sehr großer Jäger. — Nun der merkwürdige Schluß: „Dies soll heute bei Bafulabe noch als Sitte vorkommen.“ —

Weiterhin die Gebiete außerhalb der eigentlichen Negerländer. Während der vierten Expedition erzählten Tuareg und Haussa uns allerhand über sich herümtreibende Völckchen, die zwischen Air und Mursuk der Jagd obliegen.

Diese Leute leben angeblich nur von der Jagd. Sie essen niemals Korn. Unter ihnen haben die Männer gar nichts zu sagen, alles aber die Frauen, denen die gesamte Habe gehört. Männer, die nicht großen Jagderfolg haben, gelten gar nichts. Als Burschen müssen sie durchaus keusch leben. Wenn sie geschlechtsreif werden, führen die Aelteren sie nach dem Süden in Länder, in denen es Leoparden gibt. Dort müssen sie eine oder mehrere Antilopen erjagen. Danach werden sie in ein Erdloch gebracht, in dem sie geschlagen und zerkratzt werden. Hiernach (oder bezieht sich dies auf die Ereignisse in der Höhle?) müssen sie mit Leoparden oder Löwen kämpfen. Sie werden von dem Raubtier angefallen. Wenn dies sie aber mit seinem Blick fesseln will, so halten sie ihm ein Horn voll Antilopenblut entgegen und es läßt von ihnen. Nach diesem Kampfe sind sie ausgebildete Jäger. Sie haben in ihrem Beruf nun viel mehr Erfolg als die Tuareg. Denn sie erhielten alle Zaubermittel durch die kleine Antilope.

Diese Jägerstämme behaupten, daß in Damergu der Vater aller Büffel wohne, der ihr

Schutzherr sei. Wenn dieser einem der Mahalbi wohlwolle, so verwandle er ihn in eine Büffelkuh und decke sie. (Dieses könnte auch mißverstanden sein.) Im übrigen sind sie sehr scheu und fürchten den bösen Blick. Von den Löwen (auch Leoparden?) sagen sie, daß diese früher Menschen gewesen seien, die den bösen Blick hatten. Zwar fürchten auch die Tuareg den bösen Blick, aber nicht annähernd so wie diese Jäger. Diese kennen auch die Sitte der Tuaregfrauen, die Haare oder Nägelabschnitte derer zu verbrennen, die sie hassen. Die Jägerfrauen sind aber in dem Gebrauche dieser Magie noch viel fürchterlicher als die Tuaregweiber.

Die Leichen der Ihrigen werfen diese Jäger in die steinigen Abgründe, um nichts mehr mit ihnen zu tun zu haben. Von solchem Begräbnis heimkehrend, gehen sie auf den Hacken. In ihrer Nahrung wird nie Salz angewendet. Sie trinken nach jedem Jagderfolg von dem Blut ihrer Beute, nachdem sie ein wenig in ein Horn gefüllt haben, das sie immer bei sich führen. Die Männer dürfen nicht tanzen. Wenn sie aber auf die Jagd gehen, müssen die Frauen tanzen

und stark mit dem Hinteren wackeln, das versetzt die Männer in Erregung. Statt aber dann zum Beischlaf überzugehen, müssen sie schnell zur Jagd eilen. Wenn aber eine Frau, während ihr Mann auf der Jagd ist, mit einem andern Manne den Beischlaf übt, so sagen die Tiere es dem Gatten. Die Leute sollen behaupten, das Leben sei im Blute. — Alles dieses wurde als wahre Beschreibung lebendiger Sitten gegeben, macht aber vielmehr den Eindruck einer dunklen Erinnerung an eigene, sagenhafte Vergangenheit.

Aus dem Ostsudan liegen anderweitige Mitteilungen vor. Hier spielen die Viehzüchter quasi als Mittelstufe zwischen reinen Jägern und reinen Fruchtbauern eine nivellierende Rolle; hier ist der Beruf des nur auf sich beruhenden Jägertums als Sonderbarkeit so gut wie ausgestorben. Aber die Fabel weiß auch hier allenthal Entsprechendes zu erzählen. So berichteten 1926 die Bischarin, daß die südlichen Hadendoa stets ganz besonders geschickte Jäger gewesen und heute noch seien. Wenn bei diesen ein Bursche mannbar würde, müsse er auf die Jagd gehen und im Laufe eine Gazelle behend zu

40

Tode hetzen. (Als Sport heute noch bei allen Bedjavölkern beliebt!) Er muß sie so lange hetzen, bis sie zusammenbricht. Zu diesem Ende läuft er vom Morgen bis zum Abend hinter ihr her und zwar nackend! Nur das Geschlechts-glied trägt er mit Leder verhüllt, damit der Blick der Gazelle, wenn sie zusammenbricht, nicht auf das Geschlechtsorgan des Jägers fällt. Wenn dies sich ereignete, wäre das Leben des Burschen gefährdet. Denn der Grund, weshalb der Löwe, der eine Antilope anfällt, die Geschlechtsteile zwischen die Beine geklemmt nach hinten trägt, ist der, daß er damit den Schaden vermeidet, den der Blick der sterbenden Antilope verursachen würde. Auch sagt man, daß die Tiere, als Frauen verwandelt, die Jäger schwächen und vernichten können und daß man deswegen einen Hoden zerdrückt (oder versteckt; schwer verständlich!), damit man so als geschlechtsunfähig erscheine. Jedemfalls dürfen „unbeschnittene“ (?) Burschen bei diesen Jägern nicht auf die Jagd gehen.

Vielerlei erzählen sich die Kordofaner. Von den Leopardenjägern an der Grenze Abessiniens berichten sie: Wenn diese das „Nest“

einer Leopardin entdecken und die Jungen herausnehmen, dann müssen sie 1. auf den Hacken zurückkehren, dürfen sie 2. unterwegs nicht ihr Wasser abschlagen, 3. sich nicht verletzen, damit sie ja nicht einen Tropfen Blut verlieren und 4. endlich sich nicht umwenden, damit der Leopard ihnen ja nicht zu folgen vermag. Die Kordofaner Jäger selbst üben wie die in Senaar, bei den Bedja oder den Tuareg und im Aures große Vorsicht mit abgeschnittenen Fingernägeln oder Haarspitzen, denn eine magische Vernichtung solcher Körperteilchen könnte sie selbst vernichten. Umgekehrt aber eignen sie selbst sich hie und da unbeschränkte Macht über ihre Jagdbeute an, indem sie vom Blut der geschossenen Tiere in ein Zauberhorn füllen. Die Tiere sollen so weiterleben (?). Wenn ein Jäger jedoch auf der Jagd Tierblut vergossen hat, dann muß er auch aus dem eigenen Arm Blut fließen lassen, um so freiwillige Buße zu gewähren. Der Arm also, der selbst die Schußwaffe handhabte und Blut vergoß, wird so entsühnt. Außerdem verhüllt der Jäger Nordkordofans seine Geschlechtsteile auf das sorgfältigste, damit der böse Blick seines

42

Opfers ihnen nicht schade. Dagegen heißt es von den in Kordofan eingewanderten Ababdejägern, daß sie sich einen ihrer Hoden wegen des bösen Blicks der Löwinnen zertrümmern.

Weiterhin endlich will ich das wiedergeben, was ich in der Kabylie und bei den Stämmen des Aures hörte. Eines Tages berichteten sie mir über die Stämme „im Süden“. Erst sagte ein Alter, daß jene Männer früher auf der Jagd eine Tasche über die Geschlechtsteile gezogen trugen, damit der Blick der Löwen ihnen nicht gefährlich würde. Danach erklärte er den Löwen als wilden, wahnsinnigen Mann mit bösem Blick. (Später als allgemein verbreitete Ansicht festgestellt. Atl. I. S. 60.) Weiterhin behauptete ein anderer, daß in der alten Zeit dort unten jeder Jäger ein Stück von seinem Präputium den Tieren geopfert habe, um durch Blut und Hingabe der Rache der Jagdtiere vorzubeugen. Denn die Rache der Tiere fürchtete früher und fürchtet noch heute jeder Pantherjäger, weil sie, wenn auch nicht als Tote, wohl aber als Verblutende sich rächen können.

Dem schließt sich folgerichtig an, was die

Kabylen über ihr altes, heute anscheinend ausgestorbenes Jägertum zu berichten wissen. (Siehe Atl. I. S. 14 ff.) Die Kabylen sind heute die Träger einer durch Garten- und Farmbau charakterisierten Kultur, ohne daß sie jedoch alle Symptome einer dieser vorangegangenen Jägerkultur etwa eingebüßt hätten. Immerhin wurden doch die Männer, die als bedeutende Jäger im Leben große Erfolge hatten, also einem blutigen Handwerk obgelegen hatten, ebenso wie Schlächter, nach ihrem Tode gern etwas abseits von den andern, in „einem stillen Winkel“ des Kirchhofs beigesetzt. War nun aber gar ein kühner Jäger — was in alten Zeiten, als noch Panther, Löwen, Büffel und Gazellen die hohen Gebirge belebten, häufig eintrat, — auf der Jagd verunglückt und zu Tode abgestürzt oder gar im Kampfe mit einem Tier getötet, so wurde solcher auf keinen Fall auf dem allgemeinen Friedhof beigesetzt. Solange ein hervorragender Jäger lebte, wurde er sehr geehrt und spielte im Männerrate eine große Rolle. Denn es galt als ein kühnes Unterfangen, sich mit dem „Handwerke des Blutes“ zu befassen. Es gehöre eine schwierige

44

Zauberkunst dazu, Blut fließen zu lassen und doch nicht der Rache des Blutes anheimzufallen. Der Jäger füllte ein wenig Blut von jedem Tier, das er erlegte, in ein Gazellen- oder Mufflonhorn. Dies Horn nahm er vor jedem Jagdzuge mit zu einer (oder der?) Opferstelle in den Felsen, schüttete es mit bestimmten Zutaten über die Opferschale aus und bat um Wiedererstehen der getöteten Tiere, bat um Vergebung lebendiger Blutschuld. Das war alles sehr umständlich und gefährlich. Es war dazu ein großes Wissen von Bannsprüchen und Namenzauber nötig. — Solange ein solcher Jäger lebte, ward er wie gesagt geehrt; verließ doch seine Gegenwart sogar ein gewisses Gefühl der Sicherheit. Denn seine Bannsprüche und sein Bluttauber mußten ja stark sein. Wenn er aber seinem Berufe erlag, so war es klar, daß er im Kampfe mit den Blutwesen unterlegen war. Mit seinem Tode war es erwiesen, daß die Rache des Blutes ihn verfolgte. Man konnte nicht wissen, wie weit. Die Lebendigkeit der Rache war ersichtlich, und die Macht des schützenden Zaubers war durch seinen Tod gebrochen.

Mit dem der Rache des Blutes verfallenen Leichnam wollten die gartenbauenden Kabylen nichts zu tun haben. Deshalb wurde ein solcher Toter oben in den Felsen, im hohen Gebirge, im Jagdgebiet möglichst nahe der Stelle, an der ihn der Tod erreicht hatte, bestattet. Die Leiche ward mit Lederriemen, anscheinend in Hockerform, zu einem Bündel verschnürt. Dann ward ein roher Steinpfeiler — und in Ermangelung eines solchen ein Baumstamm — errichtet, an dem das Leichenbündel festgebunden wurde. Den Namen des Pfeilers soll man nicht aussprechen — wenn schon, dann wenigstens mit einigen Getreidekörnern im Munde. Solches ist sowieso als Schutzmittel gegen die Gefahren, die eine solche „Bestattung“ mit sich bringt, ratsam. Fernerhin ward das Horn, in welchem der Jäger zu Lebzeiten das Blut der erlegten Tiere aufgefargen hatte, neben die Leiche gelegt. Endlich wurden um Leiche, Horn und Säule Steine gebettet, bis alles unter dem Steinhügel verborgen war. Jeder einzelne Teilnehmer warf dann, weggehend, noch einen Stein über die Schulter auf den Haufen und eilte dann, ohne

46

sich noch einmal umzusehen, schleunigst heim. Kam aber je ein Jäger oder sonst ein Mensch an solchem Grabe vorbei, so warf er schnell einen Stein dazu.

Die Kabylen selbst berichten, daß dieses Jägertum und das sie begleitende Zauberwesen ausgestorben seien. Sie sagen auch, daß die Jäger eine besondere Art Menschen, nämlich blauäugige und blondhaarige, gewesen seien. Nachkommen solcher lebten noch hie und da; an diesen klebe noch die Rache des Blutgeistes. Sie brächten es nämlich nie zu etwas Rechtem. Besonders nicht im Farmbau. —

Außer den Erinnerungen an einen speziellen Jägerberuf der Vergangenheit wußten die Kabylen aber auch noch sonst mancherlei hierher Gehöriges zu erzählen. Wenn ein Greis bestattet wurde, der in jüngeren Jahren ein großer Jäger gewesen war, so gingen jüngere Leute auf die Jagd, erlegten eine Antilope und trugen sie zu dem Steinplattenplatz, der als Männerversammlungsort und Bestattungsort der Greise diente. Seitwärts von diesem Platze wurde die Beute enthauptet, vom Schädel ein Horn gelöst und dieses mit dem Blute des

Wildes gefüllt. Es wurde außerdem mit dem oben erwähnten Bluthorn des Verstorbenen neben der Leiche niedergelegt. Damals wurde ein Leichenmahl veranstaltet, das durch ein besonderes Gericht ausgezeichnet war. Die Darm- und Magenwände des Wildes wurden mit Blut, Fett, Leber- und Fleischstückchen gefüllt und zugebunden. Diese „Würste“ wurden dann auf den glühenden Kohlen hin- und hergewälzt, so wie es schon der alte Homer von der Speise der Hirten erzählt und wie es auch bei den Bedja üblich ist. An dem Genuß dieser Speise beteiligten sich nur Jäger oder Greise, die in ihrem „Mannesalter“ Jäger gewesen waren. Die andern verzehrten geröstete Mehlladen. Zum Schluß sei noch bemerkt, daß die Kabylen von einem großen Felsbild bei Haithar zu berichten wissen, auf welchem der mythologische Urbüffel an der Stelle dargestellt ist, an der aus seinem in eine Schale geträufelten Samen dermaleinst die Gazellen hervorgingen. Hierüber nachher mehr. Jedenfalls gilt die Stelle als Opferplatz der Jäger, an dem sie dem Büffel, gewissermaßen als Herrn der Tiere, Opfer darbrachten. —

Diese Kabylen- und Berberberichte sind besonders interessant als Niederschläge eines hortikulturellen Lebensgefühles in seiner Beurteilung vergangener eigener Kulturzugehörigkeit.

Ich versuche im folgenden den Sinn, der den so gesammelten Mitteilungen zugrunde liegt, in einer Gestalt zusammenzufassen.

Es spielt keine Rolle, ob wir alle die im vorigen Kapitel zusammengestellten Angaben auffassen als Legenden, Erinnerungen, Beschreibungen oder — meinetwegen sogar Erfindungen. Diese Angaben, die bei Niederschrift aller Lagerfeuergespräche sicherlich leicht vielfacht werden könnten, fließen zusammen zu dem Bilde einer Vorstellung, die in der Seele des Nord-, Nordost- und, wie sich zeigen wird, auch Südafrikaners besteht. Gleichgültig zunächst, ob diese Vorstellung von einer ganz spezifischen Art von Menschheit und Kultur der Realität entspricht oder nicht — sie besteht; und als bestehende Vorstellung ist sie gerade deshalb so außerordentlich wertvoll, weil sie zu allermeist im Sinne derjenigen

Menschen lebt, die selbst sich mit dem geschilderten Kulturwesen nicht identisch fühlen, die vielmehr solches als gegensätzlich zu eigenem Sein und eigener „Natur“ schildern. Aber gerade aus diesem Grunde ist es desto wertvoller, auf die innere Uebereinstimmung aller dieser Angaben hinzuweisen, eine Tatsache, die sich aus der nachstehenden Zusammenfassung als fast selbstverständlich herauszuschälen scheint.

Schon in den Schilderungen der Menschenart, die für Träger dieser Vorstellungen erachtet werden, herrscht eine verblüffende Uebereinstimmung. Sie gilt überall als besonders hellfarbig. Dieser Uebereinstimmung gegenüber ist es gleichgültig, ob die einen sie als „Fulbe“, die andern sie als blauäugig und blond bezeichnen. Es mag hierbei die Kenntnis einer besonders hellen Menschenart, ein Bedürfnis nach Erklärung zu einer ungehörigen Spezialisierung geführt haben. Niemals hörte ich, daß dunkle Völker zur Jagd prädisponiert seien, wohl aber sowohl im Nordosten wie im Süden (im südlichen Kongo-becken) mehrmals den Hinweis darauf, daß

50

Hellfarbigkeit, Lichtheit der Hautfarbe besonders zum Jägerberuf prädisponieren. Von einem Individuum, das 1905 unser Lager im Kaniokagebiet aufsuchte, sagten Baluba und Bena Lulua übereinstimmend: „dieser ist so weiß, daß er ein guter Jäger sein muß.“ Von der herrschenden Familie der Bena-Ki sagten die Angolaleute: „Sieh, Herr, wie hell diese Leute sind! Das sind große Jäger!“ — Des ferneren werden die sozialen Verhältnisse, unter denen die Jäger leben, stets als die gleichen geschildert. Sie streifen als einzelne Trupps umher, halten aber einen Zusammenhang aufrecht. Sie sind Jäger, die sich wohl auch mit den Früchten der Steppe ernähren, das Korn aber vermeiden. In einem ganz besonderen Punkte tritt die Zusammengehörigkeit klar hervor, in einem Sittenkomplex, welcher verblüffende Uebereinstimmung erkennen läßt, in der Reife der jüngeren Burschen.

Die Schilderung der Reifefeste setzt schon mit einer wichtigen Angabe ein. Die Burschen werden an einen abgelegenen Ort gebracht, der entweder durch einen Busch oder ein Erdloch oder eine Höhle charakterisiert ist.

Hier werden sie in eine Ekstase versetzt und dann „geschunden“. Die Berichte verraten ein unzweifelhaftes Streben, Blut fließen zu lassen. Die körperlichen Verletzungen beziehen sich aber vor allem auf die Geschlechtsorgane. Das Einzelne ist hier nicht ganz klar. Einige Angaben scheinen auf eine Art Beschneidung hinzuweisen, andere sprechen davon, daß ein Fetzen fortfliegen muß, andere deuten Exstirpation oder Zertrümmerung eines Hodens (Monorchie) an. Die ausführende Gewalt liegt in den Pranken eines Raubtiers! Der Leopard dürfte hier die entscheidende Rolle spielen. Aber auch das „Wild“ gewinnt seine Bedeutung. Entweder als Beginn der Zeremonie oder in deren Verlauf oder nachher wird eine Antilope oder Gazelle zur Strecke gebracht, deren eines Horn abgebrochen und in Zukunft mit dem Blut des erlegten Wildes gefüllt wird. Dem Antilopenhorn tritt das Büffelhorn bei. Mit dem Blut der erlegten Antilope werden Höhlenbilder ausgemalt. Die ganze Zeremonie gliedert das Leben der Burschen nach zwei Richtungen. Einerseits gewinnen sie Recht und Macht zur Hochwildjägerei, andererseits beginnt für sie

jetzt das Geschlechtsleben. Vor der Zeremonie sollen sie noch nicht kohabitiert haben, nachher aber gelten sie als besonders fruchtbar. Den Abschluß bildet eine Art Flucht. Sie sollen entweder auf den Hacken von dannen ziehen, d. h. also keine Zehen- und damit Fußrichtungseindrücke zurücklassen, oder aber sie sollen sich nicht umwenden, das heißt durch Zurückwenden des Blickes einem etwa Folgenden Spürmöglichkeit bieten.

Die schon in dem einen Sittenkomplex zusammenfließenden Linien sind solche eines betont magischen Lebensgefühls. Solches manifestiert sich in einer Reihe von Anschauungen und Handlungen, die unter dem Stichwort „pars pro toto“ zusammengefaßt werden können. Teile eines lebendigen Wesens animalischer Natur sind aber nicht nur Abschnitte seines Haares und seiner Nägel, Klauen, Gehörne, seines Blutes, sondern auch sein Blick und sein Name. Das Besitzergreifen eines Teiles verleiht Herrschaft über das Ganze. Das Ergreifen kann nicht nur erfolgen durch Zugreifen mit den Händen, sondern auch durch Ruf und Anruf, vor allem auch durch den

Blick. Aus dem einen geht der Namenzauber hervor. Der Blick ist das Unheimlichste. Das im Tode brechende Auge ist etwas Gefürchtetes. Das Blut aber ist das Wichtigste. Das Blut wird als direkt identisch mit dem Leben bezeichnet. Wenn der Jäger vom Blute des Wildes in sein magisches Bluthorn gefüllt hat, so hat er auch von seinem Schicksal Besitz ergriffen. Dem Raubtier gegenüber gibt es aber noch eine Sicherheitsformel: do ut des. Der Jäger gibt aus dem waffenführenden Arm einen Blutstropfen. Er hat damit gegeben und das Recht erlangt zu nehmen. Die Entsühnung tritt ein. Die Schuld ist getilgt. Auffallend klar tritt die Beziehung des Geschlechtslebens zu Blut und Blick hervor. Das Raubtier ergreift Besitz vom Geschlechtsteil des Jägers, indem es ihn blutig beraubt. Damit ist ein für allemal fürsorglich weiterer Anspruch aufgehoben und der Möglichkeit, daß ein wildes Tier in Gestalt einer schönen Frau ihn schwäche, vorgebeugt. Post coitum omne animal triste! Diese Schwäche ist gefürchtet. Der Beischlaf vor der Jagd ist verboten. Der Blick des gejagten Tieres darf nicht auf die Geschlechts-

teile fallen. Auch hier wieder tritt die Furcht ein, daß das Wild sich in verführerische Frauen verwandeln könne. So die ungezwungene Erklärung für eine erste Erscheinung des Penisfütterales. — Wie Blut und Blick so zu Allegorien der Macht und des Lebens werden, so das Blutlose, Kalte, Blicklose ein Entgegengesetztes. Die Leiche des Menschen wird fortgeschafft, jede Möglichkeit eines etwa von ihr ausgehenden Einflusses dadurch behoben, daß sie weit draußen im Gebirge gefesselt oder in Abgründe geworfen oder mit Steinen bedeckt wird.

Das Verhältnis des Jägers zu den Tieren ist schicksalsbestimmend. Da ist vor allen Dingen das Raubtier Leopard oder Löwe. Das Raubtier greift entscheidend in das Menschenleben ein. Das ja wohl sicher gefährlichste Geschöpf betont mit seinem Prankenschlag den Eintritt in das Geschlechtsleben, führt den Mann in gewissem Sinn in die Lebensaugenblicke, in denen er sich selbst der Schwäche und Schwächung hingibt. Es ist eine zunächst nicht ohne weiteres verständliche Beziehung zwischen dem scharfen Blick

des Raubtieres und dem Geschlechtsleben feststellbar. Aber sie muß vorhanden sein. Nach einer Erzählung aus Borgu verliert ein Jäger infolge des Schusses auf einen Leoparden die Geschlechtsteile. (Atl. IX S. 401.) Aber auch sonst besteht rege Beziehung zwischen Tierwelt und Geschlechtsleben. Die Burschen, so wurde einmal gesagt, sollen die Reifezeremonie durchmachen, wenn die Büffel brünstig sind. Ueber die Beziehung der Bluthörner zu den Abschnitten des Frauenlebens wird nachher gesprochen werden. In dieser Reifezeremonialzeit gewinnt der Jäger das Bluthorn. Von den Gazellen und Antilopen erlangen die Jäger ihre Zaubermittel! (Siehe auch weiter unten.) Immer wieder wird davon gesprochen, daß die wilden Tiere sich in schöne Frauen verwandeln können, die den Jägern gefährlich werden. Wie oft dies in der Märchenwelt vorkommt, kann leicht gezeigt werden. Allein nur aus der eigenen Atlantis-Sammlung folgende Zusammenstellung: Löwenfrau: Djur IV 297/8; Basari XI S. 190/1; Nupe IX 241; Ankoï X 165. Leopardenfrau: Joruba X 238. Büffelfrau: Mande VII 48;

56

Haussa IX 300; Nupe IX 247; Baschama X 165.
Im ferneren als Frau bei Mande Kobaantilope
V 304; VII 47/8; ebenso bei Haussa IX 382;
bei Bosso-Sorokoi Fisch 111; bei Muntshi
Elefant XI 275; bei Joruba Schlange X 233;
bei Kabylen Kamel II 264, vgl. auch III 146,
241; bei Kredj und in Kordofan wird eine wilde
Rula zur schönen Frau VI 285, 303. Endlich
aber hören wir auch von einem sehr intimen
Band, das zwischen dem Jäger und dem Wild
besteht: Wenn die Frauen sich daheim mit
anderen Männern abgeben, während sich ihre
Männer auf der Jagd befinden, verraten die
Tiere solche Missetat den Gatten. Aehnliches
erzählen auch die stark magisch eingestellten
Bosso-Sorokoi und schreiben solche Mitteilung-
fähigkeit zumal dem Manatus zu. (Atl. VII
S. 130.)

Das Gesante zusammenfassend kann gesagt
werden: einmal, daß es sich hier augenschein-
lich um die Schilderung von Sitten und An-
schauungen handelt, die in ihrer Weise so
einheitlich sind, daß wir von einem „Stil“
sprechen können. Es ist der Stil der
Mahalbikultur. Zum zweiten aber taucht

in allen Einzelheiten der Angaben, sowie auch als entscheidende Achse des sich erschließenden Lebensgefühles eine unverkennbare Uebereinstimmung der Bewegung wie der Formen mit der Kultur auf, die ich im „Unbekannten Afrika“ und in den „Monumenta Africana“ als hamitische Kultur bezeichnet habe. —

Wenn die Mahalbikultur aber als eine Variante der großen hamitischen Kultur aufgefaßt wird, so stellt sich die Frage nach dem Punkte ein, in welchem auf der Bahn der großen Entfaltungs-, Entwicklungs- und Umbildungslinie sie einzusetzen ist. Keine einzige Kultur lebt so isoliert, daß sie stets beziehungslos nur für sich existierte. Wenn die hamitische Kultur in ihrer ausgesprochenen Tendenz zum Rationalismus, zum magischen Lebensgefühl und zur Ablehnung alles mystisch Irrationalen auch ungemein stilsicher ist (wie ich sie bei den Bedja in einer erstaunlichen Armut und Formsicherheit kennengelernt habe), — so lehrt doch allein das Beispiel der Kabylen, daß sie zum mindesten Perioden der Bereicherung durchgemacht haben kann, die sie vielleicht

58

wieder abstieß, die aber doch einmal eine große Bedeutung gehabt haben müssen. Denn auch die Bedja haben heute noch, wenn auch verblaßte Beziehungen zu dem ungeheuren Reichtum der Felsbilder ihres Landes. Die Herkunft solcher Bereicherungen festzustellen, ist eine wichtige Aufgabe für die Urgeschichte der menschlichen Lebensgefühle. In der Mahalkultur tritt die hamitische Kultur uns nun mit verschiedenen Symptomen entgegen, die es vielleicht ermöglichen, einen Blick in vergangene kulturelle Beziehungen und gegenseitige Beeinflussungen zu gewinnen.

In solchem Sinne mögen verschiedene der hier geschilderten Sitten und Anschauungen des näheren erörtert werden.

3. Ueberschneidungen der Kulturen.

In den vorhergehend zusammengestellten Angaben über die Eigenarten der Mahalbikultur ist des öfteren das „Bluthorn“ erwähnt. Von seinem Ursprung wissen mehrere Erzählungen der ackerbauenden Sudaner zu berichten. Hier zunächst die Version der Tim, eines Volkes aus dem östlichen Volta Becken:

1. Ein Jäger, der immer viel Jagderfolg hatte, heiratete. Er bekam ein Kind. Das Kind wuchs heran. Der Jäger nahm den Knaben dann und wann mit auf die Jagd. Der Bursche ward groß. Der Jäger ließ den Burschen allein auf die Jagd gehen. Der alte Jäger sagte zu dem jungen Jäger: „Du kannst überall jagen, wo es dir zusagt. Nur in dem Wald dort drüben darfst

du nicht jagen. Hast du mich gehört: du darfst nicht in den Wald drüben gehen!“ Der junge Jäger sagte: „Es ist gut.“

Nach einiger Zeit starb der alte Jäger. Sein Sohn, der junge Jäger, nahm seinen Bogen und seine Pfeile. Er ging auf die Jagd. Er jagte allenthalben; nur in den Wald, den zu betreten sein Vater untersagt hatte, ging er nicht. Eines Tages aber verfolgte er eine Spur, die führte in den verbotenen Wald. Er betrat ihn. Er sah überall Spuren. Der junge Jäger sagte: „So viele Spuren sah ich noch nie beisammen. Ich werde mich einmal ansetzen.“ Der junge Jäger stieg auf einen Baum.

Der junge Jäger saß noch nicht lange auf dem Baum, da kamen unten einige Antilopen, die sagten: „Wir wollen uns niederlegen und auf unsern Vater warten.“ Die Antilopen legten sich nieder. Der Jäger sagte: „Ich muß auch den Vater der Tiere sehen.“ Der Jäger wartete. Nach einiger Zeit kam der Elefant. Der Jäger sagte: „Das muß der Vater der Tiere sein.“ Der Elefant sagte: „Ich will mich niederlegen und auf meinen Vater warten.“ Der Jäger sagte: „Was mag das für ein Geschöpf

62

sein, wenn das noch nicht einmal der Vater der Tiere ist!“ Der Elefant legte sich nieder. Es kamen viele Antilopen, kleine und große, und Büffel und alle sagten: „Wir wollen auf unsern Vater warten.“

Es wurde ringsum hell. Die Tiere sagten: „Das ist unser Vater.“ Dann kam Usse, die Sonne. Usse sagte: „Steige von dem Baume herab!“ Darauf stieg der Jäger von dem Baume herab. Usse fragte: „Was willst du denn hier?“ Der Jäger sagte: „Ich bin ein Jäger und möchte Antilopen schießen.“ Usse sagte: „Ich bin Usse, der Vater der Tiere; aber ich will es dir erlauben, in Zukunft Tiere zu schießen; nur mußt du eines tun. Ich werde dir ein Horn geben. Jedesmal, wenn du ein Tier erlegst, mußt du von seinem Blut in dieses Horn füllen.“ Usse gab dem Jäger das Horn und sagte: „Hier hast du das Horn. Hast du mich nun wohl verstanden?“ Der Jäger sagte: „Ich werde es tun, wie du es mir gesagt hast, werde von dem Blut jedes Tieres, das ich erlege, in dieses Horn tun.“ Usse sagte: „Es ist gut.“

Der Jäger ging mit dem Horn nach Hause.

Von nun an ging er alle Tage auf die Jagd. Jeden Tag erlegte er eine Antilope, und jeden Tag füllte er von dem Blute der erlegten Antilope in das Horn, das ihm Usse, der Vater der Tiere, gegeben hatte. Eines Tages erlegte er wieder eine Antilope. Er füllte sogleich von ihrem Blut in das Horn, das Usse ihm gegeben hatte. Dann stellte er das Horn beiseite. Nach einiger Zeit kam die Frau des Jägers herein. Sie streifte (aus Versehen) an dem Horn vorbei. Das Horn fiel um und das Blut floß heraus. Als der Jäger heimkam, war das Blut ausgelaufen. Der Jäger schimpfte seine Frau und sagte: „Du magst das selbst mit Usse, dem Vater der Tiere, abmachen. Morgen wirst du mit mir in den Wald kommen.“

Am andern Tage rief der Jäger seine Frau. Sie kam. Er ging voraus in den Wald, den sein Vater ihm zu betreten verboten hatte. Seine Frau folgte ihm. In dem Walde stieg der Jäger auf den Baum und sagte zu seiner Frau: „Komm auch herauf!“ Die Frau stieg auch auf den Baum. Nach einiger Zeit kamen alle Antilopen, Büffel, Elefanten. Alle sagten: „Wir wollen uns niederlegen und auf unsern Vater

64

warten.“ Alle Antilopen und Tiere legten sich nieder und warteten.

Nach einiger Zeit ward es hell. Dann kam Usse, die Sonne, der Vater der Tiere. Usse sagte zum Jäger: „Du bist wieder da! Steige herunter!“ Der Jäger stieg mit seiner Frau vom Baume herunter. Usse sagte: „Was willst du?“ Der Jäger sagte: „Du hast mir ein Horn gegeben. Ich sollte von jedem Tiere, das ich erlegte, etwas Blut hineintun. Ich habe es immer getan. Auch gestern hatte ich es getan und hatte das Horn mit dem Blut in das Haus gestellt. Da kam aber meine Frau vorbei, streifte das Horn und warf es um. Und so ist das Blut herausgelaufen.“ Usse nahm das Horn. Usse betrachtete das Horn. Dann spritzte Usse das Blut, das noch im Horn war, dem Weib von hinten zwischen die Beine. Seitdem haben die Frauen die monatliche Reinigung. (Atl. VII S. 176 bis 178.)

Eine sehr ähnliche Version dieser Legende fand ich bei den den Tim benachbarten Bassari. Sie mag auszugsweise wiedergegeben werden:

2. Ein Jäger hat stets großen Erfolg. Eines Tages sind alle Tiere geflohen. Ihre Spuren

Probenius, Bd. VII. 3

65

30

führen in einen großen Wald, den der Jäger betritt. Er besteigt einen Baum. Ein Tier kommt nach dem andern und sagt: „Ich will warten, bis Teba, mein Vater, kommt.“ Erst kleine Antilope, dann Riedbock, dann Pferdeantilope, dann Büffel, dann Elefant. Von jeder Art viele. Dann wird es oben und unten rot. Aus dem Busch kommt ein sehr großer Mensch, der von oben bis unten rot ist. Das ist Teba. Alle Tiere drängen sich um Teba und schmiegen sich an ihn.

Die Zwergantilope Ukoni schnuppert in der Luft und ruft: „Ich rieche einen Menschen.“ Die andern Tiere beschimpfen die Ukoni. Ukoni blickt aber nach oben und sieht den Jäger. Teba läßt ihn heruntersteigen. Der Jäger wird nach seinem Vorhaben befragt. Er will Tiere jagen. Welche? Der Jäger zählt alle Tiere auf. Die Fortsetzung dann wörtlich — Teba sagte: „Es ist gut! Merke auf!“ Teba schlug ein Horn der Ukoni ab. Er gab das dem Jäger und sagte: „Ich will dich nicht töten. Nimm dieses Horn! Wenn du in Zukunft eine Antilope oder einen Büffel oder einen Elefanten tötest, so tue von ihm immer

66

ein wenig Blut in das Horn. Versäume das nie, und es wird nicht dein Schade sein!“ Der Jäger nahm das Horn. Er sagte: „Es ist gut.“ Er ging mit dem Horn nach Hause. —

Die Erzählung berichtet nun weiter, wie der Jäger erfolgreich die Tiere jagt und immer in vorgeschriebener Weise das Bluthorn füllt. Wie in der ersten Version wirft die Frau aber eines Tages, und zwar nachdem just ein Elefant getötet ist, das Horn um, so daß das Blut herausfließt. Der Jäger zwingt seine Frau, ihn in den Wald zu begleiten und mit ihm am Versammlungsplatz der Tiere einen Baum zu besteigen. Wieder kommen alle Tiere und legen sich, auf Teba, ihren Vater, wartend, nieder. Teba kommt. Die kleine Ukoni entdeckt die Menschen, die auf Tebas Befehl vom Baume zur Erde herabkommen müssen. Der Jäger berichtet über den Unglücksfall des Hornes. Der Schluß lautet in dieser Version:

Teba rief die Frau und sagte zu ihr: „Was hast du mit dem Blute gemacht?“ Die Frau sagte: „Ich habe im Hause gefegt und sah das Horn nicht gleich. Da stieß ich es um und das Blut floß heraus.“ Als die Frau das gesagt

hatte, nahm Teba das Blut aus dem Horn und warf es gegen die Beine der Frau. Seitdem haben die Frauen die monatliche Reinigung. Teba hatte aus dem Blut dem Jäger ein Amulett herrichten wollen. Nun ward aber dieses Blut zum Merkzeichen des weiblichen Körpers, der damit angeben will, daß er bereit ist, schwanger zu werden. (Atl. XI S. 66 bis 70.)

Bei den Jukum, einem weit nach Osten hin am Benue wohnenden Volk, finden sich Reste dieser Legende vom Zauberhorn. Bei diesen spielen die Büffel in Legende wie Kultus eine große Rolle. Die Büffelkopfmasken (Aku-koa) und die beringte Büffelhornrassel (Achni) stehen mit einer umfangreichen Jägerlegende in Beziehung.

Unter diesen Legenden berichtet eine den Ursprung der Aku-koa. Sie lautet:

3. In alten Zeiten konnte Uidje, der wilde Büffel, mit den Menschen sprechen. Ganz, ganz im Anfang verwandelte der Büffel sich eines Tages in einen Menschen und kam als Mann in das Haus eines Jukum, um ihn um einen Trunk zu bitten. Dieser Jukum, der ein Jäger war, gab dem Bittenden gern einen Topf Bier,

und der Büffelmann nahm ihn und trug ihn zu dem Platze, an dem er im Busch lebte.

Eines Tages nun ging der Jäger in den Busch zur Jagd. Er kam an jenen Platz und traf den Büffel, dem er seinerzeit das Bier geschenkt hatte; der war aber nunmehr in Büffelgestalt. Der Büffel begrüßte den Jäger und sagte zu ihm: „Komm mit mir, wir wollen zusammen zu meinem Schlafplatz gehen.“ Der Büffel ging voran; der Jäger folgte ihm. Sie kamen dahin, wo alle Büffel im Grase herumlagen. Der Büffel sagte: „Das hier sind meine Freunde, die darfst du niemals töten. Andere Büffel sind aber unsere Feinde. Wenn du die töten willst, so ist das recht.“ Der Jäger sagte: „Ich will es so machen, gib du mir nur alles an.“ Der Jäger blieb einige Zeit bei den Büffeln. Danach wollte er gehen. Darauf nahm ihn der Büffel beiseite und gab ihm Achni (Medizin); dazu Bier. Der Büffel zeigte dem Jäger auch einen andern Platz, an dem Büffel waren und sagte: „Diese kannst du jagen.“ Zum Schluß aber gab der Büffel dem Jäger das Achnihorn und zeigte ihm, wie der Aku-koa zu tanzen sei. — Die Legende schließt in

charakteristischer Weise mit dem Hinweis darauf, daß das heilige Verbot für die Jäger und alle Nachkommen, welche die Aku-koa-Tänze (mit Büffelkopfmasken) ausführen, im Menstruationsblut der Frauen beruhe. Wenn ein Aku-koa solches sähe oder röche, so müsse er sterben. (Atl. VII S. 233.)

Bei den schon mehr kosmopolitisch versierten Haussa zwischen Nigerbogen und Benue ist die Jägerlegende in das Bereich des Bori-Besessenheitskultus gegliedert. Hier finden wir sie im Mythos von Mai-Kaffo sowohl wie in dem Salalas.

4. Mai-Kaffo, d. h. „Horn des Büffels“ ist einer der drei obersten Geister dieses Glaubens. Er war in alter, alter Zeit Führer aller Büffel. Mai-Kaffo war nicht ganz Büffel und war nicht ganz Mensch. Mai-Kaffo war aber etwas vom Büffel und etwas vom Menschen. Mai-Kaffo war nicht ganz Vogel und nicht ganz Büffel. Mai-Kaffo war nicht ganz Büffel und war nicht ganz Antilope. Mai-Kaffo hatte Hörner und war Führer aller Büffel. Mai-Kaffo lebte im Busch. In dieser Zeit fehlte den Menschen noch die Kenntnis der Zaubermittel. Mai-

70

Kaffos Wahrsager war die kleine Antilope Gadda.

Der Legende nach machte nun Mai-Kaffo Freundschaft mit dem Jäger. Mai-Kaffo war damals alleiniger Herr aller Zaubermittel (Bauna). Die kleine Gadda (Zwergantilope gleich der Ukoni der Bassari) kündigt eines Tages Mai-Kaffo wieder den Besuch des Jägers an und versichert ihm, daß der Jäger ihm nichts Schlimmes antun werde. Der Jäger bringt Mai-Kaffo Honig. Mai-Kaffo verleiht ihm das Recht zur Büffeljagd. Der Jäger lernt von Mai-Kaffo die Kenntnis der Bauna. Die Legende erzählt dann, wie Mai-Kaffo, dessen Sinnbild ein Eisenstab mit echten oder geschmiedeten Hörnern ist, in das Dorf kommt und Jupiter pluvius und tonans wird. (Atl. VII S. 294 bis 297.)

5. Die andere entsprechende Legende betrifft Salala, den Borigott der Jäger. Sie berichtet, wie ein Haussajäger drei Monate lang durch den Busch geht, ohne etwas zu erlegen. Er steigt zwar nicht auf einen Baum, läßt sich aber im Schatten eines sehr großen Baumes nieder und zwar, als die Sonne sehr hoch am Himmel steht. An

dieser Stelle entdeckt sich der Gott Salala als der in diesem Baume Lebende dem Jäger. Von hier aus erteilt er dem Jäger eines Tages das Recht, eine Gadda (Zwergantilope; siehe oben) zu erlegen. (Atl. VII S. 313 ff, vgl. auch am Benue, wo die gleiche Gottheit in der Höhle eines Baumes lebt und im Kultus mächtig geschwollene Hoden erweckt. Atl. VII S. 347 ff.)

6. Des ferneren die entsprechende Legende aus dem Westen des Sudan, aus den Mandeländern. Hier konnten mehrere Versionen gesammelt werden. Nach der ersten heißt ein großer Jäger des Djinne-Gebietes Kelle-serri. Er ist ein großer Jäger und ist jeden Abend betrunken. In diesem Zustande fordert er eines Abends seinen Sohn Konni auf, in einer bestimmten Richtung in den Wald zu gehen. „Da wirst du die Tiere finden. Die Tiere feiern gerade ein Fest und tanzen. Geh hin und sieh dir das an.“ Der Sohn macht sich auf den Weg. Bald kommt er auch dahin, wo viele Koba (große Antilopen) tanzen. Unsichtbar für den jungen Jäger sind da auch die Djinne, kleine kniehohe Geisterchen mit silbernen Mützen und Zauberwedeln. Konni schießt eine

Antilope, die zunächst auch fällt, dann aber, von einem Djinne mit dem Zauberwedel geschlagen, wieder frisch aufspringt und von dannen läuft. Der Djinnegeist sagt zu Konni: „Das hat dein Vater nicht gesagt.“ — Konni geht weiter und kommt an die Stelle, an der viele Koba und Djinne versammelt sind. Hier ist ein ganz großes Tanzfest. Die Djinne und die Koba haben ein Balafon (Kalebassenpiano). Konni sieht eine Weile zu, dann zielt er auf eine trächtige Büffelkuh. Das ungeborene Kälbchen ruft aber aus dem Leib der Büffelkuh: „Töte nicht meine Mutter.“ Daraufhin unterläßt er den Schuß und schaut dem Tanz der Tiere zu.

Inzwischen macht sich auch Kelle-serri, der ältere Jäger, auf den Weg und kommt dahin, wo sein Sohn dem Spiel der Tiere zuschaut. Er bespricht sich mit dem Sohn und schießt dann seinerseits auf einen Djinne, während der Sohn den Pfeil auf eine trächtige Büffelkuh richtet. Beide Opfer fallen. Die Djinne fliehen und nehmen ihr Balafon mit. Die Koba ebenfalls, lassen aber ihr Balafon in der Verwirrung liegen. Die Jäger, Vater und Sohn, bemäch-

tigen sich des Balafons und des silbernen Armringes, den alle Djinne am Arm tragen und kehren heim. Die Koba wollen sie, zurückkehrend, bei Tageslicht aufbrechen. Als sie aber am andern Tage zurückkehren, haben Schakale und Geier die Koba gefressen. Die beiden Jäger sehen nun noch an einem Baume einen Büffel stehen. Den schießen sie (offenbar wieder abends) und stellen rund herum Schakalfallen auf und bestreichen die Baumzweige rund herum mit Vogelleim. Als sie am andern Tage wiederkehren, sind die Schakale in den Fallen gefangen und die Geier auf den Baumzweigen festgeklebt. Zwei Kokako-Vögel fliegen aber umher und ein alter Geier ruft ihnen zu: „Kommt doch, meine beiden kleinen Dialli (Barden) und helft mir. Singt mir ein hübsches Lied, damit die Jäger nicht alle Tiere töten können!“ Die beiden Kokako tun es. Sie holen ihre Järgitarre und beginnen zu singen. Die beiden Jäger hören und sehen es. — So lernten die Menschen die Järgitarre und das Balafon kennen. — (Atl. VII 45 ff.)

7. Nach einem anderen Fragment aus dem südlichen Mandegebiet hieß der erste Jäger der

74

Welt Kome. Seine Mutter hieß Njagalle njuba. Kome hatte alle Tiere gejagt. Er hatte viele, viele Tiere getötet. Es blieben von jeder Sorte Tiere nur ein Männchen und ein Weibchen übrig.

Er schickte (eines Tages) seine Frau, um nach den Tieren zu sehen. Er folgte seiner Frau. Sie sahen alle Tiere und kamen weit, sehr weit, — weiter als die Strecke von Bamako bis Kayes (vom Niger bis zum Senegal) beträgt. Er nahm eine Schnur, um ein Giraffenweibchen zu töten. (?) Er wollte die Giraffe töten und legte einen Pfeil auf den Bogen. Die Giraffe sagte: „Laß mich Gottes wegen.“ Kome sagte: „Ich lasse dich nicht, auch nicht Gottes wegen.“ Die Giraffe sagte: „Schieße nicht, so will ich dir große Worte sagen.“ Kome sagte: „Sprich schnell, sonst schieße ich dich!“ Die Giraffe sagte: „Morgen werden alle Tiere unter einem großen Baume versammelt sein, denn am Donnerstag will man meinen Sohn verheiraten. Geh zu dem Baume. Setze dich auf den Baum, so wirst du bei den Tieren etwas erleben.“ Kome sagte: „Es ist gut.“

Die Giraffe führte den Jäger zu dem großen Baum. Kome stieg auf den Baum. Um sieben Uhr kamen alle Tiere zusammen. Die Tiere sprachen. Kome hörte alles. — Bis hierher ist die Legende gut erhalten. Dann aber springt sie um und schildert, wie die Tiere mit dem Luchs und Sosanni (dem Fabelheld Hasen) über sein Schicksal das Sandorakel befragen. Der Jäger flieht. (Atl. VII S. 43/44.) Wer aber die Gegenden der westlichen Westsudaner kennt, der weiß, daß der Bitte des in Gefahr befindlichen Tieres („schieße mich nicht; ich will dir große Worte sagen“) nun die Mitteilungen über große Jagdzauber folgen. — (Siehe weiter unten!)

Um zu dieser Fassung den Uebergang zu finden und gleichzeitig die vorgehende echte west-westsudanische Beziehung zwischen Tier und Djinne näher kennenzulernen, mag hier noch ein drittes Stück aus den Mandeländern inhaltlich wiedergegeben werden.

8. Der große Jäger Kallamado Kedjang hatte eines Tages eine große Antilope angeschossen. Auf der Suche läßt er sich endlich am Fuße eines sehr großen Dangabaumes nieder, auf

dessen anderer Seite ebenso ein Djinne lehnt. Der Djinne schließt mit dem Jäger Freundschaft, heißt ihn, damit er seine angeschossene Antilope wiederfinden kann, die Augen mit einem ganz bestimmten Pulver waschen und außerdem ein Spinnwebe auf das Auge legen, weil er ihm seinen „sehr großen Ort“ zeigen will. Nur Geschöpfe mit einem Auge werden in die Stadt eingelassen. Der Djinne erzählt, daß die Djinnestadt vom Gott Mangalla auf ihre Bitten unsichtbar gemacht ist. Der Djinne führt den Jäger Kallamado Kedjang durch die drei Torbogen in die Stadt hinein. Nachher führt er ihn zu den Herden, die aus vielen Antilopen bestehen (Atl. VII S. 14); auch die vom Jäger angeschossene Antilope befindet sich darunter. Gegenseitiges Wiedererkennen. Endlich schenkt der Djinne dem Jäger zwei Baschi (Zaubermittel), eines zum besseren Sehen, eines zur schnelleren Erledigung angeschossenen Wildes. Hierauf kehren Djinne und Jäger zum Dangabaum zurück.

Am Dangabaum fordert der Jäger Kallamado Kedjang von dem Djinne die angeschossene Antilope. Als dieser sie verweigert und fort-

gehen will, schießt der Jäger ihn tot, schneidet ihm Bart- und Kopfhaare ab, tut sie mit den Zaubermitteln in einen Topf, den er am Kreuzweg vergräbt, und wird — um es kurz zu machen — der erfolgreichste Jäger. (Atl. VII S. 13 bis 15.)

Nun eine Uebersicht über das, was diese Erzählungen untereinander trennt und verbindet. Wesentliche Unterschiede liegen darin, daß der Bericht der Jukum (3) der Idee der Bundbildung untergeordnet ist, daß in zwei Stücken der Mande (6 und 8) die Beziehung zu den Djinnegeistern in den Vordergrund gedrängt ist, und daß beide Erzählungen der Haussa (4 und 5) der „Besessenheits-Bori-Religion“ eingegliedert und alle hierdurch ihrer naiven Natur stark entkleidet sind. Ihren schlichten Charakter haben also nur 1, 2 und 7 bewahrt, wobei zu bemerken ist, daß die zweite Mandeerzählung von Kome nur noch Fragment ist.

Das allen acht Stücken Gemeinsame ist vor allem die Tatsache, daß sie echte Jägerlegenden sind. Ein Jäger wird (mit Ausnahme der beiden mit neuem Sinn ausgestat-

78

ten Boritraditionen) Zeuge einer Versammlung der Tiere oder der Büffel (3, 6, 8), die entweder gekommen sind, auf ihren Vater zu warten, oder als Herden herumliegen oder ein Fest begehen. Der Baum, auf dem der Jäger Zuschauer wird oder auf dem er die wertvolle Bekanntschaft mit dem „Herrn der Tiere“ macht, ist stark betont (1, 2, 5, 7, 8). Die Tiere haben einen Herrn, in 1 die Sonne, in 2 den ihr ähnlich, aber anthropomorph geschilderten Teba, in 3 einen Herrn der Büffel, in 4 einen Herrn des Wildes, in 5 einen Herrn der Jagd, in 8 und vielleicht auch in 6 einen Herrn als Djinne, in 8 aber „Mangalla“, der die Tierwelt unsichtbar gemacht hat. (Siehe hierüber weiter unten nach 16!). Von diesem „Herrn der Tiere“ gewinnt der Jäger a) Jagdrecht, b) magische Mittel, 1 und 2 Bluthorn, 3 Anchihorn und „Medizin“, 4 Büffelhornstab und Bauna, 5 Besessenheit und Hodenschwellen, 6 Balafon, Djinnering und Järgitarre, 8 Zaubermittel. In drei Stücken (1—3) spielt eine Beziehung zwischen Bluthorn und der Frauenregel eine wesentliche Rolle und im

Fragment 7 begleitet die Frau ganz unmotiviert den Jäger in den Busch.

Gerade die genannten Stücke sind aber diejenigen, die als die naiven bezeichnet werden müssen. 1 und 2 sind die am klarsten in sich ausgeglichenen; 3 hat als Legende des Bundeswesens noch am wenigsten Schaden gelitten und 4 verrät auch als Fragment noch seinen Ursprung aus dem Bereiche der 1/2-Formen.

Als Ergebnis solcher Gliederung ergibt sich also, daß es in älterer Zeit zwischen Senegal und Benue eine Legende gegeben haben muß, der zufolge ein Herr der Tiere, der die Sonne gewesen sein dürfte, im Walde einem Jäger Jagdrecht und das Bluthorn verliehen hat, das in innerer Beziehung zu der monatlichen Regel der Frauen der Jäger stand.

Diesem Horn unsere Aufmerksamkeit widmend, finden wir nun unter 2, daß der Herr der Tiere es der kleinen Ukoni, der Zwergantilope, abbricht. Diese Zwergantilope ist es auch, die als erste die Anwesenheit des Jägers bemerkt. Diese Zwergantilope ist bei den Haussa (Gadda) erst die Wahrsagerin Mai-Kaffos (4), dann das erste Wild, das Salala

80

dem Jäger zu erlegen erlaubt (5). In 7 endlich ist an deren Stelle die Giraffe getreten — aus, wie ich nachher zeigen werde, leicht zu verstehenden Gründen (siehe unter „Fabelheld“). Diese Einfügung als Jagdzauber veranlaßt nun zu einer Feststellung: ich habe die Sitte, ein Horn mit Blut zu füllen, bei den Jägern der Mandé und Tombo, der Gersse und Bassari, der Mossi und Haussa, der Jukum und Kanuri, der Gurma und Tschamba getroffen. Es waren dies aber niemals Hörner der Zwergantilope. Welche Rolle die kleinen Hörnchen dieser Tiere spielen, werde ich nachher gleich zeigen. Jedenfalls liegt hier in 2 also eine Motivverwirrung vor. Vielmehr den wahren Jagderfahrungen entspricht es, wenn in 5 die kleine Gadda das erste Jagdwild ist. Denn die Zwergantilope gilt im Sudan und in Westafrika als dasjenige Wild, das am schwersten zu erlegen ist. Ein typisches Beispiel hierfür ist die Legende der Tommo-Habbe (Atl. VI S. 282), nach welcher von 70 Stammherren nur der jüngste imstande ist, eine Nganja (Zwergantilope) zu erlegen.

Es ist also kein Wunder, daß dieses ebenso

kluge wie graziöse Geschöpf Urheber eines eigenen Legendenkreises geworden ist, in dem es stets die Rolle der Zauberantilope oder des Inhabers aller Zaubermittel spielt. Nupe und Haussa glauben, daß diese Gadda oder Barrewa (Haussa) oder Ekoje (Nupe) die klügste aller Antilopen sei, und daß sie jeden Tag, ehe sie ihr Buschversteck verläßt, mit zwei großen flachen Früchten „boka“ mache, also gewissermaßen das Orakel befrage, welchen Weg sie ungefährdet gehen könne und wo ihr Gefahren drohen (Atl. VII S. 168). Die Zwergantilope gilt also als Inhaberin vieler oder aller Zaubermittel und zwar dies wohl bei allen Jägern zwischen Senegalmündung und Tsadsee. Wie die Zaubermittel gewonnen werden, mag eine Jägerlegende der Kanuri von Mulgoi zeigen.

9. Eines Tages ging ein Karabina (Jäger) in den Busch und legte eine Ringfalle. Dann ging er heim. Nachts fing sich darin eine Ngirri (Zwergantilope). Am andern Tage kam der Karabina wieder und wollte die Ngirri töten. Die Ngirri aber sagte: „Laß mich bitte frei. Ich habe daheim ein Kind. Ich bin aus-

82

gegangen, etwas zu fressen, denn ich hatte für das Kind keine Milch. Nun aber habe ich Milch; laß mich also frei, daß ich nach Hause laufe und dem Kinde meine Milch geben kann. Morgen komme ich ganz bestimmt wieder!“ Der Karabina sagte: „Dann laufe heim und gib deinem Kinde die Milch. Ich will sehen, ob du morgen wieder zurückkehrst!“ Der Karabina ließ die Ngirri frei. Die Ngirri lief von dannen. Die Ngirri reichte ihrem Kinde die Milch, dann sagte die Ngirri: „Nun muß ich aber fortgehen, ich habe dem Karabina versprochen, wieder zu ihm zu kommen, wenn ich dir die Milch gegeben habe.“ Die Ngirri lief fort. Sie kam zu dem Karabina und sagte: „Ich habe dir versprochen zurückzukehren, hier bin ich.“ Der Karabina sagte: „Du hast Wort gehalten. Nun will ich dich nicht töten. Nun sollst du mein Sallala (Freund) sein.“ Die Ngirri sagte: „Wenn ich dein Sallala sein soll, dann will ich dir alle Sannam (Zaubermittel) sagen.“ Darauf erzählte die Ngirri dem Karabina alle Sannam und alle Medikamente, die vorher nur die Ngirri kannte (Atl. V S. 167).

10. Ein weiteres Beispiel komplizierterer

Natur von den Bosso im Auszuge: Der Jäger Isaaka Menta ist so geschickt und zaubergewandt, daß er jeden Tag bestimmen kann, welches Wild er erlegen will. Er erlegt alles, bis nur die kleine Schuo-siri (magischer Name der Mangallazwergantilope) übrig bleibt. Als Schuo-siri vom Jäger gesehen wird, hat sie ein ausgelaufenes Auge und einen gebrochenen Fuß. Das Tier warnt den Jäger vor dem Schuß und droht mit dem Tode der Familie des Jägers. Ein regelrechter Kampf beginnt. Er schießt dennoch, trifft zweimal vorbei. Als er heimkehrt, ist der Vater gestorben. Am zweiten Tag das gleiche. Als der Jäger heimkehrt, ist seine Mutter gestorben. Nachts bereitet er sich mit allen magischen Mitteln vor. Am dritten Tage warnt die Schuo-siri ihn eindringlich und weist darauf hin, daß sie schon 62 Jäger getötet hätte, die zauberkräftiger als Isaaka Menta waren. Der Jäger erklärt, daß ihn das nicht von seiner Absicht, die Schuo-siri töten zu wollen, abbringe, kehrt aber dennoch noch einmal heim und kräftigt sich drei Tage lang mit seinen stärksten magischen Mitteln. Der Endkampf beginnt. Die magische Kugel umkreist die Anti-

84

lope und zerreißt sie von der andern Seite. Als der Jäger aber näher tritt, springt sie wieder in alter Form auf. Dreimal wiederholt sich dies. Dann spricht das Zaubermittel aus seiner Kappe: „Isaaka Menta, tue mich hier hinten von der Mütze weg und binde mich um den Arm. Dann wirst du der Schuo-siri den Kopf abschneiden können.“ Er tut es. Als er so neu armiert schießen will, bleibt Schuo-siri nicht mehr geduldig stehen, sondern beginnt zu fliehen. Auf der Flucht läßt sie ein wichtiges Zaubermittel nach dem andern fallen, gibt auch (wohl in der Hoffnung, doch noch geschont zu werden), die notwendigen Anwendungsrezepte. Als Isaaka Menta alle magischen Mittel gewonnen hat, schießt er die Schuo-siri doch tot. (Atl. VII S. 112 bis 115.)

11. Fernerhin ein Beispiel von den Fulbe in Massina: Im Dorfe Kumbe wohnten drei Brüder und tüchtige Jäger: Tegele, ein Gazellenjager, Mana, ein Strauenjager, und Njorogill, ein Elefantenjager. Tegele trifft eines Tages im Busch eine Gazelle. Diese warnt ihn vor dem Schuß. Tegele schießt doch. Ein Hoden der Gazelle schwillt. Nach einem zweiten Schuß

schwillt ihr zweiter Hoden. Die Gazelle pflückt aber nur ein danebenstehendes Zauberkraut ab, und die Folge davon ist, daß Tegeles dritter Schuß in den eigenen Arm geht, sodaß er verwundet heimkehrt.

Am zweiten Tag begeben Tegele und Njorogill sich gemeinsam zur Zauberantilopenjagd auf den Weg. Njorogills erster Schuß versagt; er verwendet das zweite Mal eine magische Kugel. Hierauf verwandelt sich die Zauber gazelle in einen wilden Büffel, der sich auf die Brüder stürzt und die beiden Jäger tötet. Der dritte Bruder Mana geht später in den Busch, sieht den wilden Büffel, der nun an jedem Ohr eine Lampe hat, und eilt entsetzt, den Tod der Brüder verkündend, in das Dorf zurück.

Ein Bossojäger aus Lau, der gern die Tochter Tegeles heiraten möchte, hört von der Sache und macht sich auf den Weg nach Kumbe. Er erklärt sich bereit, den Büffel zu schießen, verlangt aber, daß die Frauen nachtsüber einen magischen Tanz tanzen und ein Bannlied singen. Das Bannlied lautet wörtlich:

Antilope Morgenstunde Sonne will fangen
Gott will nicht;

Der Elefant Morgenstunde Sonne will fangen
Gott will nicht;

Jäger Morgenstunde Sonne will fangen
Gott will es.

Am Morgen macht der Bossojäger sich auf die Suche nach dem Büffel. Ein Mann sagt ihm, daß der Büffel in einer alten Dorfruine seinen Standort hat. Der Büffel ist nicht zur Stelle. Der Jäger klettert auf einen Baum. Bis zur Nacht kommt der Büffel aber nicht. Gegen Mitternacht kommt aber ein Löwenpaar, das sich am Baumstamm niederlegt, um auch auf den Büffel zu warten. Um Mitternacht kommt der Büffel mit den beiden Lampen. Der Löwe heißt die Löwin weggehen und springt auf den Büffel zu. Dieser tötet den Angreifer mit einem Stoß der Hörner. Die Löwin im Busche heult. Ein anderer Löwe hört es, kommt und springt auf den Büffel zu. Im Kampfe springt der Löwe dem Büffel an das Maul und beginnt, ihm in die Nüstern zu blasen. Der vollgeblasene Büffel schwillt auf, fällt hin und stirbt. Der Löwe hat sich aber selbst zu Tode geblasen und stirbt ebenfalls. Der Jäger schießt nun vom Baume aus die Löwin tot, steigt herab,

schneidet den drei Löwen und dem wilden Büffel die Schwänze ab, kehrt in das Dorf Kumba zurück und erhält Tegeles Tochter zur Frau. (Atl. VII S. 51, 55.) — Von dem Schluß kann mit aller Bestimmtheit gesagt werden, daß er unvollständig ist. Die Bossonen nehmen diese Legende auch für sich in Anspruch und behaupten (wohl mit Recht), daß der berühmte Jäger von Lau im Leibe der Büffelgazelle, die eine Zwergantilope (Mangalla) gewesen sei, seine großen Zaubermitel gefunden habe. —

12. Fernerhin eine Jägerlegende der Muntschi am Benue. Diese geben an, von der Zwergantilope „allerhand Gutes“ empfangen zu haben. Sie heißt als Zaubergazelle bei ihnen Schuschudi; doch darf dieser augenscheinlich magische Name daheim nie ausgesprochen werden. Dies ist auch der tiefere Sinn der Legende, die davon ausgeht, daß die Frau eines Jägers mit dem üblichen Huhn nicht mehr zufrieden ist, worauf der Jäger zur Jagd auszieht. Sie fährt fort:

Im Busch suchte der Jäger eine Spur. Als er eine gute Fährte gefunden hatte, stieg er

auf einen Baum und wartete, ob nicht eine Antilope vorbeikommen wolle. Nachdem der Jäger auf dem Baum gewartet hatte, kam eine Antilope auf dem Wege dahergelaufen. Der Jäger nahm einen Pfeil und schoß. Der Jäger schoß vorbei. Die Antilope sagte zu dem Jäger: „Jäger, warum schießt du mit dem Pfeil auf mich? Bereite dir nicht selbst Unannehmlichkeiten. Laß das Schießen! Komm vom Baume herunter; ich will mit dir reden.“ Der Jäger kam vom Baume herunter. Die Antilope sagte zum Jäger: „Nimm nur dein Messer! Ich bin die Schuschudi. Ich will dir von meinem Fleisch abgeben. Schneide also meine beiden Keulen ab.“ Der Jäger sagte: „Es ist gut.“ Der Jäger schnitt von der Antilope die beiden Keulen ab. Die Antilope sagte: „Nimm die Keulen mit nach Hause. Deine Frau wird dich fragen, wo du die Keulen ohne den Kopf her hast. Du darfst ihr aber nicht meinen Namen nennen. Jeder, der meinen Namen ausspricht, fällt tot hin.“ Der Jäger sagte: „Es ist gut. Ich werde den Namen nicht nennen.“ Der Jäger nahm die beiden Keulen und ging mit ihnen nach Hause. — In der Fortsetzung besteht die Frau

nach dem Genusse des leckeren Gerichtes auf Nennung des Tieres, dem es entstammte. Der Mann ist endlich bereit, ihn auszusprechen, verlangt aber, daß die Frau ihm ein entsprechendes Kraut unter die Nase halte, wenn er tot hingefallen sei. Am andern Abend soll das von statten gehen. Die Frau bestellt nun ihren Beischläfer, läßt ihren Mann das Wort aussprechen und vergnügt sich, nachdem er tot hingefallen ist, mit dem Freund. Der Freund hört mit Entsetzen von der Schlechtigkeit der Frau, andere Leute werden zugezogen und am Ende der Jäger wieder erweckt, die Frau aber, nachdem sie selbst den Namen Schuschudi ausgesprochen hat, in totem Zustande belassen. (Atl. XI S. 296—299.)

Mit der Wiedergabe dieser vier Legenden 9 bis 12 dürfte das Bild der Entwicklungsgeschichte und des Ausdehnungsgebietes der Legende von der Zauberialope genügend deutlich hervortreten. Es zeigt im Mittelpunkte die Zwergantilope. Diese ist zunächst nur das Symbol einer ungeheuren Geschicklichkeit. Sie ist so gescheit, daß ihr Zauberkräfte zugetraut werden. Man eignet sich diese an, wenn es 90

gelingt, ihre zierlichen Hörnchen zu gewinnen. Diese Hörnchen sind bei allen Sudanern, die überhaupt Jäger sind, anzutreffen (nur als ein Beispiel: Atl. V S. 20, Atl. XII S. 290 ff. Hörnerorakel ebenda). Daher die weitverbreitete Ansicht, daß ihre Klugheit der Inbegriff der magischen Wissenschaft sei. Ihr werden die Zaubermittel wohl zuerst zugeschrieben sein. Die Legenden, nach denen die Zaubermittel von Borigeistern, Djinne, Blisso und allerhand Erdtieren stammen, dürften sämtlich jüngeren Datums sein. Genau so, wie also das Bluthorn vom Herrn aller Tiere stammt, ebenso rühren die Hörnchenorakel von der Zwergantilopenvorstellung her. Damit ist aber nur der Ausgangspunkt einer Legendenbildung geboten, die dann im Sudan und besonders am Niger eine ganz andere und spezielle Richtung eingeschlagen hat. Aus der naiven Verwendung eines Orakelinstrumentes und von Medikamenten (9) wurde das geistige Ringen um einen unheimlich vielseitigen Apparat magischer Kräfte. Was taucht in 9—12 nicht alles auf! Eine magische Kugel umschwirrt den Kopf der Beschossenen, in magischer

Fernwirkung werden Menschen getötet, magischer Tanz und Bannzauber, sprechende magische Mittel und magische Namenbeziehung, magisches Kraut und magische Verwandlung (von Gazellen- zu Büffelform) werden zu Selbstverständlichkeiten. Unwillkürlich wird das Augenmerk auf die Verbreitung bestimmter Motive gelenkt, wie z. B. das des magischen Pfeils (auch Kugel, Speer, Harpune! z. B. Atl. V S. 195 ff, 307, 318, 329/30; VI S. 160/1, 190, 316, VII S. 114, 146, 159, 184, 207, IX S. 73/4) oder das des magischen Gestaltwandels (z. B. Atl. VI S. 215, 309, VII S. 61 ff, 138 ff, 146/7, 161 ff, 182, 183, 200, 206, IX S. 66, 248/9, 410), wie wir solches aus der Höchstentwicklung der magischen Verzauberungskunst (z. B. Atl. III S. 116) und aus Tausendundeiner Nacht und Indien nicht ausdrucksvoller kennen. Hier muß sich die Erkenntnis aufdrängen, daß im Gebiet der Bosso-Sorokoi-Songhai eine heute noch ganz deutlich erkennbare, wohl jüngere Kultur sich niedergelassen und von hier aus um sich gegriffen hat, die ihrem Lebensgefühl nach in Magie als selbstverständlicher

92

Voraussetzung denkt. Unter den Stücken meiner Zusammenstellung ist sie besonders durch 10 und 11 charakterisiert, die beide aus dem Sorokogebiet stammen.

Es wird später einmal meine Aufgabe sein, die charakteristischen Merkmale dieser vom Leben ab in eine phantasmagorische Welt sich abweigenden Empfindungs- und Gedankenstruktur zu präzisieren. Hier mag es genügen, sie als „Fremdgut“ auf afrikanischem Boden zu bezeichnen. Viel wichtiger ist, welche Prädisposition sie in Afrika und zwar im speziellen im Bezirk der Jägerlegende vorfand, und hierfür genügt der Hinweis auf die naive Zwergantilopenlegende, an der sie haften blieb. Diese Legende von der Zwergantilope als der Meisterin der Weisheit nach ihrer Herkunft festzustellen, wird Aufgabe eines dritten Teiles dieses Kapitels sein.

Dem seelischen Ursprungsgebiet der naiven Magik der Zwergantilopennatur nachspürend, gelangen wir in das Gebiet der schlichten Tierfabeln, und deren (unserer Untersuchungs-

weise entsprechend aus der sudanischen Märchenwelt zu wählende) Belegstücke mögen eingeleitet werden mit einer Fabel der Joruba.

13. Ziegenbock, Elefant und Büffel haben eine gemeinsame Mutter. Ihre Farmen sind nebeneinander angelegt. Die Staaten entwickeln sich. Die gemeinsame Mutter geht täglich hinaus und sieht nach dem Rechten. Die Zwergantilope Galla (oder Gadda) kommt und grast die Farmen ab. Die Mutter nimmt dies wahr und verflucht den Räuber. Galla kommt aus dem Busch, schlägt die Mutter so, daß sie sich vor Angst entleert. Galla zwingt sie aber, ihre eigenen Exkremente herunterzuschlucken. Mutter voller Entsetzen heim. Bericht an ihren Sohn, den Elefanten. Dieser begleitet die Mutter voll Zorn, flüchtet aber, als Galla über Mutter und Sohn herfällt, ebenfalls eiligst. Bis dann endlich der Ziegenbock herausgeht und der Galla nichts anderes übrig bleibt, als in den Hodensack des Ziegenbocks zu schlüpfen. (Deshalb ist dieser so übermäßig groß.) Elefant und Büffel erschrecken aber so, daß sie fortlaufen und Buschtiere werden. (Atl. X S. 247/48.)

14. Die Bosso-Sorokoi-Legende von der Frau Nare endet in eine Tierfabel. Kaninchen (bei Mande und Mossi Fabelheld) hat dem magischen Knaben Ja-Jena viel Gold gegeben. Dieser ruft die Zwergantilope Mangalla und vertraut ihr das Gold für ein Jahr an. Ja-Jena stirbt. Als Mangalla das hört, frißt sie das ihr anvertraute Gold auf. Die Tiere wollen die Zwergantilope zur Rede stellen. Sie läuft fort und in ein Erdloch. Sie läßt den Eingang von den Termiten zumauern. Die sie verfolgenden Tiere rufen den ältesten Buschvogel zu Hilfe und versprechen ihm die Hälfte des in Mangallas Besitz befindlichen Goldes. Der Vogel kommt, scharrt und erreicht sein Ziel. Mangalla verspricht ihm im letzten Augenblick von unten her alles, was er verdiene, während die andern ihm nur die Hälfte des Goldes zugesagt hätten. Darauf sagt der Vogel den andern Tieren, Mangalla wäre längst zur andern Seite des Loches entschlüpft. Darauf alle Tiere zur andern Seite ab. Der Vogel kommt nun in das Loch, um seinen Lohn einzuheimsen. Mangalla läßt seine Kinder alle Türen schließen, klappt auch die Dachluke zu und ruft: „Ich habe ge-

schworen, daß ich dich bezahlen werde!“
Dann bewirft er den ängstlich Umherflattern-
den so lange mit Steinen, bis er ermattend
stirbt. Mangalla hat so das Gold im Leibe be-
halten und hat es noch heute. (Atl. VII S.
209/10.)

Diese gleiche Mangalla (oder Mankalla) ist
nun auch bei den Bammana heimisch und
wird hier mit „Gott“ identifiziert. Die Mythe
weiß, daß Mangalla nur einen Sohn, nämlich
die Fledermaus Fonso, hatte, die aber entfloh,
als sie sah, wie Mangalla im Streit um Schi-
butterfrüchte seine Mutter totschrug. Fonso floh
und hängt sich seitdem auf Erden mit dem
Kopf zum Boden auf, um nur nicht zu seinem
göttlichen Vater im Himmel aufblicken zu
müssen. (Atl. VII S. 21.) Um Mangallas
Zwergantilopennatur noch weiter festzustellen,
mögen zwei typische weitere Erzählungen
folgen.

15. Die Mutter Mangallas (oder Mankallas)
ist eines Tages sehr krank. Sie kann nur
durch Schinußbutter, die es aber jetzt in der
Regenzeit hier nicht gibt, gerettet werden.
Nach großen Versprechungen läßt Fonso (die
96

Fledermaus) sich zu einer weiten Reise bewegen. Domba, der Ahnherr des Schmiedevolkes der Fanne, macht eiserne Schuhe für die Reise. Domba warnt Fonso vor Mankalla: „Mankalla betrügt alle.“ Fonso unternimmt die Reise dennoch. Sie ist so weit, daß er sieben Paar eiserner Schuhe verbraucht. Mankallas Mutter wird gerettet. — Nach einiger Zeit erkrankt Fonsos Mutter. Sie kann nur durch einen Gewitterregen gerettet werden. Fonso erbittet diesen von dem ihm ja zu Gegendienst verpflichteten Mankalla. Dieser verspricht alles, bekommt aber jetzt in der Trockenheit keinen Gewitterregen fertig. Mankalla stiehlt nun vom Schmiedeahnherrn Holzkohlen und Blasebalg. Er macht den Himmel schwarz und verursacht Wind. Aber es kommt natürlich kein Regen. Die Mutter Fonsos stirbt. Mankalla wird beschimpft. Fonso hängt sich von da an abends mit dem Kopf zur Erde auf, um ehrliche Menschen (die Fanne) und nicht den trügerischen Gott (Mankalla) zu sehen (Atl. VII S. 154/5.)

16. Mangalla (also der Gott der alten Bammana) verspricht eines Tages dem Son-
Frobenius, Bd. VII. 4

sanni (Kaninchen; heutiger Fabelheld der Mande), ihn zum Könige zu machen, wenn er ihm eine Kalebasse gefüllt mit Fliegen, eine zweite gefüllt mit Mücken, die große Waldschlange an einen Strick gebunden, die Milch des wilden Büffels und den gefesselten Schakal (Sonsannis Feind) bringe. Sonsanni fordert Domba, den Ahnherrn der Fanne, auf, ihm zu helfen. Doch der sagt: „Mangalla lügt stets! Mangalla erfüllt nie sein Versprechen.“ — Sonsanni unternimmt die Erfüllung der Aufgaben in der in der Fabel üblichen Weise. Er bringt Mangalla das Gewünschte. Der hat nun aber noch einen Wunsch: „Komm auf einen Weg, auf dem es weder Montag noch Freitag gibt.“ — Hiermit ist die Unmöglichkeit gegeben. (Atl. VII S. 151/153.) — Die gleiche Fabel ist unter den den Mandeschen so ähnlichen Mossi-Erzählungen enthalten. Hier verspricht Njaka (das ist bei den Mossi die Zwergantilope) Somba (dem Kaninchen und heutigen Fabelheld) seine Tochter, wenn er ihm die Milch der wilden Büffelkuh, die Haut des Leoparden und den Zahn des Elefanten bringe. Somba vollbringt die gewünschten

Taten und übergibt die seltsamen Geschenke, um dann gründlich mit listiger Ausrede von Njaka abgetan zu werden. Die Zwergantilope sagt, daß zwei so begabte Familien in der Mischung nur ein Kind von der Klugheit Wendes (Gottes) hervorbringen würden und das wäre nicht gut. (Atl. VIII S. 228/232.)

Diese Stücke von 13 bis 16 weisen im Zusammenhang mit dem Grundzuge der Tierfabeln Afrikas eine sehr klare Umbildungsfläche auf, von der sich verschiedene Linien deutlich abheben. Alle alten Tierfableien sind bestimmten sehr charakteristischen, nachher näher zu erörternden Mentalitätsphänomenen unterworfen. So sind sie stets um bestimmte Typen gruppiert, die bestimmte Charaktere symbolisieren und unter denen stets einer als der „Listigste“ und meist siegreiche „Fabelheld“ (— bei uns Reineke Fuchs! —) über die Bedeutung der andern emporsteigt. Wer die Stücke 13 bis 16 nach dieser Richtung aufmerksam betrachtet, muß wahrnehmen, daß die Zwergantilope, ob als Galla, als Mangalla oder als Njaka, im Grunde genommen nichts anderes darstellt als den Helden in den Tier-

fabeln. Ja, er bleibt es auch dann, wenn er bis zur Stellung eines „Gottes“ emporgestiegen ist. (Vgl. auch 8, in der Mangalla den Kosmos der Tiere unsichtbar macht!) Das ist nicht nur daraus zu erkennen, daß es immer Tiere sind, mit denen auch der „Gott Mangalla“ es zu tun hat. Es spricht viel deutlicher noch aus seiner Handlungsweise. Und aus der Einschätzung! Jede andere Annahme würde Ausdrücke wie „Mangalla lügt stets“ oder „Mangalla betrügt alle“ so gut wie Gotteslästerungen erscheinen lassen. Beim alten Fabelhelden ist es selbstverständlich, daß er alle anderen überlistet. Ein ethisches Urteil hierüber kennt der echte Humor, das wahre Verständnis für natürliche Ueberlegenheit nicht. Erst der zum Gott erhobene Fabelheld wird seiner Lügenhaftigkeit wegen beschimpft.

Aber das ist leicht verständlich, wenn bedacht wird, daß die Zwergantilope im Sudan ja nicht mehr echter Fabelheld ist. Zwergantilope ist als solcher abgesetzt; fast überall ist Zwergantilope durch den Hasen hier und Spinne sowie Schildkröte dort in vorgeschichtlicher Zeit ersetzt. Auf diese Weise

100

ist er bei den Bammana in die Stellung einer Gottesvorstellung gesteigert, als Fabelheld aber gestrichen worden. Deshalb ist in der Mossi-version von 16 der jüngere Fabelheld Somba noch vom älteren Fabelhelden Njaka überlistet. So ist es endlich auch leicht erklärlich, daß in dem Stück 7 der Fabelheld Sonsanni an die Stelle der ursprünglichen Zwergantilope gerückt ist.

Das heißt also, daß wir als Umland und Geburtszeit der Zauberantilope in eine Periode und in ein Beziehungsbereich zurückkehren müssen, die vor und außerhalb der mittelereythräischen Kulturperiode, d. h. jenseits des Einflußraumes und der Einführungszeit des Hasen als Fabelheld liegen. Denn der Hase als Fabelheld hat mit der mittelereythräischen Kultur Einzug gehalten. Der gesuchte Rahmen für die Bilder der Vorzeit tritt unschwer hervor, wenn die geistige Struktur der verschiedenen Tierfabuleien des näheren untersucht wird.

17. Der Inhalt der Tierfabulei bietet bekanntlich da, wo sie überhaupt heimisch ist,

viele gleiche Motive und überall gleichen Grundcharakter. Welches nun sind die Stoffe dieser Dichtkunst? Gewisse Tiere legen z. B. gemeinsam eine Farm an, und einer betrügt die andern erst damit, daß er sich um die harte Arbeit drückt und hernach, indem er die Ernte stiehlt oder an sich zu bringen weiß. Eine andere Gruppe von Geschichten ist um Abhaltung von Festen und Tanzereien gebildet. Irgendein schlaues Tier (fast stets der entsprechende Fabelheld) frißt nachts heimlich die gemeinsamen Speisevorräte, und bringt die Tiere gegeneinander auf. Dann wieder besuchen sich die Tiere, und der am Besuchsort gut eingeführte Held weiß den begleitenden Freund um alle Speise zu bringen. Oder aber eine Gruppe von Tieren baut gemeinsam ein Haus, und der Fabelheld weiß es dann immer so einzurichten, daß die eigentlichen Bauherren vertrieben werden. Wieder ein anderes Mal übernimmt es der kleine Fabelheld, die Kinder eines ganz gewaltigen Tieres zu beköstigen und zu belchren, um sie dann schleunigst aufzufressen und zu entfliehen. Ein andermal finden zwei Freunde, von denen der eine ein großer

102

starker Kerl, der andere — der Fabelheld — ein kleiner Schläuling ist, gemeinsam Eier von Buschvögeln oder Honig in Baumlöchern. Es wird zunächst ehrlich geteilt, und dann wird der Große doch zuletzt durch den kleinen Schurken um seinen Anteil betrogen. Ein in Afrika sehr beliebtes Stück ist, daß der Fabelheld in der Zeit einer Hungersnot alle Tiere beschwätzt, ihre Mütter zu töten und aufzufressen, selbst aber die eigene versteckt, um sich von ihr heimlich stets gut kochen zu lassen. Die in Deutschland durch den Wettlauf von Hase und Igel so hübsch vertretene Geschichte ist von Dähnhardt in minutiöser Weise auf ihre Verbreitung und Entwicklung hin untersucht, aber infolge mangelnder Berücksichtigung der Gesamtbauanlage der Tierfabulei nicht immer glücklich beleuchtet. In Afrika hat sie Unmengen von Varianten im Wettlaufen, Wettessen, Wettwerfen, Wettziehen etc. etc. Alles in allem betrügen und bekriegen sich die Tiere untereinander. Kleine charakteristische Motive kehren dabei immer wieder: der Listling muß fliehen und schlüpft in die Höhle unter einem Baum; der Verfolger paktt just noch ein Bein;

der Listling lacht und sagt: du hast in eine Wurzel statt in mein Bein gebissen! Der Verfolger läßt nun das Bein und beißt in die Wurzel. Oder aber der endlich doch gefangene Fabelheld gibt selbst den Rat, wie man ihn am besten töten kann. Das Wassertier läßt sich in das Wasser werfen, der Vogel in die Luft, der Läufer auf die andere Seite des Flusses etc. und entkommt so natürlich.

Nun muß darauf hingewiesen werden, daß diese Tierfabulei ein so knetbares, modellierbares Material darstellt, daß es sehr leicht durch neue Motive bereichert wird und diese dann schnell und zwanglos ein schwer als Neumaterial erkennbares Gepräge erhalten. So fand ich im südlichen Kongobecken die so verwandten Geschichten von der Ali-Baba-Höhle und dem Zyklopenmotiv (Atl. XII Teil 4 unter 1) oder aber die Mythen vom „Selbstgewordenen“ und die „Himmelstochter“ (Teil 2 unter 6). Die Schildkröte fährt mit Hilfe der Spinne in den Himmel etc. Solche Stücke machen rein äußerlich genommen den Eindruck der echten alten naiven Tierfabel. Ein geschultes Auge erkennt aber sehr bald in ihnen

104

Schilderungen groß angelegter Gedanken und Bilder, die der eigentlich naiven Tierfabel stets fehlen. Der Prozeß der Resorption jüngerer und bildlich großzügiger Mythen ist z. B. in Nordwestamerika so weit gegangen, daß die ganze Armee solarer Mythologie in Tiermaske-
rade einherschreitet. Maui, der Sonnenheld, hat in Jelch, dem Raben, einen Manteltyp von vollendeter Stilreinheit gefunden.

Was aber bleibt nun übrig, wenn wir alle diese (— übrigens in Afrika nicht sehr häufigen —) Fremdelemente ausscheiden? Ein Tierleben, in dem sich alle Eigenschaften, Handlungen und psychischen Funktionen der Menschen, die es verfabelt, widerspiegeln. Nun ist ja diese Frage der Urtümlichkeit der Tierfabulei schon öfters behandelt worden. Alle Meinungen, die ich hierüber bis jetzt aber zu Gehör und Gesicht bekam, gehen dahin, daß die Tierfabulei aus einer Zeit der Jägerei der Menschheit stammen müsse — eben weil nur die Tiere darin vorkommen und die Geschichten eine gute Kenntnis des Tierlebens voraussetzen. Diese Ansicht wird aber durch den vorzüglichen und entscheidenden Gehalt der Tierfabulei

nicht bestätigt. — Gerade die eigentlich das Jägerleben charakterisierenden Momente finden in den Tierfabuleien nicht die geringste Berücksichtigung. Denn es kommt in ihnen anscheinend auch nicht eine Schilderung eines Jagdzuges vor. Bogen und Pfeil fehlen vollkommen. Der Fabelheld stellt wohl einmal dem Leoparden eine Falle. Aber dies ist eine Seltenheit. Die Tiere tun alles wie die Menschen, bauen Häuser, legen Farmen an, kochen, handhaben den Blasebalg etc., nie sind sie Jäger.

Die Unternehmungen, die die Geschichte der Tierfabulei auszeichnen, kennzeichnen ein doppelseitiges Leben. Zunächst das der Sammler. Es werden Früchte, Honigwaben, Eier gesucht. Daneben aber stets ein noch sehr primitiver Gartenbau; Wurzeln und Knollen, Tarok, Maniok, Erdnüsse, Bohnen sind die Hauptfrüchte. Um den Gewinn dieser Gartenprodukte und die Ergebnisse einer einfachen Sammlerwirtschaft drehen sich die Interessen, und mit der List, die das Sammlerstadium einer tropischen Kultur auszeichnet, ringen die Helden um den Erwerb. Und solchem Bild ent-

106

spricht auch die Bedeutung der einzelnen Gestalten sowohl in den Spielformen, die als urtümliche erscheinen, wie in denen, die in einen andern Lebensumfang geglitten sind.

Treten wir diesem Problem noch von einer andern Seite näher. Im ganzen können wir (da wir hier die Tierfabeln der Buschmänner nicht in Betracht ziehen) in der afrikanischen Tierfabelei vier Gruppen und zwar entsprechend den Fabelhelden unterscheiden:

1. Gruppe — Fabelheld Schakal (Abzweigung im südlichen Kongebecken der Marder). Nordafrikanische Wüstenlandschaften; Nordafrika; Südwestafrika. Auffallend konzise Formen. Geringe Variabilität. Motivverarmung. Augenscheinlich der hamitischen Kultur zugehörig.

2. Gruppe — Fabelheld Hase. (Siehe Monumenta Africana, Karte 42.) Ostafrika und die Steppenländer in den Sudan und in Südafrika überziehend. Breitbehagliche Darstellungsweise; Gehalt sehr vieler Motive mittelerlythräischer Kultur.

3. Gruppe — Fabelhelden Spinne und Schildkröte. Zumeist westafrikanische Küstenländer,

Am Niger, am Kongo, am Kassai weit in das Inland reichend. Starker Gehalt entwickelter bis in die hohe Mythologie hineinreichender Motive. Zumeist als Gut der atlantischen Kultur erkennbar.

4. Gruppe — Fabelheld Zwergantilope. Hauptgebiete südl. Kongobecken, Kamerunhinterland, Gaststämme, Liberia — Mande — Sorokoi, Reste in Ostafrika. Höchste Variabilität zumal im Waldgebiet, ausgesprochene und selten gestörte Naivität.




Legen wir nunmehr die 2. und 3. Gruppe als leicht sich lösende Infiltrationen und historisch erkennbares Fremdgut beiseite, so bleiben die erste Gruppe der verarmten Formen und die vierte als die der naturgeboren reichen übrig. In den hamitischen Versionen der ersten Gruppe spielen die Tiere wohl zuweilen die Rollen, die Jäger in ihnen sehen müssen. Die Motive erklären sich aber aus dieser Daseinsform nicht. Dagegen decken sich die Motive in der vierten Gruppe mit der Annahme einer äquatorialen Sammlerkultur durchaus. Hierzu kommt aber noch ein entscheidendes Moment. Der Zwergantilope in Afrika entspricht der

Zwerghirsch (*moschus javanicus*) der malaiischen Fabulei, die wir bis zu den Mon-Khmer-Völkern und den Schan auf dem hinterindischen Festland zurückzuverfolgen vermögen. Das heißt aber, daß diese Tierfabelgruppe der alterythräischen Kultur angehört, über die ich in *Monumenta Africana* Teil IV mit Karten 76—81 gesprochen habe.

Das aber wiederum bedeutet, daß wir die Sinnes-, Empfindungs- und Gedankenwelt, die in dem durch die Zwergantilope als Mittelpunkt ausgezeichneten Fabelkreis geboten ist, als eine sehr alte bezeichnen dürfen. Ihr Dasein reicht in eine Zeit zurück, die weit vor den Perioden mittelythräischer, syrtischer und atlantischer Kulturbewegungen anzusetzen ist. Das Entscheidende für uns ist die Tatsache, daß dieser Fabelzyklus Einblick in die geistige Struktur der alten äquatorialen Sammlerkultur gewährt. Die Grundlage dieser macht nun — damit kann ich diese Abschweifung beenden und zu den in Betracht kommenden Fragen zurückkehren — das Bild der „listigen Mangalla“ vollkommen klar. Der alten Zwerg-

antilopenfabulei ist die magische Natur, die uns in 9 bis 13 entgegentrat, vollkommen fremd. Sie ist wie in 13 bis 14 Vater der List. Der magische Sinn der Jägerlegenden hat mit diesem Geistesleben nichts zu tun. Wir haben eine Kultur vor uns — ich möchte sie nach der Luluabezeichnung für Zwergantilope als Gabulukukultur benennen — die zwar auch das Wunderbare kennt (— denn wenn die Tiere menschlich leben, fühlen, handeln, ist das ja zuletzt auch wunderbar —), die dieses aber nicht im Sinne der Magie erblickt, sondern in dem der Mystik gestaltet. Was dies bedeutet, soll im nächsten Kapitel gesagt werden. Hier sei kurz geendet mit einem Schema, das eine Uebersicht über die bis hierher besprochenen Typen bietet:

Nordländer

I.	1—8	 Magie großen Stils	Zwergantilopes Verschwinden in der Magie großen Stils	} Vorzüg- lich Stil der Ma- halbi- kultur
II.	9—12	Magie im Lebens- gebrauch	 Zwergantilope gewinnt im Jägerlegenden- kreis magische Natur	
III.	13—16	Aus- klingen der Magie im unbe- stimmt Wunder- baren 	Zwergantilope als Vater der List in fremder Sinndeutung	} Vorzüg- lich Stil der Gabu- luku- kultur
IV.	17	Fehlen der Magie	Gabuluku- Zwergantilope als listiger Fabelheld in der naiven Mystik 	

Südländer

Verzeichnis

Nr.	Titel	Verfasser	Ort
1	Verzeichnis der ...	...	...
2	...	...	...
3	...	...	...
4	...	...	...

Verzeichnis

4. Die Gabulukukultur als Gegenspieler.

Am Schluß des vorigen Kapitels drängte uns der Gang forschender Beobachtung unwillkürlich zu der Unterschiedlichkeit schöpferischer Gestaltung, die durch die beiden Ausdrücke Magie und Mystik charakterisiert sind. Hiermit knüpfte ich unwillkürlich an das an, was ich in Teil IV des Bandes Monumenta Africana über die Struktur der hamitischen und äthiopischen Kultur dargelegt habe. Während es sich aber dort mehr um die endgültige Gegensätzlichkeit ursprünglicher Neigung zur polaren Gestaltung und deren letzt erreichte Kulturzonenerfüllung handelte, haben wir es hier mit dem Problem urtümlicher Spaltung zu polaren Manifestationen und deren ältesten Kontrastkontakten zu tun. Handelt es sich doch hier darum, die kulturelle

Bedeutung und Beziehung urgeschichtlicher Dokumente festzustellen — d. h. also eines Arbeitsstoffes, der nur der „paläontologischen“ Sprache fähig ist. Denn das Erhaltene stellt nur kümmerliche Hartteile, also Skelett- und Schalenreste dar, die es mit Erlebnissen und Erfahrungen kultureller Heutzeit so weit zu ergänzen gilt, daß sie für unsere Augen Weichteile, Fleisch und Blut gewinnen.

Eine eingehendere Untersuchung bestimmter Legenden führte zu der Erkenntnis der großen Verschiedenartigkeit geistiger Struktur, die in den beiden Gestaltungen Mahalbi-Kultur und Gabuluku-Kultur gewissermaßen kulminiert. Ich will diese beiden Stile hier nach Möglichkeit klar umschreiben.

a) Die Gabulukukultur. Auf allen Wanderungen in Afrika bin ich nur ein einziges Mal und damals nur wenige Wochen hindurch mit einer Lebensform in Berührung gekommen, die wirklich diejenige einer urtümlichen Sammlerkultur genannt werden muß. Es war dies im Jahre 1905 gelegentlich der Märsche zwischen dem unteren Lulua und dem oberen Kassai. Das Rhomboid, das Lulua,

Kassai, Luebo und das südliche Plateau bilden, ist nach Osten zu mit einem Gewirr von tiefeinschneidenden Bächen und ausgedehnten Urwäldern ausgefüllt. Es wird bewohnt von einem auffallend kleinen Menschenschlage doppelter Art. Die eine, wohl ziemlich reine Batua oder Pygmäen, lebt so gut wie ausschließlich vom Jägerberufe, dessen Erträgnisse nach Westen und Norden an die hochstämmigen, stolzen Völker vom Bakubatypus verhandelt werden. Von diesem Typus und einer wesentlichen Erfahrung, die ich im Zusammenleben mit ihnen machte, werde ich im nächsten Kapitel unter IV zu erzählen haben. Neben ihm bargen die Wälder aber noch einen zweiten kaum weniger eigentümlichen Charakters. Dies waren die sogenannten Bena Luebo, ein Gemengsel ebenfalls kleinwüchsiger Stämmchen, die sich sehr wenig, ja vielleicht gar nicht mit der Jagd als Haupterwerbsart, jedenfalls nie mit irgend etwas, was man als Hochwildjagd in unserem Sinne bezeichnen könnte, abgaben. Ihre Hauptnahrung beruht in gesammelten Früchten, deren der Wald in Menge bietet, in wildwachsenden Knollen („Kapotto“), in den Ergebnissen einer

armseligen Sumpffischerei, denen einer kümmerlichen Fallenstellerei (— die aber nur Marderarten, Waldratten und ähnliches einbringt —) und endlich in denen eines noch traurigeren Anbaues weniger Knollenfrüchte und Bananen.

Diese Bena Luebo waren es, die mir sowohl während unseres Aufenthaltes in der Nachbarschaft ihrer Heimat, sowie gelegentlich ihrer Besuche in unserer Luebostation am meisten von ihrem geliebten Gabuluku, der Zwergantilope, berichteten, einem Tier, das für sie als Jagdbeute überhaupt nicht in Frage kommt, da sie schlechte Bogenschützen sind und die Tierchen nie in eine Falle gehen. Sie besaßen allerdings einige Hörnchen dieser Antilope, die hatten sie von den Batua erworben. Es waren ihnen wichtige Schmuckstücke, die sie am Gürtel trugen — eine Art Amulett, von dem sie sagten, es solle ihnen Geschicklichkeit und Glück der Gabuluku bringen. Ihrer geistigen Art nach stellten sie gewissermaßen den Gegensatz zu den schlaun, rachsüchtigen und boshaften Batua dar, mit denen sie doch so häufig zusammenkamen. Während diese eine spröde Eigennatur aufwiesen, die eher auf jeden

116

Vorteil verzichtet als sich anpaßt, sind die Bena Luebo die schmiegsamsten aller Menschenkinder, die ich in Afrika kennenlernte. Meine ihnen sprachlich so nahestehenden Bena Lulua konnten über die Naivität dieser Leute nicht genug lachen. Besonders eine kleine Begebenheit werde ich nicht vergessen, die sich abspielte, als sie nach einer der sonst in diesen Ländern so häufigen Legenden vom Ursprung des Todes gefragt wurden, die ihnen aber unbekannt war. Der Bursche Palia Meso fungierte an diesem Tage als Dolmetscher. Wie üblich schloß sich an die Kardinalfrage eine Unterhaltung über Bestattung etc. an. Die Befragten wurden verwirrt. Daß die Toten bestattet wurden, war ja selbstverständlich. Aber daß es etwas wie den Tod, der alle treffen muß, geben soll, war ihnen arg. Vom Tode konnten sie nichts sagen. Um nun aber doch nicht zu töricht zu erscheinen, fing ein alter Mann plötzlich zu reden an, redete, redete, redete. Ich verstand kein Wort. Palia Meso starrte. Andere kamen dazu, starrten ebenso. Zuletzt erhob sich der Mann befriedigt darüber, daß er sein Geschenk verdient hatte,

und ging. Was hatte er geredet? Er hatte nur ganz genau erklärt, wie Lianen keimen, wachsen, Früchte tragen; wie die Fruchtsamen in der Erde aufgehen etc. etc. Eine halbe Stunde lang. Das war seine Explication über den Tod und das Leben. Meine Leute staunten und lachten. Auch sie hatten nur wenig verstanden. Aber daß eine Frau, um Kinder zu bekommen, Lianenfrüchte essen muß, daß man Bäume nicht ganz vernichten darf und dergl. mehr, das ging aus dem Gerede hervor. Alles in allem möchte ich nach all den Symptomen ähnlicher Art, die ich im Laufe späterer Jahre und unter ähnlichen Kulturverhältnissen kennenlernte, doch wohl die eine Tatsache sehen, daß es noch Reste von Kulturen gibt, deren Träger nur im Sinne der Pflanzenwelt, die sie umgibt, zu empfinden und zu fühlen vermögen. Jedenfalls scheint es sicher, daß die Lianenfrucht für diese Menschen eine gleiche tiefinnerliche Bedeutung hat wie das Korn für die ägyptischen Tiefsudaner. Die Pflanze ist im tiefsten Sinne Symbol des Lebens. Für den äquatorialen

Sammler aber nicht die Pflanze allein. Alles ist ihm Leben im Sinne des Teilnehmers, im Sinne der Gemeinsamkeit, im Sinne einer ständigen Wechselseitigkeit. Das „Umwelt und ich“ ist noch in nichts als Zweiheit gefühlt, erkannt oder gar gedacht.

Für diesen Typus der Gabulukukultur, die in diesem Sinne ja bis heute gelebt hat, ist die Zwergantilopenfabulei mit ihrem ungeheuren Variantenreichtum selbstverständlich. Tier, Pflanze, Mensch lösen sich auf in einem Kultursinn, der durch ein einfaches Stichwort umschrieben werden kann: Hingabe an das Leben. Dieses Leben ist zwar Mysterium, denn es schillert in ständigen Ueberraschungen und unvorhergesehenen Ereignissen, aber es ist als solches in keiner Weise bewußt und noch weniger erforscht. Das Leben dieser Menschen fließt dahin wie in einem Traumzustand. Aber wenn einzelne Ereignisse auch nur auf der Oberfläche des Seins dahinzuschwimmen scheinen, so ist das damit zu erklären, daß sein Strom durch die weite Ausdehnung über alles organische Leben der Umwelt gleichsam zu geregelt, sein Lauf infolge der Vielseitigkeit

des in allem gleichmäßig sich auswirkenden Lebens zu mächtig als Fläche gedehnt ist, um beim Eintritt auch individuell erschütternder Ereignisse im Paideuma der Gemeinschaft richtungsverändernde Wirbel hervorzurufen.

Es wäre möglich, daß diese Schilderung heute noch für individuell dichterischen Erguß erachtet wird. Es ist klar, daß derart schlicht-harmonische, in sich selbstverständliche und bewußtlos lebende Kultur ihre Träger nicht befähigt, in bestimmten Sitten, Redewendungen oder sonstigen Materialisationen sich auszudrücken und stilgemäß zu dokumentieren. Dennoch aber steht mir ein vielseitiges Beobachtungsmaterial zur Verfügung, welches dieses Bild im Laufe vieler Erfahrungen erweckt hat. Einmal das, was ich zuerst am Luebo, dann später am Sankurru, in den Lubilasch Sümpfen, im liberianischen Urwalde, im Benuegebiet etc. an Eindrücken gewann, ferner die weitere Auswirkung dieses Lebensgefühls in späteren Kulturen, zum dritten der selbsterlebte Einfluß dieser äquatorialafrikanischen Urwaldatmosphäre und zum letzten der Stil der Gestaltung der Urwaldfabulei, deren Geistigkeit nur als Hauch

120

dieses Urwaldodems verständlich ist. Weshalb diesem letzteren zuerst einige Zeilen gewidmet werden sollen.

Diese Urwälder meiner Bekanntschaft entsprechen nicht den Bildern, die einst Stanley vom großen Nordostwald entwarf. Sie bedecken nirgends die großen Flächen ohne jede Unterbrechung. Nur wer am Rande eines Flusses oder Baches dahinwandert, wird nie eine Lichtung erreichen. Zwischen den tief eingeschnittenen Rinnsalen mit ihren Galeriewaldungen sind mit Busch und Gras bedeckte Höhen gelegen — Höhen, auf denen nicht etwa der Mensch mit „Grasbränden“ den Wald vernichtet hat, sondern solche, die der tropische Gewitterorkan beherrscht und des Allzuhochmütigen entkleidet. Immerhin sind diese „Lichtungen“ und „Buschgebiete“ nicht so ausgedehnt, daß sie eindrucksmäßig die Herrschaft des Urwalds in Frage stellen. Diese weiten Wälder sind Naturgebilde von verschwenderischer Ueppigkeit, aber einer solchen, die durch einen entscheidenden Charakterzug bestimmt ist: nämlich den einer fast ununterbrochenen Ebenmäßigkeit. Sie tragen

jahraus, jahrein das gleicherweise oder nur ganz schwach unterschiedliche dunkelgrüne Blätterkleid. Die beiden großen Kontrastfarben, das hellere Grün des Frühlings und das melancholische Braunrot des Herbstes, treten nie hervor. Und ebensowenig gibt es bunte und lustige Blumen und Blüten. So kommt es, daß das menschliche Gemüt in solcher Landschaft niemals die große Schwankung zwischen dem Erwachen einer jungen, unbezähmbar frohen und starken Laune und der Melancholie eines schmerzlich bewegenden Vergehens erlebt. Die Freude an der Entfaltung lustiger bunter Blüten und die Erkenntnis des Verwelkens drängen sich nicht nur nie auf, sondern kommen gar nicht in Betracht, weil die afrikanische Natur von herber Sachlichkeit und Größe ist und einen Grundzug hat, den ich nur den der Stetigkeit nennen kann. Ebenmäßig und stetig. Ich halte es für berechtigt, dem „ewigen Eise“ des Nordens die „ewigen Urwälder“ Afrikas als diametral entgegengesetzte Erscheinungen gegenüberzustellen und gleichzuwerten. Natürlich gleichzuwerten an Wucht der Auswirkung auf das Paideuma. Wenn auch natürlich in ent-

122

gegengesetzter Richtung. Und vor allem zutage tretend hier am Rande der Wälder und dort am Fuße der Eismassen. Hier als Auswirkung der riesenhaften Einheitlichkeit im Gestaltleben, dort dessen rhythmische Bewegung widerspiegelnd.

Mir will es so scheinen, als ob gerade solche Gegenüberstellung dem Verständnis für das Paideuma der äquatorialafrikanischen Kulturformen zu Hilfe kommen müsse. Das Wesen derjenigen Kulturen, die als Spiegelreflexe der rhythmischen Bewegung zwischen Werden und Vergehen gedeutet werden können, vermögen wir uns ohne weiteres begreiflich zu machen. Sind wir doch Teile derselben. Dagegen sind wir der Auswirkung der riesenhaften Einheitlichkeit im Gestaltleben nicht ohne weiteres zugänglich. Nur an unseren Kindern vermögen wir zu beobachten, daß die Hingabe an die Uebermacht der großen Linie des „Lebenssinnes“ als einer Insiehgeschlossenheit ein „Lebensgefühl“ bedingt, das wir stets geneigt sind, in unserer plump intellektuellen Weise geringerschätzig als „Triebleben“ zu bezeichnen.

Aus diesem Grunde verstehen ja unsere Kinder die Märchen, die dem Hingabesinn alter „Pflanzenkultur“ entstammen, so leicht.

In den Tierfabuleien der Gabulukukultur entschleiert sie sich als schlichte Manifestation der Natur der Stetigkeit, Ebenmäßigkeit und pflanzenhaften Ewigkeit. Der Grundzug des Charakters einer Erscheinung ist dem Fabulisten wichtiger als das Schicksal. Die geschilderten Ereignisse dienen nur dazu, den Charakter zu umschreiben und weiter zu präzisieren. Es wird kein tieferer Sinn der Ereignisse, sondern eine Fixierung des Typus angestrebt. Deshalb steht auch der Listling und nicht das Gewaltgeschöpf an der Spitze. Dieser Stetigkeit und Ebenmäßigkeit als Auswirkung des Lebens eine Gewalt gegenüberzustellen, kommt überhaupt nicht in Frage. Nur mit List ist ihr etwas „abzuluchsen“. In dieser Ebenmäßigkeit und Daseinsstetigkeit spielen Sterben und Tod gar keine Rolle. Diesem Charakterzuge der riesenhaften Ebenmäßigkeit im Gestaltleben entspricht aber vor allem eine alles entscheidende Kraft des Paideuma, die ich mit Michelangelo als *via di porre* bezeichnen will.

Michelangelo hat zwei Formen der Kunstgestaltung unterschieden, eine solche des Auseinanderlegens, Teilens, Gliederns der Stoffe (— der Bildhauer schlägt sein Werk aus dem vollen Block heraus —) und eine solche, deren Werke durch Zusammenlegen der Materien entstehen (z. B. Architektur). Der Zerlegung = *forza di levare* stellt er den Aufbau = *via di porre* gegenüber. Diese Ausdrücke kennzeichnen aber nicht nur die Entstehung von Kunstwerken, sondern auch die Grundzüge der Auswirkung des Paideuma in ausgezeichneter Weise. Das der riesenhaften Einheitlichkeit im Gestaltleben folgende Paideuma wird auch in späteren Kulturen entsprechend dem Symbol der Pflanze sich aufbauend auswirken, d. h. die *via di porre* gehen. Wohingegen jede Kultur, deren Wesen durch Auswirkung der rhythmischen Bewegung der Umwelt bestimmt ist, die *forza di levare* anwenden und ausbilden wird. Die schlichteste Gestaltwelt der *via di porre* ist die Fabeldichtung der Gabulukukultur. Sie ist Architektur. Sie legt Menschenart und Tiergetriebe zusammen. Sie dichtet. Sie erkennt überall Verbindung und Beziehung. Ihr sind Menschen-

und Pflanzenleben sympathisch verbunden. Sie ignoriert das „Auseinanderlegen“, welches die Umwelt im Phänomen des Todes bietet. Leben, Wachsen, Verbinden ist ihr natürlich. Sie ist durchaus betont nach der Seite der Mystik.

— Versuchen wir nun, uns als Gegenstück die innere Bedeutung jenes Paideuma zu vergegenwärtigen, dem die Mahalbikultur zugehört.

b) Die Mahalbikultur stellt eine Spielform jener Kulturen dar, die wir als die der Jäger zu bezeichnen gewöhnt sind. Ich habe sie in den Monumenta Africana in Teil IV charakterisiert. Unter den Bedja erschloß sich mir ihre charakteristischste Variante. — Wenn von der Gabulukukultur gesagt wurde, daß ihre Träger nur im Sinne der Pflanzenwelt zu empfinden und zu fühlen vermögen, so muß denen der Mahalbikultur das Denken im Tierbilde zugeschrieben werden. Wenn die Sammler- und Gabulukukultur als Hingabe an das Leben charakterisiert wird, so ist für die Jäger- und Mahalbikultur der Wille zur Herrschaft

126

entscheidend. Wenn das Paideuma der einen wie ein Spiegelreflex der riesenhaften Einheitlichkeit in Gestaltbau erscheint und deshalb die via di porre geht, so hat das der ändern seine Richtung durch die natürliche Symbolik der rhythmischen Bewegung alles organisch Lebenden erhalten und ist damit ihre Auswirkung im Sinne der forza di levare naturbedingt.

Wenn wir uns noch einmal den Lebensstil der Völker dieser Kultur vorstellen wollen, so gilt es, die zum Teil ja wohl abgeschwächte, im allgemeinen aber erschütternde Armut und Grausamkeit ihrer heutigen Umwelt zu vergegenwärtigen. Sogar die Steppe bietet ja für Menschen, die nichts vom Feld- und Kornbau wissen, so gut wie keinerlei pflanzliche Nahrungsmittel und verweist sie auf die Verfolgung des flüchtigen Wildes. Wieviel mehr noch die Wüste. Will der Mensch hier leben, so ist er auf die Auseinandersetzung mit der Natur hingewiesen. Sein oder Nichtsein! Die Natur fordert und

erzwingt hier direkt die Entwicklung von Waffen. Waffen des Geistes, denen Waffen der Hand entstammen. Die Waffen des Geistes sind aber zunächst die Sinnesorgane und unter diesen das weitaus wichtigste, das Auge. Die Sehfähigkeit entwickelt sich bis in das Erstaunliche; die Schärfe des Blickes führt zur Geschwindigkeit des Entschlusses. Die Leidenschaft wogt zwischen Erregung und Erschlaffung. Sein oder Nichtsein wird durch den Erfolg bestimmt. Wenn das Lebensgefühl des schlichten Sammlers des Waldes ausgedrückt werden darf mit dem Worte *Lebensraum*, so muß dem des Steppen- und Wüstenjägers das des *Lebensrausches* als Charakteristikum zugeschrieben werden. Wie jedem Rausche aber die Ernüchterung folgt, so wechselt hier bedingungslos der Jubel mit Bedenklichkeit und löst die Entwicklung der sinnlichen Angriffswaffen Abwehrtendenzen der Seele und des Gemütslebens aus. Der Uebermacht der einseitig hochgezüchteten Fähigkeit der Sinne entspricht Mißtrauen in der unbeteiligten Seele, die die Entfaltung von Abwehrmaßnahmen und Schutzmitteln fordern muß.

Hier nun will eines beobachtet sein. Wenn der Sammler eine Frucht pflückt, eine Knolle ausgräbt, Eier aus dem Nest, Honig aus dem Astloch nimmt, so unterbricht er mit alledem in kenntlicher Weise den Fortlauf des Lebens nicht. Der Jäger aber tötet! Sein Beruf fordert ständige Lebenszerstörung. Die Ekstase des Erfolges verbindet sich mit dem Blutrausch. Blut wird zur Allegorie des Lebens. Denn so wie das Symbol eine vom Objekt zum Subjekt sich auswirkende Gleichsinnigkeit darstellt, so die Allegorie eine vom Subjektausgehende und auf das Objekt übertragene. Je höher nun bewußter Lebens- und Herrenwille entwickelt wird und je mehr hiermit die seelische Hingabe behindert und zuletzt als Fähigkeit zerstört wird, — je mehr die Waffen der Physis und des Geistes geschärft und ihre Führung entscheidend und geschickt wird, — desto deutlicher tritt auch das Bedürfnis zu Abwehrmaßnahmen und Ablehnung alles Gemütmäßigen, alles Seelenhaften hervor. Bis zuletzt das Leben sich auflöst in eine Kette von Erlebnissen gleich Tatsachen. Bis zuletzt der

Frobenius, Bd. VII. 5 129

schaffende Geist der grausam bejahenden Welt blutigen Daseinskampfes gegenüber die ebenso grausam verneinende der schwarzen Magie ausgebildet hat.

Diese Vorstellungswelt der Magie ist mit der vollen forza di levare allegorisch aufgebaut. In Umkehrung, denn die Jagd fordert Sieg und die Schutzwehr bedeutet Absage. Der Siegesicherheit des in Jagd- und Spürkunst geübten Auges entspricht allegorisch der „böse Blick“. Der Fähigkeit, ein Tier als Teil aus der Umwelt herauszuschießen, entspricht die Vorstellung, daß jedes Ganze das Schicksal jedes losgelösten Teiles erleidet (Pars-pro-tototzauber). Um einen Menschen zu vernichten, genügt das Verbrennen einer auf seinem Haupte gewachsenen Locke. Um den Willen zur Blutrache eines Tieres in Schach zu halten, genügt es, Teile seines Blutes zu bannen. So entsteht ein Gleichsetzen, ein Wertmaß! Aus „Blut um Blut“ wird das „blutige Opfer“ geboren. Der erschossene und verblutete Leopard verliert sein Recht an Rückforderung von geraubtem Blut und Leben, wenn der Jäger selbst sich verwundet und einige Tropfen seines Blutes

aus dem waffenführenden Arm zur Erde verspritzt. So auch wird es verständlich, daß alles, was den Jäger physisch schwächt, ihn auch in der magischen Abwehr entkräftet. Omne animal post coitum triste! Der geschwächte Körper ist der magischen Gewalt preisgegeben. In einer Vorstellungswelt, die ja nur den Willen zur Macht und zur Uebermacht anerkennt, wird hierin angespannte Vorsicht gesteigertes Mißtrauen schaffend gestalten. Das Tier selbst wird zum Weibe, das verführerisch gebildet als Delila dem Jäger naht. Lieber ein prophylaktisches Blutopfer als die Möglichkeit eines düsteren Schwächeschicksals. Auch hier wieder die forza di levare. Schicksal nicht im Sinne des Lebenssinnes, sondern des Tatsachenwertes. Das Erlebnis als Ausschnitt.

Daß die fortschreitende Ausbildung der magischen Vorstellungswelt zuletzt zu einer Naturfremdheit in der Ausbildung von Abwehrgedanken führen muß, die direkt im Gegensatz steht zu dem alle schwierige Jagd voraussetzenden und bedingenden Wissen von den Tatsachen des Naturlebens, versteht sich von selbst. Der mißtrauisch die reale Welt

auf irrationale Möglichkeiten als Allegorien eigener Gedanken durchwühlende Mensch wird und muß bei Unmöglichkeiten landen. So wie der böse Blick töten kann, wie der Mensch durch Verbrennen seiner Locke vernichtet werden kann — wie also dem ja alles bedeutenden Machtwillen Uebersteigerungen und Negierungen der Wahrscheinlichkeit selbstverständlich werden, so wird auch dem Leoparden zugetraut, daß er selbst sich den Ablösungssold einkassiert, daß das wilde Tier sich in einen Menschen verwandelt, daß der Elefant still stehen bleibt, wenn ein wenig Erde aus seiner Spur an einen Baum gebunden wird. Alle wunderbaren Glaubensgebilde vom Verwandeln stammen anscheinend aus der Magie. Die Sammlerkultur kennt sie zunächst nicht. In der magischen Vorstellung verwandelt der Büffel sich in ein Mädchen, nimmt also eine andere Gestalt an, in der mystischen legt der Ahnherr Elefant seine Haut ab und tritt als Mensch hervor.

Das, was im zweiten Kapitel dieses Werkes als, wenn auch noch so legendäre Schilderungen der Mahalbikultur berichtet ist, weist

eigentlich durchgehend Wesenszüge des Paidauma aller uns plastisch entgegentretenden und reineren Jägerkulturen auf. Die Wüsten Afrikas wie die Eisfelder des Nordens spiegeln als Auswirkungen der Armut des Pflanzenlebens gleiche Bilder wieder. Als in späten Kulturen die neue Wirtschaft der Viehzucht einen Wandel im Rahmen der auf das Tier angewiesenen Menschheit gebracht hatte —, als es der Mensch gelernt hatte, nach dem Beispiel der ständig zum Zinsenertrag bereiten Pflanzenwelt sich in den Herden ein sich selbstständig rentierendes Kapital anzulegen, da ist wohl vielfach die Waffe der Sinne abgestumpft und die magische Vorstellungswelt verblaßt, aber auch in Zwitterbildungen magischer und mystischer Kulturen bleibt der „böse Blick“ für Vieh, Milch und Butter gefährlich und werden als bestes Gegenmittel Korn und Brot, also Teile der mystischen Naturwelt angewendet.

Am deutlichsten wird dies immer dort erkennbar werden, wo der Mensch selbst dem

Rhythmus der Natur in scharfer Schicksalsakzentuierung gegenübergestellt wird, nämlich gelegentlich des Todes eines nahestehenden Menschen. Dem einer ununterbrochenen pflanzenhaft mystischen Lebensbewegung sich hingebenden Träger einer primitiven Gabulukultur oder einer hochentwickelten Kultur Chinas oder Indiens etc. wird der zerfallende Körper Gefäß der Verehrung, weil er das Gefäß der Manen ist; in der Seele wiederholt sich ihnen Ewigkeit, Stetigkeit, ununterbrochener Gleichlauf des Lebens. Dem Träger jeder magisch betonten Kultur erwächst aber aus dem plötzlich entseelten, blutlosen, blindstarrenden Leibe ein Objekt des Mißtrauens, eine Allegorie, ein Gespenst, ein Feindseliges.

Die Charakteristik der beiden Kulturen als Manifestationen der Polarität dürfte hiermit weit genug geführt sein, um zum dritten Punkte dieses Kapitels überzugehen, zur Betrachtung der Schnittpunkte.

c) Berührungspunkte. Im vorigen Kapitel habe ich versucht, einige Kristalle der Legendenbildung wie chemische Körper zu zerlegen und ihre Elementarbestandteile freizu-

machen. Die schematische Tabelle, mit der dieser Versuch S. 111 abschließt, weist auf Schnittpunkte zweier Einflußsphären hin. Galbuluku, die Zwergantilope, der Repräsentant naiv mystischer Tierfabulei (17), versinkt nach dem Eintritt in das Gebiet einer magischen Allegorienwelt, bis er zuletzt in der mythologischen Vollbildung bis zum bedeutungslosen Schnörkel verkümmert (2, 4, 5, in 7 ersetzt durch den Hasen). Auf dem entgegengesetzten Wege leuchtet die Magie in der Bluthornlegende zunächst in ihrem vollen Glanze (1 und 2), um schon nach 12 dem unbestimmten Wunderbaren zu weichen, ohne noch in die Geisteswelt von 17 Eintritt zu erlangen.

Es soll nun danach Umschau gehalten werden, ob die Untersuchung der anderen Stoffe ähnliche Ueberschneidungen aufweist. Um mit einer sinnlich dem „Bluthorn“ nahestehenden Sitte zu beginnen, sei auf die Stelle im Berichte der Leopardenjäger an der abessinischen Grenze hingewiesen, die sich mit dem „Blutentgelt“ beschäftigt: Wenn ein Jäger auf der Jagd Tierblut (wohl von Raubtieren) vergossen hat, dann muß er auch aus dem eigenen Arm Blut

fließen lassen, um so freiwillige Buße zuzubilligen; der Arm also, der selbst die Waffe handhabte und Blut vergoß, wird so entsühnt. — Die Armtätowierung, auf die Afrikareisende so oft aufmerksam wurden, ist, wie ich sie im Atlas Africanus Lieferung 3, Blatt 12 auf dem mittleren Nebenkärtchen darstellte, Ausdruck verschiedenster Motive. Das Verbreitungsgebiet ist durchaus das Bild einer hamitischen Kultur. Die Sitte der abessinischen Leopardenjäger hat weite Verbreitung. Wenn der Hererojüngling einen Leopard oder Löwen getötet hat, ritzt er sich ebenfalls 10—14 cm lang den Oberarm, wobei aber das Blut auf die Erde fließen muß. — Also „Blut für Blut!“ — Als Jagdzauber machen die Kuku sich mit einer Pfeilspitze auf dem Oberarm mehrere Einschnitte. — Als „Jagdzauber“ treten die Schnitte auf bei Abessiniern, Wahehe, Wagogo und so weiter, zuweilen vor, zuweilen nach der Jagd angebracht. Bis hierher das erste Stadium: Abrechnung, Auseinandersetzung. Nun aber ein zweites: sehr deutlich ist für dieses die Sitte der Kalahari-Buschmänner, die Passarge als Jagdzauber

festlegte: als Mittel, gut zu treffen, tätowiert man Streifen auf dem Oberarm. Man reibt diese Stelle mit folgendermaßen zubereiteter Jagdmedizin ein: Ein Stückchen vom Herzen und vom linken Ohr der zu jagenden Tierart wird mit glühender Holzkohle verbrannt, die verkohlten Reste zwischen zwei Steinen fein pulverisiert und in die tätowierten Stellen im Arm eingerieben. Geht nun der Jäger auf die Jagd, so hört und sieht ihn das Tier nicht; es steht vielmehr da und frißt und läßt sich leicht beschleichen. — Hier sei eine sinnverwandte Sitte der Heikumleute angefügt. Den jungen Burschen der Heikumleute wird Antilopenfleisch unter die Haut der Lenden eingepflanzt, damit sie schneller laufen können. So weit eine erste sinnklare Gruppe des zweiten Stadiums, zu der noch für Tuareg, Barea, Kaffa etc. die Angabe kommt, daß die zu Jagd und Kampf ausziehenden Jäger die Arme durch Einschnitte kräftigen (vgl. Irle „Herero“ S. 105; v. d. Plas „Les Kuku“ S. 271; Nigmann „Wahehe“ S. 28, 81, 120; Fülleborn „Njassa u. Ruwuma“ S. 78, 246; Dempwolff „Die Sandawe“ S. 160; Claus „Die Wagogo“ S. 33;

Fromm „Ufipa“ S. 89; Passarge „Buschmänner“ S. 108/9, Verneau in Duchesne Fournet „Ethiopie“ II S. 299. Bieber „Kaffa“ S. 264; Werne in „Z. f. E.“ 1906 S. 246; Munzinger „Ostaf. Studien“ S. 466). Diese Angaben betreffen Maßnahmen, deren Absicht es ist, ein magisches Band zwischen den Tieren und den Jägern herzustellen. Es ist mir sehr wichtig, daß die hier betonte Unterschiedlichkeit ganz klar hervortrete. Zwischen der einen Anschauungsstufe, auf der der Jäger sein eigenes Blut verspritzt („dein Blut ist vergossen, meines aber auch; also sind wir quitt!“) und der zweiten, auf der sich der Jäger viele Eigenschaften des Tieres zu Vermehrung der eigenen Kräfte aneignet, ist ein gewaltiger Schritt getan. Auf der ersten ist die Einstellung nur auf die Defensive gerichtet, auf der zweiten auf Offensive. Der Wille zum Lösen ist ein Wille zum Verbinden geworden. Die rohe Urmagie ist durch einen Charakterzug der Mystik umgebogen, um neue Aufgaben bereichert. Woher die „Neuorientierung“? Diese Frage ist um so bedeutungsvoller, als im Anschwellen der Kultur sich aus solchen

138

Quellen später Bittopfer einerseits, Dankesopfer andererseits entwickeln. Die Frage ist un schwer zu beantworten mit einem Hinweis auf die südwärts der alten Heimat hamitisch-chthonisch-magischer Kultur gelagerte äthiopisch-tellurisch-mystische: der kornbauende Aethiope bringt vor der Saat Bruchteilehen der vorigen Ernte und nach der Ernte erste Speisen der neuen Frucht (Brot und Brei) dar. Daß solches Verbinden aber schon in der Gabulukukultur seine Quellen hat, das beweist eine harmlose Sitte der Bena Luebo. Wenn sie die Wildfrucht Kapotto gefunden haben, werfen sie die ersten Knöllchen in den Sumpf, „weil sie hier gedeihen“ und wenn sie Lianenfrüchte eingeheimst und verzehrt haben, heben sie einige Samenkörner auf, um sie auszustreuen, wenn die Zeit der nächsten Reife herannaht, „damit diese ihnen den Weg zeigen“.

Noch eine andere Gepflogenheit der Jägerkunst zeigt ähnliche Gegensätzlichkeit. Es ist ein ebenfalls im Umkreis der hamitischen Kultur vielgeübter Brauch, den Arm mit Siegeszeichen zu schmücken. Besonders bei Elefantenjägern herrscht die Sitte, Ringe aus der Fuß-

sohle oder der Haut zu schneiden, die über den Arm gestreift werden und deren Anzahl dann jedermann zeigt, wieviel Tiere der glückliche Jäger erlegt hat. Diese Sitte ist anschauungsgemäß der andern verwandt, derzufolge Krieger die Anzahl der erlegten Feinde, Jäger die ihrer Beutestücke durch Einschnitte in den Arm buchen (Livingstone „Letzte Reise“ S. 183; Claus „Wagogo“ S. 33; Cameron „Quer d. Afr.“ I S. 86; Baumann „Massailand“ S. 229; Stuhlmann „Emin“ S. 87; Krapf „Reisen“ I S. 140; Wilson und Felkin „Uganda“ II S. 54; Vita Hassan „Ueber Emin“ I S. 58; Salt „Neue Reise nach Abyssinien“ in Neue Bibl. d. wichtigst. Reisebeschr. 4. Bd. S. 334/5; Lefèvre „Abyssinie“ III S. 292; Andree-Burton „Medina u. Mekka“ S. 279, 306; Harris „Schoa“ I S. 88; II S. 253; Lichtenstein „Reis. i. südl. Afr.“ S. 444; Campbell „Reis. i. Südaf.“ S. 138/9; Giraud „L’Afrique Equat.“ S. 64; Kmunke „Uganda“ S. 58/9, 75). Den ursprünglichen Sinn der Elefantenhautringe bringt der Bericht de Caudells nahe, der im Luapulaquellgebiet mit kleinwüchsigen Jägern zusammentraf, die nach jeder erfolgreichen Jagd jedem Tiere solche

Ringe aus den Sohlen schneiden und sie anlegen, „damit andere Elefanten nicht die Möglichkeit haben, sie im Kampf mit den Füßen zu zertrampeln“. Dies aber stimmt wieder überein mit der Sitte der kleinwüchsigen Sammler am Moansangomma, die sich aus den Klettersporen solcher Lianen, die ihnen viele Früchte gaben, Armringe flechten und dabei als Begründung angeben, daß diese Ringe ihnen den Weg zu anderen fruchttragenden Urwaldpflanzen zeigen würden. — Auch hier wieder in der Mahalbikultur das Symptom des *pars pro toto* als Mittel zur Macht — eine allegorische Handlung aus der Bedingtheit der *forza di levare*, die in die rationalistisch-materialistische Denkweise zurückführt. Der Ausklang heißt: Siegeszeichen! Aus der ledernen und hörnernen Trophäe wird zuletzt der steinerne Armring als Sinnbild des Herrentumes. — In der Gabulukukultur dagegen das Hinstreben zur Gemeinsamkeit, zum Verbindenden, zum Schicksal, zur Verkettung mit dem Leben. Aus diesem Bereiche stammt jene Entwicklungslinie, die durch die kleinen Gepflogenheiten des Verliebten charakterisiert

wird: gegenseitiges Sichumlegen von Ringen, Knotenschlagen in die Lendentücher, Narben-
eintragungen etc. Solches ist auch von anderen
Beobachtern wie Junker, Coquilhat, Emin,
Briard, Martin im Gebiet der Wälder oft ge-
sehen worden. — Indem die Mahalbi-
kultur im Sinne der Absage und im Hinblick auf „Erleb-
nisse“ zerstört und die Gabulukukultur ent-
sprechend der *via di porre* und im Gleichlauf
mit „dem Leben“ verbindet, erfüllen beide die
Bestimmungen ihrer polar gegensätzlichen
Natur, auch wenn die Sitten und Gebräuche
äußerlich gleich erscheinen.

In ein weiteres Gebiet der Ueberschneidungen
führen uns jene zahlreichen Angaben der Le-
gende über die Sitten der Mahalbi, die auf
die wunderliche Verbindung Leopard und Reife
hinweisen. Mit ihnen wird hingedeutet auf
Sitten, die denen verschiedener Stämme äthio-
pischer Kultur sehr nahe stehen. Auch in
Adamaua werden die blutigen Reiferituale von
einem „Leopardmenschen“ ausgeführt. Der am-
tierende Meister ist als Leopard fleckig be-
malt, trägt ein Leopardenfell, zieht die Marter-
instrumente aus einer Leopardenklaue etc. Die

142

während der Zeremonie im Busch erklingenden Schwirren werden den Frauen gegenüber als Stimmen des Leoparden bezeichnet. Von dem während der Weißen im Busch gestorbenen Burschen wird der Mutter gesagt: „Der Leopard hat ihn getötet.“ Solche Sitten konnte ich feststellen bei allen Tschamba-Dakkavölkern, Mundang, Durru, Bum. Aber auch die Haussa berichten, daß ähnliche Gebräuche früher in Katsena, in Gobir und anderen kleinen Staaten geübt wurden (vgl. „Und Afrika sprach“ III, sowie Atl. Bd. V). Der Leopard als Reifeschreckgespenst tritt aber ebenso auf am Nordrande der süderythräischen Kultur bei Bakuba und bei Wahollohollo (Torday et Joyce „Les Bushongo“ S. 83, 87, 250, 251; Colle „Les Baluba“ I S. 273, 277; II S. 569, 570, 576.) Dem schließen sich einerseits an die Institutionen der Leopardenbünde im atlantischen Kulturgebiet (Sierra Leone und Kreuzfluß), andererseits die Spaltung: „alle Leoparden- und Löwenfelle Insignien des Königtums“ und „das Leopardenfell als Symbol des Priestertums“. Ersteres Symptom ganz Negerafrika überziehend, soweit überhaupt Häuptlinge von

Fürstenstil vorhanden sind, letzteres zurückreichend bis zum alten Aegypten. Es darf wohl gesagt werden, daß, seitdem der Leopard und der Löwe einmal ihre geistige Wertung empfangen haben, diese Tiere sich in allen Kulturen und entsprechenden Riten einen Platz erobert haben. Legen wir aber alle augenscheinlich späteren Formen beiseite und versuchen wir einen Blick zu gewinnen in die natürliche Stellungnahme, so erkennen wir schon einen wesentlichen Unterschied. Alle Träger hamitischer Kultur hegen trotz höheren physischen Mutes eine ausgesprochen „abergläubische“ Scheu vor diesen Raubtieren, nehmen, wenn sie sie erlegt haben, eine Reinigungszeremonie vor und erachten es als das Schwierigste, dem Blutzauber dieser Tiere zu entgehen (Montandon „Ghimirra“ S. 307; Schuver „Nilgebiet“ S. 69; Fromm „Ufipa“ S. 87). Alle Tuareg, Atlas-Berber, Kabylen, Bedja, Abessinier, Somal, Danakil, mit denen ich über diese Dinge sprach, waren sich vollkommen einig darüber, daß Leopard und Löwe nicht als starke Raubtiere, sondern als Inhaber des „bösen Blickes“ den schlimmsten Einfluß haben.

Andererseits aber kann gesagt werden, daß die Träger der äthiopischen Kultur dazu neigen, dem Leopard große Verehrung zu erweisen, ihn (wenn erlegt) erst zu adorieren, dann zu bestatten, ihn jedenfalls einem Fürsten gleich zu achten (Peehuel-Lösche „Loango“ S. 220; Bastian „Loangoküste“ I S. 69, II S. 243/4; Hutereau „Mayumbe“ S. 371; Talbot „The Bush“ S. 142; M'Leod „L'Afrique“ S. 34; Bent „Mashonaland“ S. 331; Boilat „Esquisses Sénégalaises“ S. 72; Volz „Liberia“ S. 70). Die Tierfabulei endlich kennt den Löwen zwar als Häuptling der Tiere, weiß aber nichts Besonderes mit ihm anzufangen, wogegen der Leopard oft der starke Gegenspieler des listigen Fabelhelden ist, diesem gegenüber jedoch so gut wie stets unterliegt. Ich habe im Gesamtbereiche aller Dokumente nichts, aber auch nichts zu finden vermocht, was zu der Annahme berechtigen könnte, daß dieser eigentümliche Leopard-Reife-Sittenkreis, wenigstens soweit das Raubtier hierbei in Betracht kommt, irgendwie in der Gabulukukultur wurzele.

Ganz anders scheint es sich schon mit den Reifezeremonien zu verhalten. Bei allen Trägern hamitischer Kultur sind diese schwach oder gar nicht entwickelt, bei denen äthiopischer Kultur fast stets und oft bis zum entscheidenden Uebergewicht über alle anderen lebensbestimmenden Zeremonien. Es wäre aber doch sehr leicht denkbar, daß eine bisher weit verbreitete Ansicht, daß nämlich diese Zeremonien im wesentlichen die physischen Umgestaltungen als Voraussetzung der Ehe bezwecken, irrig ist. Mit aller Bestimmtheit kann gesagt werden, daß die Beschneidung nicht in der Entwicklungslinie der äthiopischen Kultur liegt. (Siehe die Arbeit im Atlas Africanus.) Tätowierungen und Zahnverstümmelungen als Reifezustate sind im Gegensatz zur Beschneidung im äthiopischen Afrika urtümlich. Aber in alledem liegt die Betonung der Reifezeremonien nicht. Vielmehr beruht sie im Buschleben, einer Tendenz, die jungen Menschen zur Zeit der Beschneidung in engste Gemeinschaft mit der pflanzlichen Umwelt zu bringen. Bei fünf Völkern, nämlich Gurunei, Haussa, Dakka, Bena Lubra und Nubiern, erhielt ich die Angabe, daß eine Frau.

146

die gar nicht konzipieren könne, sich ihrem Gatten in einem üppigen Feld hingeben solle; dann würde sie sicher schwanger werden. Aber solche direkten Hinweise sind sehr selten und nur gelegentlich erreichbar. Es wird so oft vergessen, daß das Selbstverständliche im Lebensgefühl nicht in Worte gefaßt wird, ja sogar selten in Sitte zum Ausdruck kommt. Entscheidend ist aber, daß die äthiopische Kultur in ihrer ungeheuren Naivität die Ehe nur im Sinne der Nachkommenschaft sieht, so wie die hamitische jede Geschlechtsverbindung in der Lieb- schaft kulminieren läßt. Dieses ist für alle echten Träger äquatorialer Kultur, ich möchte sagen für alle „rassereinen Neger“ so selbstverständ- lich, daß es nie zur Sprache kommt. Die Sym- bolik mit der Natur kommt hier gemütsmäßig zum Ausdruck. Wenn es mir erlaubt ist, hier einen poetischen Vergleich anzubringen, um recht verstanden zu werden, so möchte ich als Quintessenz alles dessen, was ich in Afrika als Reifezeremonien erlebt und von ihnen gehört habe, sagen, daß es sich in diesen gewisser- maßen um ein feierliches Fest des Aufbrechens von Knospen handelt. Vom Manne geht ja in den

äquatorialen Kulturen die Fruchtbarkeit aus. Im Manne erschließt sich die Blüte, nicht im Weibe. („Das Kind stammt vom Vater!“) Die Idee, daß der Bursche durch das Buschleben und mit den Weihen geschlechtsreif wird, ist also unbedingt äthiopisch und reicht fraglos bis in die Gabulukukultur zurück.

Wenn also gesagt werden kann, daß in der vormals nördlich und um den Wendekreis herum heimischen hamitischen Kultur die magische Beziehung zu Löwe und Leopard (böser Blick) einerseits und sexuellen Operationen (Monarchie) andererseits, in der stets weiter südlich domizilierten und mehr äquatorialen äthiopischen Kultur aber das mystische Reifezeremonial naturhaft sind — daß fernerhin beiden die entsprechenden Prädispositionen, bei den Hamiten der Sinn der Knospenerfeier, bei den Aethiopen die magische Einschätzung der Raubtiere und die Sexualallegorie fehlen — dann weist die Tatsache, daß sich bis heute die Reste der Leopardenerifezeremonien als Altbestand und Sittenkomplex just nur im

Uebergangsgebiet zwischen hamitischer und äthiopischer Kultur erhalten haben (— alle am Rande der süderäthiopischen Kultur noch lebenden Sitten lassen sich als historisch bedingt und verschoben nachweisen —) daraufhin, daß in diesem Gebiete auch dermal einst die eigentümliche Verbindung zweier von Natur so heterogenen Sinngestaltungen vor sich gegangen ist. Das heißt also, daß die Ausbildung der Mahalbikultur in diesem Punkte das Dasein der Gabulukukultur voraussetzt. —

Zum dritten nun wende ich mich einem Zyklus von Mythen und Sitten zu, der zwar in den Angaben über die Mahalbikultur (Kap. 2) nur gestreift wird, der aber doch, wie sich sogleich zeigen wird, in diesem Zusammenhang volle Beachtung verdient. Im dritten Bande des Werkes „Und Afrika sprach“ habe ich S. 245 bis 253 und S. 382 bis 400 dargelegt, daß über einen weiten Streifen des Sudan (von den Kredj im Osten bis zu den Mande im Westen) mehr oder weniger gut erhaltene Bruchstücke eines

„Widderdienstes“ vorhanden sind. Der Schafbock als Gewittergott! Aber noch mehr. Der Widder repräsentiert auch die Sonne. Eine weitverbreitete Legende erzählt, daß ein Tier immer heimlich das Mehl am Mahlstein nascht. Es wird eine Falle aufgestellt. Darauf nimmt die Nacht kein Ende. Erst als die Falle untersucht, der darin gefangene Widder gefunden und befreit ist, geht die Sonne auf. Ferner: in der Haussalegende wird die Sonne mit einem Widder zusammen in einer Steinkiste aufbewahrt und aus ihr befreit. Nach der Ueberlieferung der Nomaden- und Gebirgssessener ist die Sonne ein Widder, der aus den dunkeln Wolken, hinter denen er sich von Zeit zu Zeit verbirgt, Blitze schleudert. Nach El Bekris genauen mittelalterlichen Aufzeichnungen wurde der Widder im Susgebiet verehrt. An den Höfen der Sudanfürsten stolziert er noch heute, majestätisches Ansehen heischend, einher. Gustav Nachtigal hat in Dar Fur die schauerliche Sitte gefunden, die den Augen der verwesenden Widderleiche entscheidende Bedeutung für die Fürstenfamilie beimißt. Die Wiederbelebung des verwesenden Widders durch die Magierin Pa

150

Sini Jobu am Fürstenhofe des Songhailandes muß tiefen Sinn haben. (Atl. V S. 191; VII S. 16 ff, 192 ff, 255, 298; IV 299—308.) — Besonders wichtig aber für die Sonnen-Widder-Fallenfang-Mythe der Zentralsudaner ist es nun, daß eine ähnliche Mythe auch im südlichen Kassaibecken, auf einem Streifen, der sich von den Kioque bis zu den Baluba erstreckt, heimisch ist. Auch hier nascht nächtlicherweile ein unbekannter Dieb die Abfälle von Maniok und Hirse oder auch danebengefallenes Mehl. Eine Falle wird aufgestellt. Die Sonne fängt sich. Nun ist ununterbrochene Nacht, bis der Fallensteller, nachdem er eine Ziege dargebracht hat, die Sonne befreit. (Atl. XII Teil II 7 b.) — Eine merkwürdige Uebereinstimmung zwischen zentralsudanischem „Altgut“ und charakteristischen Kultursymptomen im südlichen Kongo-Kassaibecken nahmen wir schon wahr, als wir die Verbreitung des Reifeschreckleoparden der priesterlichen Akteure ins Auge faßten. Diese Uebereinstimmung von nord- und süderythräischer Kultur weist stets auf bedeutungsvolle Gemeinsamkeit in der Vergangenheit und in anderem Gebiet hin.

Seit meiner ersten Bearbeitung dieses Themas hat sich nun das Beobachtungsmaterial nach mancher Richtung bedeutend vermehrt. Es ist vor allem das sehr beachtenswerte Legendenmaterial der Kabylen dazugekommen. Da ist zum ersten die Legende von der Erschaffung der Schafe. Die „erste Mutter der Welt“ hat sie aus Mehlteig geknetet und geformt. Später ist dieser erste Widder hoch in das Gebirge gegangen, so hoch hinauf, daß er mit seinem Kopf gegen die aufsteigende Sonne stieß. Die Sonne haftete an ihm, und so wandert er von da an mit ihr. Früher soll es oben im Gebirge ein Felsbild gegeben haben, das diesen Widder und einen nach der rechten Zeit für Saat und Ernte fragenden Menschen darstellt. (Also gleich den Felsbildern im fernen Saharaatlas.) Daneben fand ich noch eine schwer verständliche Mythe, nach der ein junger Widder mit seinem Augenschnitt Veranlassung zum Aufgehen der Sonne wurde, so wie der junge Ochse (oder Büffel) zu dem des Mondes. Endlich bestätigt noch eine ganze Reihe von Widdermaskeraden und Widderopfern gleiche Bedeutung. (Atl. I S. 14, 15, 45, 47, 70 ff., 84, 85.)

— Auch eine kleine Ergänzung der Kassai-Sonnenfang-Legenden wurde gewonnen. Im Jahre 1916 berichtete mir ein Luba die Version seiner Heimat, daß die Sonne als Ziegenbock den Maniok gestohlen habe. Dies zeigt, daß die von früher bekannte Opferung der Ziege in der Legende den unverständlich gewordenen Sonnenziegenbock ersetzt hat.

Wenn ich nun die Frage nach der Urgeschichte dieses Sonnenwidders, der ja von „Min“ bis „Amon“ in Aegypten in historischer Zeit noch eine so große Rolle spielte, stelle, so muß ich ausgehen von dem Hinweis darauf, daß alle diese Mythen den Widder entweder beim Mehl- oder Maniokraub ertappt werden lassen, oder daß er gar aus Mehl entstanden ist. Dieser Widdergott ist mit der Sonne schon in den alten Felsbildern dargestellt — allerdings nur Afrikas! Europa weist bislang kein Beispiel auf! —, er läuft lebendig noch heute an den Fürstenthöfen umher; die Saharastämme verehren ihn noch heute. In der Verschiebung nach dem Süden hat er seine Schafsnatur eingebüßt. Die geographische Umschreibung: Senegal bis Nil, Kabylie bis Westküste und Kamerunhoch-

land charakterisiert das Heimatsgebiet der Mahalbikultur. Wobei vor allen Dingen zu betonen ist, daß die Altersbestimmung durch die Tatsache der Felsbilder bestätigt ist.

Was heißt das nun?

Das kann nicht anders gedeutet werden als damit, daß zur Zeit der Mahalbikultur, die dem äußeren Anschein nach durchaus eine Jägerkultur war, im Süden ihres Ausdrucksgebietes schon eine Kultur der Pflanzenesser bestand, der die Pflanzenkostzubereitung bekannt war, die der tropischen Tornados bedurfte (Gewittergott!), die dem „Mahalbien“ dieses Kulturelement der Pflanzenkostbereitung übermittelte.

Das heißt, daß zur Zeit der Blüte der Mahalbikultur der Pflanzenbau im Süden schon entwickelt war. Ich betone, daß ich zwar nicht die Sonnenwiderlegende selbst aus der Gabulukultur abgeleitet sehen möchte, wohl aber die Anregung zu ihrer Ausbildung! —

5. Monumenta rediviva.

Meine Untersuchung ging aus von der Betrachtung altsteinzeitlicher Felsbilder Südwesteuropas und Nordafrikas. Nachdem nun ein gewisses Rüstzeug zur Beantwortung der sich aufdrängenden Fragen gewonnen wurde, wollen wir dieses zuletzt noch durch das vermehren, was die die afrikanischen Felsbilderländer bewohnenden Völker archaischer Kultur selbst heute noch mit den Felsbildern anzufangen wissen. Wir werden hierzu um so mehr angeregt, als (I) bei einem derselben, den Kabylen, ja die Erinnerung an ihnen sinnlich bedeutungsvolle Sonnenwider- und Urbüffelbilder noch vorhanden ist.

(II) Eine weitere Gruppe von Aussagen gewann ich im Etbai, daß heißt der felsbilderreichen Wüstenlandschaft zwischen Nil, Rotem

Meer und Abessinien. Besonders die Bischarin pflegen heute noch alte Jagdsitten, die allerdings im Widerspruch zum Islam stehen und deshalb gern geleugnet werden. Die wohl gar nicht so sehr selten aufgesuchten heiligen Stellen sind aber nichts anderes als Galerien oft Hunderte von Zeichnungen bietender Felsbilder. Daß sie magische Bedeutung haben, geht schon aus der Legende von Goll Ajuz hervor, deren eigentümliche Sinntiefe mich zum Aufspüren der reichen Galerien veranlaßte. (Siehe zweites Heft der „Mitteilungen des Institutes für Kulturmorphologie“.) Doch wurden noch nähere Einzelheiten erkundet.

So erzählte eine alte Bischarinfrau aus dem Süden folgende vielagende Begebenheit: Ein junger Bursche, der Sohn ihrer Schwester, war auf der Steinbockjagd, nachdem er ein Kitz angeschossen hatte, von einem unbeobachteten alten Tier arg mißhandelt worden. Der in die Enge getriebene Steinbock hatte ihn überannt, und es waren ihm im Sturz die Rippen gebrochen. Erst nach Tagen war der Verunglückte in den Felsen gefunden und nach Hause gebracht worden. Hiernach konnte er

156

nicht wieder ganz zurechtkommen. Bis er dann endlich mühsam zu einer Felswand wanderte, an der das Bildnis des Steinbocks eingegraben war. Vor dem Bilde schlachtete er einen Widder und überzog es mit dem Opferblut. Als er von der Opferwallfahrt heimkehrte, besserte sich sein Zustand zusehends.

(III) Einen zweiten Fall teilte ein Hadendoa mit. Ein junges, sehr umworbenes Mädchen stellte einem ihrer Liebhaber, um ihn auf die Probe zu stellen, nach Landessitte die verschiedensten Aufgaben. Unter anderem verlangte sie von ihm, daß er einen Löwen töte. Solches ist heute nun allein schon deswegen sehr schwierig, weil es nur noch sehr wenig Löwen und diese weit im Süden gibt. Der Bursche, der durchaus nicht von dem Mädchen lassen wollte, begann seine Unternehmung damit, daß er nordwärts in das Bischaringebiet ritt und dort das Felsbild (katab-ava) eines Löwen (hadab) aufsuchte. Dort schlachtete er ein Kameljunges. Erst dann machte er sich auf zur eigentlichen Löwenjagd. Im Beni Amr-Gebiet traf er auf einen jungen Löwen, den er auch tötete. Die beiden alten Tiere kamen aber un-

versehens dazu, überfielen und töteten ihn. Die Beni Amr teilten das Unglück der Familie des Toten mit. Diese entsandte den Bruder des Verstorbenen, der an Ort und Stelle alles sah und dann schleunigst nach dem Norden zu dem Felsbild, vor dem sein Bruder ein Kameljunge geschlachtet hatte, ritt. Vor diesem tötete er dann vier Kamele, damit die Familie „mit dem Löwen aus dem Blute käme“.

(IV) Des weiteren nun wurde mir im Jahre 1905 das große Glück zuteil, einmal selbst Zeuge der Herstellung, Behandlung und Sinngebung eines (wenn auch nicht Fels- so doch) Sandbildes zu werden. Die Ausführenden waren ein paar kleinwüchsige Jäger von jener Pygmäengruppe, die vom südafrikanischen Plateau in die Kassaiwälder gedrängt ist. In der grauen Morgenstunde des Jagdtages wurde der Boden einer kleinen Kuppe gesäubert und das Bild einer kleinen Antilope in den Sand gezeichnet. Die Sonne erhob sich. Einer der Männer trat mit dem gespannten Bogen auf die entblößte Bodenstelle. Als die ersten Strahlen der Sonne auf die Sandzeichnung fielen, hob eine Frau die Hände wie greifend zur Sonne auf, schoß der

158

Bursche seinen Pfeil in das Antilopenbild. Am nächsten Morgen nach vollendeter Jagd gossen sie (wieder im Augenblick der ersten Sonnenbestrahlung) eine Fruchtschale mit dem Blute der erlegten Antilope über das Bild, warfen einige Haarbüschel der Antilope darüber, zogen den Pfeil heraus und verwischten das Bild. Dazu die Angabe, daß das Blut der Antilope die Jäger vernichten würde, wenn solches Zeremonial dem nicht vorbeuge. („Das unbekannte Afrika“ S. 34.)

(V) Eine lebendige Beziehung zu den Felsbildern müssen wir endlich darin erkennen, daß am Senegal und in den Homburibergen für die Burschen der Reifezeit und Abgeschlossenheit die Aufgabe erwächst, die Felsbilder, sei es mit Blut, sei es mit roter Farbe, neu auszumalen. (Vergl. Kap. 2.)

Ueberblicken wir nunmehr dieses gesamte Material; nämlich dasjenige, das aus den Schilderungen der legendaren Mahalbikultur gewonnen wurde, das durch leichtes Eindringen in den Sinn zugehöriger, heute noch lebendiger Sitten sich als Stil des Lebensgefühls Er-

schließende, das aus heute noch bestehenden Beziehungen zwischen Felsbildern und Menschheit Sprechende! Vergegenwärtigen wir uns, daß auf dem zurückgelegten Wege sich nicht etwa nur Möglichkeiten der Erklärung ergaben, sondern Struktur organischgewachsenen Lebensgefühls deutlich wurde! Und versuchen wir es nun, aus dem Verstehen solcher Gestaltungskräfte die quartären Felsbilder des Jungpaläolithikums in Frankreich und des Capsien in Afrika zu lesen.

Wiederum gehe ich aus von dem „Sorcier“ in der Höhle „Trois Frères“ (Fig. 1a), der in erhabener Majestät am Ende einer Kette von Höhlenhallen über einer Reihe von Tieren thront und mit dem Beschauer zugewandten starren Kreisangenen herabblickt. Schon im ersten Kapitel habe ich ihn dem Löwen der Jaschuplatte gleichgesetzt. Auch dieser stiert in stolzer und en-face-Kopfstellung von höchster Stelle aus über mehrere Reihen von Elefanten, Antilopen, Giraffen etc. hinweg herab. (Fig. 1b.) Daß der Sorcier ein Halblöwengeschöpf ist, lassen der Leib und die Vorderextremi-

160



Fig. 1a.



Fig. 1b.

täten, die Augen und der falsche Bart, vor allem die nur bei Katzentieren so stark nach hinten gewendeten Geschlechtsteile erkennen. Außerdem ist der Sorcier-Löwe eine Art Wiederholung. Denn schon die den Eintritt zur Sorcierhalle erschließende Nischenkapelle ist von einem Löwen gekrönt, der ebenfalls mit en-face-Kopfhaltung und Blickstarre ausgerüstet ist. Ich mache darauf aufmerksam, daß es im Capsien-Bilderstil Nordafrikas immer nur Löwen- und Leopardbilder sind, die den Kopf en face halten. Wir kennen sieben Beispiele solcher Art. Die Capsienkunst wie die des Jungpaläolithikums kennt sonst nur vollkommene Profildarstellung oder (im Würgermotiv s. w. unten) Kopfrückbiegung.

Die Tiere, über denen der Sorcier thronet, sind anscheinend vielfach mit Pfeilspitzendarstellungen versehen. (Fig. 2.) Schon im „Unbekannten Afrika“ führte die Untersuchung zu der Ueberzeugung, daß hier eine in Afrika heute noch geübte Sitte (siehe im Anfang dieses Kapitels unter IV) sich in magischer Bilderkunst des Quartärs widerspiegelt. Aber in-

Preussische Akademie der Wissenschaften



Fig. 2 a.



Fig. 2 b.

mitten dieser Umgebung, in dieser eigentümlichen Atmosphäre einer tief im Innern der Erde gelegenen Höhle werden wir nicht allein an einfachen, alltäglichen Jagdzauber denken dürfen. Die Tatsache, daß am Senegal und in den Homburibergen Burschen der Reifezeit Felsbilder in Höhlen und an abgelegenen Orten ausmalen müssen, daß diese Burschen in dieser Zeit Blutweihe und Blutmacht gewinnen, — daß sie rituelle Jagden ausüben müssen, — daß sie vor allem das Ritual der Schindung durch den Leopardengeist zu absolvieren haben, das alles gibt zu denken! Dieses Schindungsritual fordert einen Eingriff in die Geschlechtsteile zum Zwecke eines prophylaktischen Schutzgewinnes! Lebendig ist die Weihe heute in Adamaua. Torday hat geschildert, wie die reifen Bakubaburschen beim Durchschreiten einer unterirdischen Höhle von einer Leopardemaske erschüttert sind! (siehe oben!) Auch aus Urua ist dies bekannt.

Dürfen wir dies alles nicht als Symptome eines ganz klar gerichteten und sinndeutlichen Lebensgefühles auffassen? Spricht hier nicht

164

Kultureinheit — nämlich die der Mahalbikultur — ebenso überzeugend klar wie etwa Scherbenwerk ornamentierter Keramik? Die Legenden der Mahalbikultur erzählen die Schindung in unterirdischer Höhle durch den Leopard so, wie wir sie bei Bakuba als Ritus kennen, — wie es die Anlage der Trois Frères-Höhle und der Jaschu-Bilder erraten lassen. Alles hat hier seine innere Deutlichkeit: Erdloch, unterirdischer Gang, Höhle; die Leopardengestalt; der magische Sinn der Sexualoperation in der Reifezeit; die Mär vom bösen Blick der Katzenraubtiere; die andere von der Tierfrau!

Die Mahalbilegende erzählt vieles vom bösen Blick und seiner Macht, besonders aus den Erfahrungen der Jagd. Der Jäger muß deshalb eine Phalluskappe tragen. Die Aegyptologie hat festgestellt, daß die Libyer, d. h. die Träger althamitischer Kultur, schon lange vor dem Beginn der Geschichte solche Kappen trugen. Ihre Verbreitung in Afrika zeigt Abwanderung solcher „Tracht“ und Abwandlung des Sinnes in der äthiopischen Kultur, läßt aber deutlich auch in dieser Verschiebung den ursprünglich hamitischen Charakter erkennen. Diese

Kappen sowie die ähnliche Einrichtung des „Bente“ in der Kultur der Westsudaner sind Symptome der Mahalbikultur. Die Kappe erweist sich als ein ursprüngliches Schutzmittel gegen den bösen Blick. Flamaud hat den Nachweis geführt, daß auch die Männerdarstellungen in der Capsienkultur solche Kappen zeigen. Und wie verhält es sich hiermit in der franco-cantabrischen Kunst?

Das Sexualorgan soll vor dem bösen Blick geschützt werden. Das ganze Leoparden-Schindungs-Ritual ist dem Schutze des Geschlechtslebens gewidmet. Immer wieder wird die Monarchie angedeutet. Aus eingehenden Studien der Verbreitung solcher bizarren Sitten ergibt sich, daß sie der althamitischen Kultur angehören. (Monumenta Africana Karte 20.) Merkwürdigerweise deutet so vieles auf gerade diese Seite des Lebens hin. Die Sage lautet, daß die Reifezeremonie stattfinden soll, wenn die Büffel brünstig sind. Die kabyliche Legende legt der Kraft im Samen des Büffels besonderes Schöpfungsvermögen bei. Immer wieder treten die Bubali als Krönungs- und Anbetungs-

166

figuren in der Kunst des Capsien auf. (Fig. 3.)
 Das Problematische des Blickes brechender
 Augen, das auf den Angreifer fällt und dessen
 Geschlechtsteile nicht treffen darf, erstreckt
 sich als Legende sogar auf die eine Darstel-
 lung, die vom Capsien an als Motiv aus der



Fig. 3 a.



Fig. 3 b.

Kunst nicht mehr verschwunden ist: auf das Würgermotiv! (Fig. 4 vgl. Kap. 2, Legende der Hadendoa) und vom Asbenhochland.

Derart drängt es sich von allen Seiten her zusammen zu der Frage, ob die Höhlenausstattung von Trois Frères nicht etwa das Bild eines der Reifemagie gewidmeten Tempels einer Kultur ist, die der Mahalbikultur nahe stand?

Wenn diese Frage etwa mit ja beantwortet würde, denn erschließt sich uns eine weitere



Fig. 4 a.



Fig. 4 b.



Fig. 4 c.



Fig. 4 d.



Fig. 4 e.

Problemstellung. Wenn Afrika (— aus dessen Bereich ja schon das Chelléen stammt —) mit seinem Kulturausfluß die quartäre franco-cantabrische Kultur beeinflusst hat, dann wird

für das, was sich auf europäischem Boden entfaltete, auch die Urkultur des äquatorialen Zentralafrika bedeutungsvoll. Im Vorhergehenden versuchte ich den Beweis zu erbringen, daß die Mahalbikultur als höhere Gestalt primitiv magischen Lebensgefühls ihre Struktur der Berührung mit der Gabulukukultur verdankt, die der Mystik, dem Lebensgefühl der Verbindung und der Komposition zugehört. Von Süden her übte die Pflanzenwelt ihren verklärenden Einfluß auf die im Ringen mit der Tierwelt gekeimte Magic. Als Symbol dieses Einflusses auf die Capsienkultur führte ich die Legende vom Sonnenschlingensfang, vom Sonnenwider am Stampftrog auf, die in den Sonnenwiderbildern des Capsien ihre Repräsentation hat. (Fig. 5.)

Hier heute schon weiter zu schließen, scheint mir nicht am Platze. Es sei nur darauf hingewiesen, daß Leopold Adametz, dessen Ergebnisse auf dem Gebiete der Haustierforschung ich sonst gern anerkenne, in der Frage nach dem Ursprung der Schafzucht nicht glücklich gewesen zu sein scheint. („Herkunft u. Wanderungen d. Hamiten“ S. 59, 63, 65, 78, 79.)



Fig. 5 a.



Fig. 5 b.

Schaf und Ziege müssen sehr altes Kulturgut der Nordhamiten gewesen sein. Die immer wiederholte Betonung der Beziehung zu Mehl und Mehlabfall weist auf schon frühe niedere Pflanzenkultur hin. Inwieweit eine solche auch schon dem Jungpaläolithikum Europas zu eigen wurde, vermag ich nicht zu sagen.

Aber alles in allem dürfte gerade das Material der alten quartären Kunst sich als „lesbar“ erwiesen haben. Die ganze Kompositionskunst afrikanischer Bildnerie wird klar in ihrer Beziehung zur Mahalbi- und Gabulukukultur.



Die Ygdrasil.

I. Ygdrasil. II. Der Baum der Welt. III. Das Problem unserer Zeit und die Ygdrasil. IV. Die Ygdrasil. V. Der göttliche Baum. VI. Die Ygdrasil.

II. TEIL

Es ist nicht als ein entscheidendes in den Anfang stehen. Die Arien waren eine mit der natürlichen Umwelt wie mit allem geschichtlichen Wesen und Werden. Die alten Israeliten hatten einen Gott, ihren Gott, — eine Geschichte, ihre Geschichte. Die Aegyptier besaßen nur sich und ihre Welt, ihr Feind, ihre Form, als die sie entstanden. Die Griechen lebten und wirkten nur als Griechen, die Bürger der großen (Vorkaiser-) Zeit als Bürger aller Völker jener Zeit war das Bewußtsein in Griechenland wie im Heiligen ein vollkommen geteilt. Die Nachbarn mochten das ihren haben.

Schaf und Ziegen ebenso sehr alten Kulturgut
der Nordhalbkugel gewesen sein. Die immer
wiederholte Befragung der Bevölkerung zu Mehl
und Mehlbrot weist auf einen schon frühe niedere
Pflanzkultur hin. Inwiefern eine solche auch
schon dem Jungpaläolithikum Europas zu eigen
war, vermag ich nicht zu sagen.

Aber alles in allem dürfte gerade der Mate-
rial der alten westlichen Kunst sich als „Le-
ber“ erweisen haben. Die ganze Komposition-
kunst abfälliger Bilderei wird hier in ihrer
Beziehung zur **JEET** abgehandelt.

Die Ygdrasil.

I. Weltanschauung. II. Der Kleister der Zivilisation.
III. Das Problem unserer Zeit und die Möglichkeit, es
zu lösen. IV. Der gordische Knoten. V. Der Standpunkt.

I.

Eines muß ich als entscheidend in den Anfang stellen: Die Alten waren eins mit der natürlichen Umwelt wie mit allem geschichtlichen Wesen und Werden. Die alten Israeliten hatten einen Gott, ihren Gott, — eine Geschichte, ihre Geschichte. Die Aegypter kannten nur sich und ihre Welt, ihr Sein, ihre Formen, als für sie entstanden. Die Griechen lebten und erlebten nur als Griechen, die Römer der großen (Vorkaiser-) Zeit als Römer. Allen Völkern jener Zeit war das Erlebnis im Profanen wie im Religiösen ein volksmäßig privates. Die Nachbarn mochten das ihre haben,

wie sie ja auch ihren Gott, ihre Kultur, ihre Geschichte, ihre Lebensform hatten. Sie mochten kurios sein, es ging einen selbst nichts an. Man zeichnete wie Herodot diese Kuriosa auf, fand aber im Wesen der Dinge keine Beziehung zu sich. Das alles war natürlich; denn es konnte in der Zeit, in der es eine geschlossene Weltanschauung gab, gar nicht anders sein. Es ist berechtigt, von einer Stilreinheit der Weltbetrachtung, die die Völker und Kulturen dieser alten Zeit auszeichnete, zu sprechen.

Solche fand sich in jungen Kulturen auch späterer Zeit wieder. Das römische Kaiserreich verlor sie. Unsere europäische Gotik und die Renaissance besaßen sie wieder. Die Neuzeit zersetzte sie vollends.

Aber viele Völker, die meisten Völker der Erde sind noch in ihrem Besitze, alle Naturvölker vor dem Siege moderner Kolonialzivilisation, die Innerasiaten, die Chinesen usw. Die Russen unserer Tage geben Gut und Blut her, um sich vom Fremden zu reinigen und wieder dieses wahre Gut, die Herrschaft, zurückzuerobern — um sich wieder von dem Fremden freizumachen.

II.

Der Kampf gegen das Fremde und für die stileigene Einheit mit dem Gewordenen, Seienden und Werden ist uralte. Moses kämpfte ihn im Zorn um das goldene Kalb. Rom verlor sich in diesem Streben und unterlag. Die abendländische Kultur unserer Tage ist aber außerstande, ihn überhaupt noch zu beginnen. Sie hat das Problem der naiven Weltanschauung verwässert mit einem Gewäsch vom Recht der Nationalitäten. Sie redet von einem Recht des einzelnen, ohne zu sehen, daß das einzelne ein Eigenleben führt, dem mit einem „Recht“ nicht Genüge getan wird, weil es ein viel Höheres ist, nämlich die Selbstverständlichkeit organischer Eigenart.

Und das wird nicht gesehen, weil die Kulturperiode nicht mehr Episode ist, nicht mehr eine solche der Blütenpracht, sondern eine solche begrifflichen Denkens. Alle Kulturvarianten sind verkleistert, verballhornisiert. Der Deutsche machte im Staatsbau den Engländern nach, der Franzose im Militärischen den Deutschen.

Wir wissen alle zu viel und wollen aus jedem Kuchen die Rosinen herausklauben.

III.

Wir haben es nicht mehr mit Kultur-episoden zu tun, sondern mit einer Umschaltung von einer Kulturperiode zur andern. Alle früheren Zeiten kannten nur begrenzte Ausschnitte der Erdoberfläche, sahen über eine engere in eine weitere Nachbarschaft und von da aus in ein großes Unbekanntes. Sie waren sozusagen alle insular, begrenzt.

Unser Schauen ist nicht mehr begrenzt durch einen Raum auf der Erdoberfläche. Es überblickt das Ganze unseres Planeten. Diese Tatsache des Fehlens eines Horizontes ist ein Neues.

Diesem Neuen hatte zum mindesten die Wissenschaft als solche gerecht zu werden. Diese moderne Wissenschaft geht wie jeder alt Gewordene dem Entwicklungsgange aber nicht voran, sondern läuft hinter ihm her. Die Wissenschaft als solche hat im vorigen Jahrhundert Riesenhaftes geleistet. Wir kennen heute aus allen Erdteilen Tatsachen, die es er-

178

möglichen, Umfassendes und Eindringliches festzustellen. Wir haben Beschreibungen von Völkern, Kulturen und Kulturreichen, die zum Teil filigranartig sind. Sie sind ebenmäßig verteilt, nicht im Sinne einer Vollständigkeit (des Götzen des 19. Jahrhunderts), wohl aber im Sinne einer Ebenmäßigkeit. An sich ist es möglich, das Ganze, das Werden des Ganzen als Einheit zu überschauen.

An sich — aber die Technik versagt.

Denn es gibt nicht mehr eine Wissenschaft, die Wissenschaft, sondern es gibt nur Wissenschaftszweige. Mit der Spaltung der Universität in Fakultäten und in „Spezialwissenschaften“ war der notwendige Ausdruck für das Endstadium der vergangenen Kulturperiode erreicht. Man ist heute Sinologe (Chinakundiger) oder Germanist, klassischer Philologe oder Sanskritist.

Und jeder sieht im Rahmen seines Horizontes. Der Theologe ist bei jedem Volke, das die Sitte der Beschneidung übt, bereit, den verlorenen Stamm des Alten Testaments wiederzufinden. Der Arabist sieht alles durch die Brille des Islam. Der „klassische Philologe“

findet sein Heil im Engsten ebensogut wie der oft etwas rassensüchtige Germanist. So kommt es, daß die meisten derer, die das Allgemeine fassen wollten, sich der Einseitigkeit nicht entschlagen konnten.

IV.

In der Tat ist die Masse des aufgehäuften Stoffes so riesenhaft, daß ein Spezialist durch sie erdrückt werden müßte, wenn er nicht von der Spitze seiner Einseitigkeit ausginge. Es ist einmal wieder ein gordischer Knoten geschlungen. Alles Haspeln vermag ihn nicht mehr zu lösen. Das Ganze als eines zu sehen, vermochte die abgeflossene Periode nicht, weil ein jeder von der Einzelheit des Vielfältigen ausging, weil sie alle zum Verschlingen des Knotens beigetragen haben.

Und doch kann nun die Lösung dieses Knotens erfolgen.

Und es geschieht.

Es gibt zwei Lesarten der Legende vom gordischen Knoten. Nach der einen durchhieb ihn Alexander mit einem Schwertstreich, der

180

andern zufolge löste er ihn durch Herausziehen
des Pflöckes.

Letzteres wiederholt sich nunmehr in den
Dingen, die hier besprochen werden. Seit 1896
sind wir am Werke. Langsam fallen die schein-
bar verfilzten Massen auseinander. Wir ordnen
sie. Manche schelten. Wir Werk-tätigen sind
aber allzusehr vertieft in unser Werk, um dem
Mißmut der Zuschauenden Beachtung gewähren
zu können.

V.

Wir erleben nicht mehr mit einem Hori-
zont. Die Grenzen, die einzelne Erdräume, die
kritische Beachtung der Rassen, die spezialisierte
Wissenschaften verlangen, sind fortgefallen.
Wir sehen die Erde, wir achten alle gleich.
Wir verwerfen Wertbevorzugen. Wir kennen
nichts, was weniger, nichts, was mehr Beach-
tung verdiene.

Das riesenhafte Werden liegt als eines
vor uns vom ersten Steinsplitter der diluvialen
Kultur bis zur Blüte eines Griechentumes, einer
Gotik. Ein Riesenbaum das Ganze, ein Welt-
baum, eine Ygdrasil. Wir sehen sie. Indem wir

sie aber beschauen, hüpfen wir nicht in ihren Zweigen herum, sondern treten weit fort — weit genug, um sie als Ganzes zu erfassen und nicht so fern, daß nicht auch Einzelheiten des Gezweiges zu erkennen wären.

Wir sehen nicht Menschen, wir schauen Kulturen. Die Menschen sind Begnadete, meist Ahnungslose gegenüber dem tiefen Rätsel eines in immer höheren Formen sich manifestierenden Welterfüllenden.

Ich will versuchen, euch vom Tage zu lösen.

1. Frage.

I. Die Zivilisation als gute Maschine. II. Der Maschinen-
defekt. III. Rebellion der durch Organisation uniformier-
ten Organismen. IV. Die bange Frage nach dem tieferen
Grund dieser Erscheinungen. V. Die Oede nach dem Ver-
blühen der hohen Kulturen. VI. Frage aus der Oede als
Wille zum Leben.

I.

In der Mitte des Jahres 1914 war uns das
Weltgetriebe ein geordnetes. Tausende von
Schiffen verbanden die Märkte der Welt — die
der Rohstoffe mit denen der Industrieerzeug-
nisse. Sie liefen auf die Minute pünktlich aus
und legten ihre Wege in genau vorgeschriebenem
Zeitabschnitt zurück. Produktion und Konsum
ergänzten sich. Das Erzeugnis in den heißen
Ländern entsprach dem Verbrauch in den
kälteren. Ein unglaublich feingliedriges System
war erwachsen. Arbeit schuf Wert und bedeutete

Wert. Das dem einen Fehlende brachte der Ueberschuß der andern. Die Verteilung der erarbeiteten Masse ging geräuschlos vor sich. Die Räume wurden überbrückt durch regelmäßige Verkehrskanäle, die Zeit als Verlust bis auf ein Minimum eingeeengt durch den Draht. Die Ergebnisse des Weltgetriebes flossen zu Einheiten zusammen. Ein jeder konnte morgens seinen Tee aus China, seinen Kaffee aus Afrika, seinen Kakao aus Amerika trinken, konnte sein Rad besteigen, dessen Gestänge in Amerika und dessen Bereifung aus den Kautschuklianen Innerafrikas gewonnen waren, seinen Hut aufsetzen, der aus Westindien stammte, seine Gummischeuhe aus Rußland überstreifen, seine Zigarre aus Brasilien anzünden usw. Das Weltgetriebe war geordnet.

Diese Ordnung des Weltgetriebes war so außerordentlich, daß sie dem Volksgefühl selbstverständlich war. Man mußte sich von den Schlagadern des Pulsierens schon sehr weit entfernen, um diese Selbstverständlichkeit überhaupt nur zu bemerken. Der Gleichgang und die Schweigsamkeit des Weltganges waren so lautlos, daß schon der Untergang eines Schiffes,

die Explosion einer Fabrik, eine kleine Hungersnot irgendwo und ein Börsenkrach irgendwann vernehmbare Töne in der Welt hervorriefen. Automatisch gingen die Fabrikation der Gesetze, der Verträge zwischen Staaten und Erweiterungen der Erkenntnisse in Technik und Wissenschaft vor sich. Selbst Kriege riefen nichts anderes als gemütliche kleine Erregungen und kümmerliche Schwankungen am Manometer der Börse hervor.

Und was war ihr, dieser „Kulturwelt“, der Mensch, ein Mensch und Menschheit überhaupt?

An den Höfen starben alte Fürsten, junge kamen; ein Stück Tradition ward begraben, eine Erbschaft wurde angetreten. Bedeutsame Wandlungen traten nur ein im Urteil der Menschen, nicht aber im Gang der Dinge. Minister gingen, Minister kamen — ein Wechsel von Namen, nicht mehr. Die Schöpfer der großen Weltunternehmungen schwanden; an ihre Stelle traten Direktoren; der Persönlichkeit folgte eine Person. Die Werke selbst blieben unberührt, schnurrten in ihrem Federwerk gleichmäßig weiter. Große Gelehrte, die in ihrer Jugend die Welt durch starke Gedanken

erregt hatten, schieden, jüngere traten an ihre Stelle, lehrten Gleiches und stempelten die Jugend nach dem Grad der Reife. Ueberall das gleiche: die Träger junger Kraft wurden ersetzt durch Produkte des automatisch selbsttätig gewordenen Kräftespiels. Intuitives Vermögen wurde unbequem, technisches Können gewann die Leitung.

Das Weltgetriebe wurde geleitet von Maschinenmeistern.

Es gab in dieser Zeit ein Wort, das hatte auszeichnende Bedeutung: „Er ist ein tüchtiger Organisator.“ In dieser Zeit wurde alles organisiert. Gesellschaften und Vereinigungen schwangen sich an die Spitze aller Formen der Tätigkeit. Genossenschaften und Vereine erwachsen aus Politik, aus Wirtschaft, aus Kunst, aus Wissenschaft; ihre Verbände gewannen entscheidende Bedeutung. Jeder, der sich weiter auswirken wollte, schuf sich solche Gemeinsamkeit oder eroberte in ihr einen Logenplatz. Königin im Bienenkorb sein bedeutete alles. Massen verbinden war Triumph; Alleinstehen, Eigensinn (d. h. eigenen Sinn haben) und Selbstbestimmung — dieses sind die Eigen-

186

schaften geschlossener Persönlichkeiten — führten durch ursprüngliche Isolierung zum Aus-schluß. Mittelmäßigkeit war Vorbedingung des Erfolges, geschickte Mittelmäßigkeit Garantie großer Karriere.

Das alles aber heißt: Die Organisationen überwucherten den Organismus.

Das ganze Weltgetriebe war eine Organi-sation — ein Räderwerk, gebildet durch ge-schickte Dressur und Auswahl von Mittelmäßig-keiten. Diese Organisation griff von der Ent-deckung der Dampfmaschine an mehr und mehr um sich in die Breite und Länge, überdeckte immer dichter die größere Natur und gipfelte in dem Triumph des „endgültigen Sieges über alle Naturkräfte“. Was der einzelne noch nicht vermocht hatte, das gelang jetzt den Verbänden und Verbündeten, den berühmten unitis viribus. Und diese Geschlossenheit führte zu der taumel-haften Ueberzeugung von Vollendung und Be-ständigkeit.

Kultur war den Volksmeinungen nach gleich-bedeutend mit diesem maschinellen Ordnungs- und Organisationszustand — die Höhe der Völkerkulturen wurde abgeschätzt nach der

Statistik der Bücherfabrikation, der Anzahl der Scholaren an den Universitäten, der Einfuhr und Ausfuhr und eventuell noch des Verbrauches an Seife.

II.

— Bis diese herrliche Weltkultur Ende Juli 1914 einen Riß bekam, der sich in wenigen Tagen erweiterte und sich heute nach fast neun Jahren (geschrieben 1923) als ein Netz von Klüften und Abgründen über den größten Teil des Erdballes ausdehnt, so daß jeder Sehende erkennen muß, daß der gemütliche Spruch von der Einheit und Universalität oder Internationalität der „modernen Kultur“ am besten in die Glut des Weltbrandes geworfen wird.

III.

Der Weltkrieg zerstörte nicht nur diese Illusion von der bequemen internationalen, maschinellen Kultur als Ziel, als letztes Menschheitsglück. Der Weltkrieg war „nicht unnötig“. „Er hätte auch vermieden werden können“ — sagt törichter Volksmund. „Wann werden wir wieder die glücklichen Zustände der

188

Vorkriegszeit zurückgewonnen haben?“ — jammern gedankenlose Nachtmützenträger in Deutschland ebensogut wie in anderen Ländern. Viele, ach so viele sind geneigt, den Weltkrieg als eine unnötige Unterbrechung wohlgestimmten Behagens zu betrachten. Andere wieder scharen sich in verehrungswürdiger Inbrunst und mit erstaunlicher Verständnislosigkeit um Spenglers „Untergang des Abendlandes“. Gar manche aber unter den Verehrern dieses gigantischen Werkes und außerdem die unausgesprochene Volksstimmung jammern um eine Beantwortung der Fragen: Was bedeutet dieser Weltkrieg? Was heißt überhaupt noch Kultur?

Das Weltgetriebe vor 1914 war organisiert, war ein künstliches Gebilde, aufgebaut auf der Theorie der Einheitlichkeit der Kulturen und ausgeführt nach dem System der Gleichmacherei. Dieses System kannte als Ideal die Maschine, seine Propagandisten mißachteten aber das, was größer ist als Organisation, nämlich die Natur der Organismen. Man konnte der deutschen Kultur geradesogut französische, englische und internationale Formen aufprägen, wie man einen Neger weiß an-

streichen kann. Man kann das zu bestimmten Zeiten mit allen Kulturen machen, ohne zunächst zu merken, daß dabei Karikaturen geformt werden, die in Wirklichkeit wenig komischer sind als ein in einen Frack gesteckter Neger Innerafrikas. Solange die Sonne scheint, machen gleichartig angemalte Menschen den Eindruck des Gleichartigen; kommt aber ein Unwetter über Land, dann wird der Westafrikaner sich als schwarz, der Indianer sich als rotbraun, der Ostasiate sich als gelb erweisen. Solange es regnet, wird es unter freiem Himmel kaum gelingen, die feine Bemalung wieder aufzutragen, und dauert das Unwetter lange genug, so lernt jeder erkennen, daß die natürliche Haut eben die natürliche ist, und verbittet sich dann weitere Versuche in Universalität.

Die berühmte Weltkultur der Zeit vor Juli 1914 war eine Maskerade. Der Weltkrieg hat die Bedeutung der Demaskierung. In Zukunft wird es sich erst zeigen, welches die wirkliche Physiognomie der Kulturen ist.

IV.

Von allen Seiten drängen heute ängstliche und erschütterte Fragesteller heran: Was ist Kultur? Was ist das Wesen, was die Gesetzmäßigkeit der Kultur? Welches sind denn die Unterschiede der Kulturen? Welches ist das Wesen der deutschen Kultur? — Die Fragen kommen aus dem Munde gelehrter und berühmter wie aus dem anspruchloser Menschen des Volkes. Sie ertönen von allen Seiten. Die Frage nach der Kultur schallt aus der Stadt ebenso wie vom Lande und immer ängstlich flehend, Trost suchend, Almosen heischend.

Es ist eine harte Zeit, die diesen Gedanken hervorgerufen hat. Wo er zum Ausdruck kommt, klingt eine stille Anklage gegen die Vergangenheit mit: Ihr habt so vieles erforscht, ihr Männer der Wissenschaft! Tiere und Pflanzen, Sterne und Steine — aber das, was uns heute nützt, Verständnis der Kultur, das, woran wir leiden, das habt ihr uns nicht gesagt!

Das aber ist ferner bedeutungsvoll: es ist eine deutsche Frage! Sicherlich haben schon vordem Franzosen wie Russen und Engländer

Buddhas aus Ostasien, Masken aus Ozeanien und „Fetische“ aus Westafrika gesammelt und als „Kunstwerke“ einzurangieren versucht. Das war eine Folge des sich über die Erde ausspannenden Verkehrsnetzes, der Erweiterung der Weltsicht, einer Befriedigung auftauchender Neugier, des Bedürfnisses zur geistigen Erfüllung der „Weltwirtschaft“. Aber eine Fragestellung bedeutete das nicht. Sobald der Fremdling als Zeuge der Bildung des Besitzers jedem Besucher sichtbar in der Vitrine oder auf der Konsole seinen Platz genommen hatte, erfüllte er seinen Zweck und überhob den Besitzer der Schwierigkeit, die schwer verständlichen Werke des Buddhismus zu lesen, chinesische „Philosophie“ zu begreifen, in die Eigenart des Primitiven einzudringen oder überhaupt von allen diesen schwierigen Dingen etwas zu verstehen. Denn das Kunstverständnis gilt als allgemein menschlich, und die alten griechischen Plastiken hat nachgerade jedermann in leidlichen Kopien oder Abgüssen im guten Zimmer stehen. — Soweit also eine allgemeine Kulturkalamität, ein international übliches Opfer an die Anerkennung der „Weltkultur“.

Darüber hinaus scheint ein allgemeines Volksbedürfnis bei andern Völkern kaum erwacht zu sein. Nur in Deutschland ist neben diesem vielsagenden Sammeltrieb noch eine tiefgreifende Fragestellung aufgetaucht und — dringlich geworden. Nur in Deutschland drängt ernster Forscherwille der Verantwortlichen über die dem Volksempfinden geschmacklos gewordene „Weltgeschichte“, d. h. über den Horizont des Wachstums unserer eigenen Kultur hinaus in die nebelhaften Fernen und zu den Erkenntnissen des Wesens des uns durchdringenden Paideumas*).

Das aber ist eine der bedeutungsvollsten Erscheinungen der Kulturgeschichte und der Kulturphysiognomie unserer Tage: unsere westlichen Nachbarn denken nicht daran, sich zu demaskieren; — unsere östlichen (Rußland) lösen ihr Kulturproblem durch die Tat. Nur wir Deutschen fordern ein Wissen des Kulturwesens, um ein Werkzeug zu gewinnen zur Er-

*) Zusammenfassende Darlegung über die organische Natur der Kultur und diese als Phänomen gab ich in dem Büchlein „Paideuma, Umriss einer Kultur- und Seelenlehre“. München 1921. 2. Auflage in „Erlebte Erdteile“, Bd. IV.

lösung aus dem Elend, ein Zeugnis zur Festigung unserer Seelen, ein Wegzeichen auf der Bahn in die Zukunft.

V.

Deshalb schauen gerade wir Deutschen jetzt so häufig zurück auf das, was vordem war. Die Hoffnung, aus der Richtung unserer kulturellen Herkunft das Wesen der Zukunft erkennen zu können, wächst. Die Rückschau stimmt zunächst trübe. Hinter uns liegen große Zeiten. Von der klassischen Periode an über Gotik und Renaissance überall gewaltige Kulturhöhen, Kulturblüte. Bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts hinein herrliche Denker, Dichter, Künstler. Bis dahin Stil in der Lebensform, Stil in Tracht und Schmuck, Stil in der Seele und in der Schale. Und danach — der Weg zur Maschine, zur Gleichmacherei, Mittelmäßigkeit, Masse.

Es ist kein Zweifel: die Periode der hohen Kulturen ist vorüber. Wir selbst empfinden das. Das Gefühl des Volkes weiß, daß etwas ausgeklungen hat, daß irgendwo eine Saite riß, eine letzte Saite, aber der Schmerz

darüber gleicht für viele sicherlich nur dem sentimentalischen Jammer darüber, daß in einem romantischen Tale eine wundervolle, von Blumen überrankte, von Moos bedeckte, male- rische, mit der Natur verwachsene morsche Mühlenruine abgebrochen worden ist — für viele nicht viel mehr; für Ernstere aber be- deutet dieser Schmerz die sorgenvolle, häng- liche, zweifelnd ausgesprochene Frage, ob denn nun an Stelle der alten Ruine wieder eine neue Mühle, eine gangbare, eine leistungsfähige Mühle aufgestellt werden könne, oder ob der Platz nicht etwa nun ganz dem Unkraut über- lassen werden müsse. —

Die hohen Kulturen blühten ab.

Die Kultur des Abendlandes verfällt mehr und mehr der Vergreisung.

Um uns her die Oede.

Was kann denn die Zukunft bringen?

VI.

Dies die Stimmung vieler Ernsthaften, trost- los und ängstlich in die Zukunft Schauenden. Es sind die typischen Fragen der Verengung, der Vereinsamung, der Niedergeschlagenheit;

es sind die Fragen aus lichtloser Nacht. Heil allen denen, die aus solcher Not Ausgang suchen! Der kleinste Schimmer von Hoffnung ist eine unendlich gewaltigere Macht als die biedere Selbstzufriedenheit der Zeit vor Juli 1914. Diese Fragen stehen in der Mitte zwischen dem Tod und der Tat — dem kulturellen Schlaf der Völker des Westens und der kulturellen Tat der Völker des Ostens.

Diese Fragen bedeutet Leben, Zeugnis der Seele, Sicherheit des Seins, Erwachen aus Maschinendasein, bedeutet Willen. Diese Fragen tragen die Antwort in der Zukunft der Frager selbst. Nachdem wir, die Ausblickenden, uns klar geworden sind über den eigenen Zustand, aus dem heraus, und den eigenen Standpunkt, von dem herab wir Kultur und Kulturgeschichte betrachten, ist es kein Schweres, das alte Schema zur Seite zu drücken — das ganz kleine „wir“ einer epigonenhaften Weltgeschichte hinter ebenso flache andere Kulissen der Weltweisheit zu schieben und dann — hinauszujubeln dem größeren Dasein, weiteren Horizonten entgegen.

2. Erdräume und Kulturräume.

I. Die hohen Kulturen. II. Entwicklung des Erlebnisraumes einer hohen Kultur (nämlich unserer abendländischen). III. Die abendländische Weltgeschichte und ihre Weise der Weltbetrachtung am Ende ihrer Aufgabe. IV. Die Zugehörigkeit der Kulturen zu Erdräumen. V. Verteilung der Land- und Meerräume über die Erde. VI. Der Kulturpendel auf den westlichen Landmassen und der Hiatus. VII. Kulturschub N—S. Die nach Süden abgeschobene fossile Kultur. VIII. Die Kulturbrücken im Pazifischen Ozean. IX. Das Gesamtbild der geographischen Prädispositionen der Kulturen.

I.

In seinem Werke „Der Untergang des Abendlandes“ hat Oswald Spengler eine Morphologie der hohen Kulturen umrissen. Er unterscheidet deren acht: die babylonische, die ägyptische, die indische, die chinesische, die ägäische, die arabische, die mexikanische und die abendländische. (Bd. II, S. 42 bis 55 u. a. a. O.) Spengler zeigt die innere Homologie dieser

Kulturphänome. Zumal die Tabellen in Bd. I seines Werkes sind beachtenswert. Er zeichnet den Lebenslauf jeder dieser hohen Kulturen und entrollt ein gewaltiges Bild des Schicksals — ein Bild, das jede bisherige Auffassung der Weltgeschichte an Monumentalität weit überragt. Spengler reißt uns heraus aus unserer kulturgeschichtlichen Enge und aus einem abgeschmackt gewordenen Schematismus. Er hat auf diesem Gebiete als erster und Entscheidender unsere Aufgabe nach 1914/18 vollkommen erfaßt und — in seiner Weise gelöst. Das ist nicht mehr eine totgepredigte Weltgeschichte; er hat den Ablauf unserer, der abendländischen Kulturgeschichte in ihrer hohl gewordenen Einseitigkeit freigelegt. Er hat auch das zweite getan: er hat den ersten Versuch unternommen, an Stelle unserer Weltgeschichte, die nichts anderes war als die Geschichte der Kultur unseres Abendlandes, eine Morphologie der Kultur und damit der Kulturen überhaupt aufzureißen. Daß er hierbei sich auf die Untersuchung der acht hohen Kulturen beschränkte, war natürlich; denn für alles „Frühere“ und außerhalb ihr Liegende waren die notwendigen

Vorarbeiten nicht abgeschlossen, ja für viele überhaupt noch nicht begonnen.

Oswald Spengler ist Morphologe. Die Physiognomik ist ihm eingeboren. Er sieht im Sinne der Weltanschauung Goethes und meiner Arbeiten von 1897 („Der Ursprung der Kultur“ I*) die Phänomene der Kultur an sich, das Wesen der Kulturen, ohne deren genetischen Zusammenhang zu beachten. Entscheidendes muß hier also eingefügt, Ergänzendes zur Seite gestellt werden.

Hier nun ein Versuch, die Entwicklung der hohen Kulturen nicht von uns aus, sondern aus einem Gemeinsamen, einem zunächst nicht mit uns Verbundenen heraus zu skizzieren, um dann den Auslauf in unseren Status quo zu erreichen. —

II.

(Hierzu Karte 1)

Es soll eine andersartige Sicht der Kulturphänomene skizziert werden. Eine Betrachtungsweise, die sich befreit von der engen Horizon-

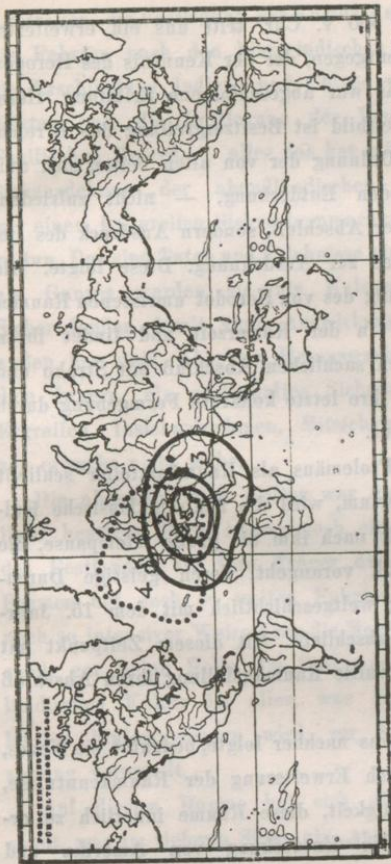
*) Vergleiche „Erlebte Erdteile“ Bd. I Kap. 7 und 8, Bd. IV S. 52 ff. und a. a. O.

tierung und vom Egozentrismus des Weltbildes, das wir Weltgeschichte nennen.

Weltgeschichte im alten Sinne ist auch Geschichte des unserem Denken und Wissen unterworfenen Raumes.

Der Raum unseres ursprünglichen Denkens beginnt um das Jahr 1000 v. Chr. im Bewußtsein zu haften. Niemals haben wir uns ganz vom Erdraum Homers, wie ihn die Ilias umzeichnet, gelöst. Das ist die Ausgangsfläche des unserer Kultur volkstümlichen Denkens. Die Ilias ist raumgemäß das tektonische Gebäude der ägäischen Kulturperiode. Was die Odyssee demgegenüber bedeutet, ist Auslösung mythologischer Ausstrahlungen. In der Ilias fußt unsere humanistische Bildung bis über Winkelmann hinaus; und Schliemann ist ihr Aktuar, entsprechend dem Bedürfnis nach Tatsachen unserer Zeit. Diesem war das Schatzhaus des Atreus noch Tatsache und Wirklichkeit, seinen Nachfolgern jede neue Errungenschaft der Spatenarbeit seelenlose Tatsache. Das Ideal des reichgefüllten Raumes der Ilias als Rahmen keimmäßiger Kulturbilderei wurde durch Erhärtung der Tatsächlichkeit gestört.

200



Karte 1. Der Lebensraum der abendländischen Weltgeschichte (1 z. Zt. Homers, 2 z. Zt. Herodots,
3 z. Zt. des Ptolemäus, 4 am Ende des XV. Jahrhunderts).

Um 500 v. Chr. tritt uns ein erweiterter Raum entgegen, der der Kenntnis des Herodot. Die Ilias war abgeschlossene Erfüllung. Herodots Weltbild ist Besitzergreifung des Erreichbaren, Ordnung der von allen Seiten sich aufdrängenden Entdeckung, — nicht zufriedenstellender Abschluß, sondern Ausdruck des Bedürfnisses zur Ausdehnung. Diese folgte. Die Ausfüllung des von Herodot umrissenen Raumes geschah in der Römerzeit und findet ihren trockenen sachlichen Abschluß mit Strabo und Plinius, ihre letzte konkrete Formgebung durch Ptolemäus.

Mit Ptolemäus als Raumdarsteller schließt das Altertum, wird die ägäisch-klassische Kultur senil; nach ihm die große Atempause, die der Gotik vorangeht, deren geistige Durchdringung weltgeschichtlich mit dem 15. Jahrhundert abschließt. Mit diesem Zeitpunkt hat die unbewußte Raumausfüllung ihren Abschluß gefunden.

Das, was nachher folgte, bedeutet ein Neues, — nämlich Erweiterung der Raumkenntnisse, ohne Fähigkeit, diese Räume innerlich zu erfüllen. Die Entdeckung von Amerika und
202

Australien, die Festlegung der Küsten Amerikas, die Fahrten nach den hinterindischen Inseln, die Erschließung Indiens und Chinas von den Küsten aus, die Festlegung der Inseln des Pazifischen Meeres, — alles das hat mit einem Sichausdehnen der abendländischen Kultur, mit einem kulturellen Sichzueigenmachen nichts zu tun. Das sind Taten und Erlebnisse einzelner; als Ganzes wurden sie nie Kulturerlebnis. Sicher fanden damit viele Auswirkungen von außen her statt. Aber ein Herauswachsen aus dem Innern, ein seelenhaftes Sichausdehnen, Ergreifen, Insichaufnehmen, Mitsichverschmelzen erwuchs nicht mehr.

Die abendländische Kultur war und ist in ihrer heutigen Form immer noch eine Kultur des Festlandes. Ob ihre Träger die äußeren Formen auf noch so weiten Fahrten und in noch so intensiver Weise über die Meere tragen, spielt gar keine Rolle. Im Sinne der abendländischen Kultur ist alles, was über seine Küsten hinfortgetragen wird, zur Verorganisation verurteilt.

Auf diesem Raume hat sich alles abgespielt, was im tieferen Sinne als „unsere“, d. h.

als abendländische Weltgeschichte bezeichnet werden kann. Die geschichtlichen Ereignisse Ostasiens, Afrikas (außer Aegyptens und des Nordrandes), Amerikas, Ozeaniens gehen diese Weltgeschichte nichts an. Man kann sie nur als leblose Glieder dem lebendigen Körper annähen. Zur Abfassung der Weltgeschichte Helmolts war ein ungeheurer Leimtopf nötig.

III.

Weltgeschichte in diesem Sinne heißt also Kulturbetrachtung aus dem selbstdurchlebten Raum heraus. Kulturbetrachtung auf Grund des eigenen Raumes war groß, bedeutend, entscheidend, solange der eigene Raum von vitalem Paideuma durchtränkt war, solange der Gehalt des eigenen Lebensraumes auch allein oder doch überwiegend bedeutungsvoll war. In dem Augenblick aber, in dem die von außen kommenden Ein- und Ausflüsse überragende Kraft gewannen, in dem das Innensein abhängig wurde vom Zufluß von außen, in dem Abhängigkeit von importierten Rohstoffen, Eklektizismus, Ausgabe eigener Kräfte zum Zwecke der Freierwerblichkeit für Fremdgut überhandnahm — das

204

heißt in dem das Interesse für die Außenwelt das Vermögen der naturgeborenen Heimatsdurchgeistigung überwog —, in diesem Augenblick verlor solche „Weltgeschichte“ Farbe, spezifisches Gewicht, Sinn. Von diesem Augenblick ab ist sie nur noch Tradition.

Diese Weltgeschichte ist nicht mehr; sie war einmal. Die von der Geschichte gesammelten Tatsachen werden dadurch in ihrem Werte nicht beeinträchtigt. Ihre Wirklichkeit geht aber notgedrungen unter der Uebermasse der ihr nunmehr erwachsenden Tatsächlichkeiten zugrunde. Diese Weltgeschichte war Zweck und wird jetzt zum Mittel.

Niemals wird die Sicht aus der Weltgeschichte einer Festlandskultur imstande sein, das Kulturgefühl auszulösen, das als neues einen Ausblick über die alle Küsten und Erdteile miteinander verbindende Ueberseekultur anstreben muß.

IV.

Die alte Ordnung abendländischer Weltgeschichte ist zerstört.

Das Wissen und Erfassen unseres Selbst

genügt nicht mehr und wird ersetzt durch ein Streben, die Beziehung unserer Kultur zu allen anderen der Erde zu verstehen. Die abendländische Weltgeschichte ist nicht mehr das Korrelat unseres gesunden Subjektivismus und Erlebens unserer selbst. In dem Stadium der Zivilisation, das wir erreicht haben, verlangen wir Objektivität, Selbstbeschau von außen her. Es genügt uns nicht mehr, von uns aus die Erde zu sehen. Wir wollen uns selbst als Eigenart und Wesen inmitten des Erdganzen erschauen.

Die Gebundenheit an einen eng begrenzten Erdraum wird uns klar. Die Technik hat diesen Erdraum zugänglich gemacht. Die Technik kann uns an jeden Punkt auf der großen Erde tragen. Aber die Kultur von daheim bleibt daheim. Der fromme Glaube an die Universalität der Kultur ist zerstört. Das Problem der bodenmäßigen Gebundenheit der Kultur ist ein entscheidendes geworden.

Eine Forderung tritt immer dringlicher hervor, die Forderung nach der Aufklärung über die räumlich wie zeitlich gegliederte Zugehörigkeit der Kultur und der Kulturformen zu den Eigenarten der Erdoberfläche.

V.

Die Oberfläche des Erdballes wird zu $\frac{7}{10}$ vom Meer und zu $\frac{3}{10}$ vom Lande gebildet. Da der Mensch zunächst ein Landgeschöpf und das Wasser ihm ursprünglich ein Bewegungshindernis ist, so ist damit schon eine außerordentliche Begrenzung seiner natürlichen Ausdehnung bzw. Verbreitung geboten. Hierzu kommt, daß der bei weitem größere Teil der Landmassen auf der nördlichen Halbkugel, ja sogar nördlich des Wendekreises des Krebses gelegen ist. Die Landmassen erstrecken sich im Norden bis in die Zone des ewigen Eises. Im Süden sind sie von ihr durch Meere getrennt.

Die Landmassen sind in zwei große Komplexe geteilt: einmal Asien mit der Halbinsel Europa und dem Kontinentalannex Afrika und zweitens das ein Ganzes bildende Nord- und Südamerika. Diese beiden Landmassen, von denen wir die erstere (aus gleich zu erklärenden Gründen) die westliche und die letztere die östliche nennen, sind durch zwei Meere durchaus verschiedener Eigenschaften getrennt, durch den Pazifischen und den Atlantischen Ozean.

Der Atlantische, nach Westen zu die Westlandmasse von der Ostlandmasse trennende Ozean ist so gut wie inselleer; seine Strömungen und Winde entsprechen den Küsten seines Beckens, verlaufen aber nur in einem die Breitengrade kreuzenden Sinn. Der Atlantische Ozean hat also für den ursprünglich nicht Schifffahrt treibenden Menschen die Bedeutung einer Kluft. Er wurde erst mit der höheren Entwicklung der Segelschifffahrt schiffbar und erst mit der Entstehung des Ozeandampfers zu einem Erdteile verbindenden Meere.

Im Gegensatze hierzu hat der Pazifische Ozean alle Eigenschaften eines ins Ungeheure ausgedehnten Binnenmeeres. Für die Küstenschifffahrt ist es möglich, von der Südspitze Afrikas an den Küsten Süd- und Ostasiens bis an die Nordwestspitze Amerikas und dann südostwärts bis zur Südspitze Amerikas zu fahren, ohne mehr als die nur 100 km breite Beringstraße als offenes Wasser kreuzen zu müssen. Fernerhin ist der zentrale Teil dieses Ozeans angefüllt von Inseln, die zum Teil als Fortsetzungen Indiens kettenweise in eine Region führen, deren regelmäßige Monsune gleich-

208

bedeutend mit einer Erziehung zur Schifffahrt werden.

Derart betrachtet, wird das Verhältnis der Land- zu den Meermassen ein anderes. Die nur durch die Beringstraße im Sommer voneinander getrennten Landmassen erscheinen so als eine halbmondförmig um den Pazifischen Ozean gelagerte Einheit, die sich an die Eismasse des Nordens anlehnt und nach Süden zu in zwei Landspitzen (Südafrika und Südamerika) und in einer die Inselmassen im Zentrum des Meeres abschließenden Pseudoinsel (Festland Neu-Holland) ausläuft. Für die Entwicklung und Ausgestaltung der Kultur entscheidende Bedeutung haben von diesen Tatsachen besonders folgende:

1. die Anlehnung der Landmasse an das ewige Eis des Nordens,
2. das Hineinragen der südlichen Landmassenenden in die Region der südlichen Passatausdörrung,
3. die Lage um den durch Inseln, Strömung und günstige Winde ausgezeichneten Pazifischen Ozean.

VI.

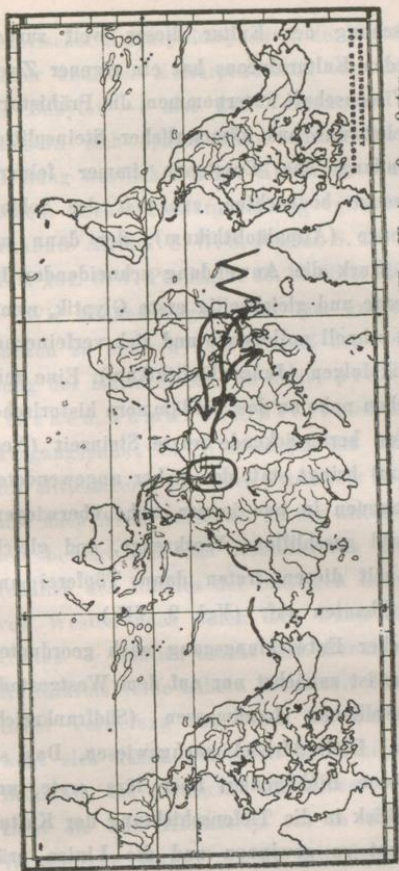
(Hierzu Karte 2)

Das Werden der Kultur ist nicht zu erdenken ohne Berücksichtigung der Abhängigkeit der Menschen von den durch die Natur der Erdmassen vorgeschriebenen Tatsachen. Die in der natürlichen Umwelt ausgesprochenen Tatsachen mußten auch der Kultur, deren Träger der Mensch ist, um so bedeutsamer sein, je weniger die Kultur noch den Menschen befähigte, die Widerstände der Natur als Lebensraum zu überwinden.

Demnach ist eine klare Uebersicht der ursprünglichen Landmassenform und deren Lagerung auf dem Erdball Voraussetzung für das Eindringen in die Physiognomik der Kultur vor der Periode ihrer hohen Formen und gleichbedeutend mit einer Aufhellung kultureller Dispositionen — nicht nur jener alten Formwelt.

Die erste der drei Grundtatsachen, die Anlehnung der Landmassen an das ewige Eis des Nordens, gestattet den Weg bis in die Entwicklung und Ausbildung der Kultur in der Periode der Eiszeiten, Die Untersuchung und

210



Karte 2. Die Kulturpendelung am Mitteländischen Meer (W = Westen, O = Osten.
Das H im O bedeutet den Hiatus).

Erforschung der Kultur dieses weit zurückliegenden Kulturniveaus hat ein eigener Zweig der Wissenschaft unternommen, die Prähistorie. Sie lehrt uns aus kümmerlicher Steinsplitterverwendung das Entstehen immer feinerer Werkzeuge beobachten, zunächst der Schlagwerkzeuge (Altpaläolithikum), der dann mit einem Ruck die Anwendung schneidender Instrumente und gleichzeitig erste Glyptik, wenig später schnell auflebende und sich verfeinernde Graphik folgen (Jungpaläolithikum). Eine zeitlich schon nahe an das Aufdämmern historischer Perioden heranrückende letzte Steinzeit (Neolithikum) bringt statt der bisher angewendeten geschlagenen in nun immer mehr überwiegender Zahl geschliffene Werkzeuge, und gleichzeitig mit diesen treten dann Töpferei und Megalithbauten auf. (Vgl. 9, VII.)

Solcher Entwicklungsgang nach geordneten Niveaus ist zunächst nur auf dem Westgestade der nördlichen Landmassen (Südfrankreich, Spanien, Klein-Afrika) nachgewiesen. Das so gewonnene Bild genügt aber fürs erste, um einen Blick in die Tiefenschichtung der Kultur überhaupt zu gewinnen und die Linien prä-

212

historischer Kulturprädisposition der Mittelmeerländer und der Kulturpendelung von England bis Babylon — also den Vorgang in diesen Ländern sich später dann abrollender Entwicklung westlicher hoher Kulturen — zu verstehen. (Ueber Kulturpendelung vgl. „Das unbekante Afrika“ S. W. O.-Pendel, S. 10. 13. 40. 58/9. 164. O.W.-Pendel, S. 10. 14. 58/9. 140. 164.)

Wir können sagen, daß (im großen und ganzen zu nehmen) der Pendel der Verschiebung des Kulturniveaus in dieser prähistorischen, zumal Steinzeit sich mit dem Ausgangspunkt in Westeuropa am Südrande des Mittelmeeres hin nach Osten über Aegypten, also nach Asien verschob. In der älteren Steinzeit bewegt sich das Kulturniveau also hier (südlich des Randes der einstigen Eismassen) von Westen nach Osten fort. Dann folgt ein Hiatus. — Endlich taucht (im abendländischen Kulturkreis) eine höhere Bronzezeit mit unendlicher Vertiefung von Osten her auf und bewegt sich durch Osteuropa zu Lande in das Baltikum, am nördlichen Mittelmeerrande aber zieht sie von Kleinasien ein in die Aegäis (griechische Kultur), geht mit dem Höchst-

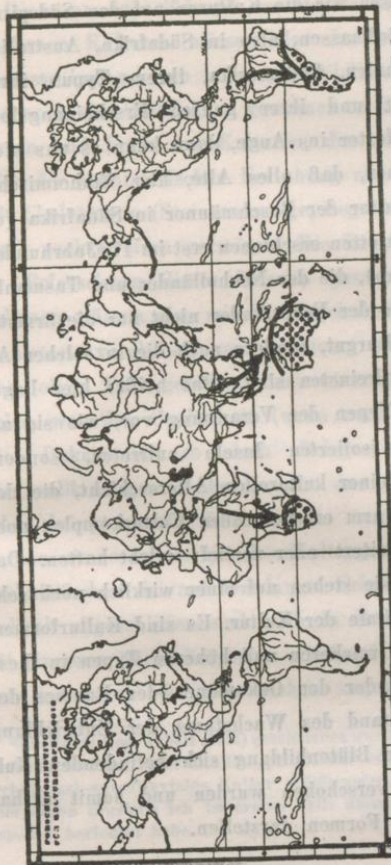
druck über nach Italien (Rom) und wirkt sich dann, noch weiter nach Westen ziehend (Spanien, Frankreich, Belgien), aus in der Entstehung der Gotik und klingt im Westpunkt, im rationalistischen England aus im Akkord der Vorbereitung der Weltwirtschaft. Das heißt: von der älteren W.O.-Pendelung durch einen Hiatus getrennt, setzt eine jüngere O. W.-Pendelung mit der Bildung der hohen Kulturen ein.

Eine Erklärung für den Hiatus zwischen den zwei konträren Pendelungen zu finden, ist eine der Aufgaben dieser Untersuchungen.

VII.

(Hierzu Karte 3)

Die Pendelbewegungen entsprechen dem Sinn und Gegensinn der Rotation der Erde. Es läßt sich eine zweite Erscheinung nachweisen, die senkrecht hierzu steht. Dem wagerechten Pendel gegenüber ist ein Kulturabschub von Norden nach Süden zu beachten. Für Afrika haben wir einen solchen nach der kartographischen Methode leicht nachweisen können. Es handelt sich aber um mehr als nur um Verschiebung einzelner Kulturgüter.



Karte 3. Die nach den Süden der Landmassen abgesehenen Reste der heute fossilen Kultur.

Fassen wir die Kulturen auf den Südspitzen der Erdmassen, also in Südafrika, Australien-Tasmanien, Südamerika, ihrem Typus, ihrem Gehalt und ihrer ganzen Erscheinungsform nach fester ins Auge, dann kann es uns nicht entgehen, daß alles Alte, hier Einheimische: die Kultur der Buschmänner in Südafrika (die Hottentotten erschienen erst im 17. Jahrhundert am Kap), die der Neuholländer und Tasmanier und die der Feuerländer nicht nur die ärmsten an Kulturgut, sondern auch die in solcher Armut stilreinste sind. Das heißt: hier liegen nicht Typen der Verarmung vor, wie sie auf vielen isolierten Inseln auftreten, sondern Typen einer kulturellen Altersschicht, die den uns so arm erscheinenden Kulturkomplex noch nie erweitert oder vertieft erlebt hatten. Das heißt: sie stehen auf einer wirklich noch sehr tiefen Stufe der Kultur. Es sind Kulturformen, die von reicheren und höheren Typen in diese Grenzländer der Oekumene (des Raumes der im Zustand des Wachstums, der Entwicklung und der Blütenbildung sich befindenden Kulturen) verschoben wurden und somit archaische Formen darstellen.

Diese an den Südrand der Oekumene verschobenen Kulturen müssen also das höchste Interesse in Anspruch nehmen*). Vielleicht ist hier noch ein Einblick zu gewinnen in Leben, Wesen und Form der Kulturen, die wir mit Hilfe der prähistorischen Forschung als kulturelle Skelettreste (Steinwerkzeuge, Begräbnisart usw.) nachzuweisen vermögen. Die Ergebnisse der Erforschung dieser beiseite geschobenen Kulturen müssen also mit den Ergebnissen der Prähistorie verglichen werden. Hierzu wird ein sehr feiner Takt gehören; denn einerseits ist vieles, was das Grabscheit (wenn auch heute tote Dokumente, so doch Belege seinerzeit vollkräftigen Lebens) an das Tageslicht bringt, auf dem Schub senil geworden. Andererseits hat das Kulturgut dieser Archaistischen sich auf dem langen Schub sicher vielfach abgeschliffen und auch in Berührung mit jüngeren Nachdrängenden allerhand Neugut dazu gewonnen oder sich solchem angeglichen.

*) Seitdem diese Arbeit (1923) geschrieben wurde, wurde die Untersuchung einer ähnlich „primitiven“ oder besser archaistisch-antediluvialen Kultur (1926) unternommen, über deren Ergebnis ich im ersten Teile dieses Bandes Kap. 2 ff. berichtet habe.

Die Bedeutung dieser Kulturen am Südrande der Oekumene wird noch deutlicher durch den Vergleich mit den Kulturen am Nordrande der Oekumene, mit den zirkumpolaren Kulturen. Beide Gruppen, die des Nordens wie des Südens, müssen wirtschaftlich als Sammler und Jäger bezeichnet werden. Die des Nordens zeigen aber schon dadurch einen weiten Vorsprung, daß sie Rentier- und Hundenomaden genannt werden müssen. Sie sind ausgestattet mit reichen Architekturelementen, kompliziertem Kultusgerät (Masken usw.) u. a. Und doch sind sie in noch unwirtlicheren Ländern heimisch als die Südkulturen. Der Grund des Unterschiedes liegt deutlich zutage. Die Südkulturen sind isoliert, im wesentlichen beziehungslos. Die Zirkumpolarkulturen haben dagegen nie den Konnex mit den höheren Kulturen verloren. Sie leben noch im Kontakt mit den Kulturen der großen Landmassen.

Die Südkulturen gewähren also bei entsprechend taktvollem Hinblick die Möglichkeit, die Kulturen vor dem Entstehen der hohen Kulturen zu erkennen. Eine so gute Erhaltung verdanken sie der Verschiebung an die drei Süd-

218

ausläufer der großen Erdmassen und dem Umstande, daß diese drei Punkte in keiner Weise durch eine Wagerechte, durch die Möglichkeit einer Pendelung untereinander verbunden denkbar sind. Dies letztere ist bei den zirkumpolaren Kulturen in weitgehendem Maße der Fall.

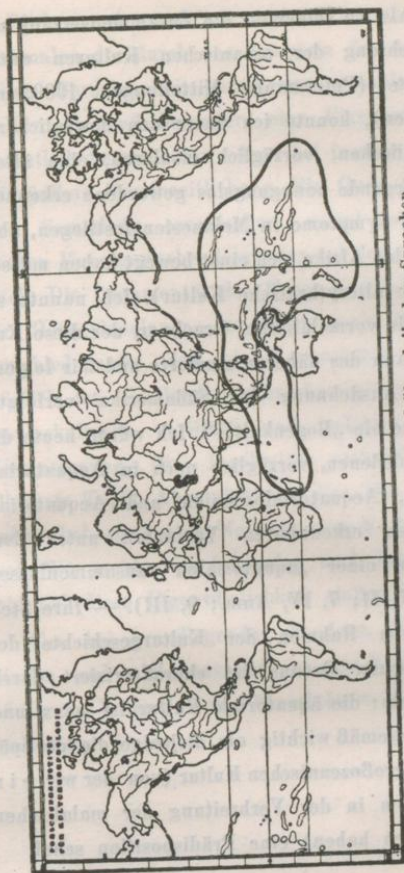
VIII.

(Hierzu Karte 4)

Als dritte entscheidende Tatsache der Erdoberfläche, die als natürliche Voraussetzung der Entwicklung der Kultur ins Auge zu fassen ist, wurde auf die Lagerung der Inseln des Pazifischen Ozeans hingewiesen. — Die Landmassen liegen in einem weiten, nach Süden offenen Bogen um dieses Meer, in welches nicht nur die Halbinseln Südasiens hineinragen, sondern in welches diese Halbinseln lange Ketten von Inseln, zumal nach Osten hin, entsenden. Diese Inselbrücken werden um so wichtiger dadurch, daß sie durch günstige Strömungen und Winde miteinander verbunden werden. Dieses Inselmeer erscheint in seiner Lage inmitten der bogenförmig umschließenden Landmassen wie ein Kern.

Jeder sorgfältige Blick auf die ethnographischen Tatsachen dieses Inselmeeres bestätigt seine selbstverständliche Bedeutung. Nie wird man aus dem Auge verlieren dürfen, daß heute noch eine große Sprachfamilie, der malaiische Sprachstamm, von der Südamerika gegenüberliegenden Osterinsel bis zu dem Südafrika vorgelagerten Madagaskar reicht. Diese Tatsache ist ebensogut eine vorgeschichtliche wie eine historische; denn sie besteht bis heute, ohne daß eine historische Fixierung ihrer Entstehung datenmäßig nachgewiesen wäre.

Aber die Gemeinsamkeit der Sprache ist nur ein Ausdruck kultureller Einheit der sie zusammenfassenden Eigenarten. Man untersuche nur z. B. das Werkzeug des Verkehrs, das Schiff, und man wird finden, daß eine Kette von Verschiedenartigkeiten und Graden vorliegt, die nichts anderes als eine einheitliche Entwicklungsgeschichte des Auslegerbootes ist. Außeres und inneres Wesen dieser sogenannten malaiischen Kulturen lassen sie leicht als Varianten einer Einheit erkennen — einer Einheit, die sich aufbaut auf einer bedeutungsvollen Kulturprädisposition.



Karte 4. Die Verbreitung der frühmalaisischen Sprachen.

Als ich seinerzeit die Zusammensetzung und Schichtung der ozeanischen Kulturen untersuchte (Petermanns Mitteilungen 1900, mit Karten), konnte ich unter den beweglicheren malaiischen, vorzüglich insularen, eine ältere festliegende bewegungslos gewordene erkennen, deren Symptome in Melanesien festliegen, aber auch bis Afrika sich einst bewegt haben müssen (hier: alterythräische Kultur). Ich nannte sie damals vormalaiische. Graebner, der diese Kultur dann des näheren studierte und mir folgend ihre Ausdehnung bis Südamerika verfolgte, nannte sie „Bogenkultur“. Ich würde heute die verschiedenen, vorzüglich noch in Aequatorialafrika, Aequatorialozeanien und Aequatorialamerika erkennbaren Varianten unter dem Namen einer „äquatorialen“ zusammenfassen (vgl. 5, II; 7, IV, Anm.; 9, III). — Ihre Stellung im Rahmen der Kulturgeschichte des Pazifischen Ozeans ist charakterisiert durch den Satz: die äquatoriale Kultur ist seins- und wesensgemäß wichtig als diejenige, die der späteren großozeanischen Kultur (von der wir ein Symptom in der Verbreitung der malaiischen Sprachen haben) eine Prädisposition schuf.

Blicken wir nach den charakteristischen Merkmalen der durch das Symptom der malaischen Spracheinheit markierten ozeanischen Kultur, so muß besonders eine Eigenart als wesentlich bezeichnet werden: bei innerer Einheit äußere Vereinseitlichung. Ein Gang durch eine Sammlung ozeanischen, zumal polyneesischen Kunstgewerbes lehrt dies auf den ersten Blick. Die Ornamentik der Maori Neuseelands, der Herveysinsulaner, der Marquesaner ist so verschiedenartig, daß ein Verwecheln nicht möglich ist. Festlandkulturen homogenisieren, Insularkulturen variieren und isolieren. Die Vereinsamung der Inselkultur schafft gegliederte Typik. Aber nicht nur dies. Die Inselkultur hat stets eine Neigung zum Kulturverlust. Wir werden im folgenden noch manchesmal auf diese Eigentümlichkeit stoßen.

Also bei grundlegender Tendenz, zu verbinden und sich auszudehnen, auch wieder häufiger Verlust von Einzelgütern infolge Isolierung.

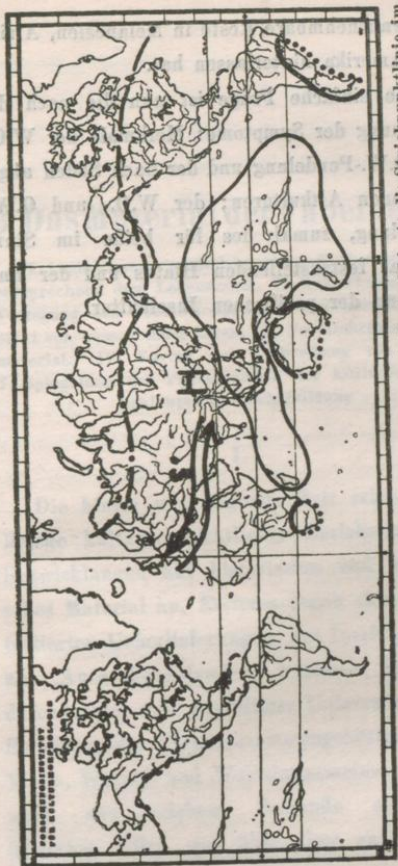
IX.

(Hierzu Karte 5)

Fassen wir diese Hauptzüge der kulturbestimmenden Eigenarten der Erdgestalt bzw. der durch die Lagerung der Land- und Meermassen hervorgerufenen Prädispositionen zusammen, so ergibt sich das beifolgende Kartenschema. — Der Pendel bewegt sich über die Bahnen der Landmassen des Westens und zwar am Rande der Binnenmeere oder Golfe nördlich des Wendekreises des Krebses. Arme Kulturreste nördlich der gemäßigten Zone zeigen degenerative Reste und Verarmung infolge der schweren Lebensform am Rande der Eismeere, bezeugen aber nicht unbedingt Greisenhaftigkeit. Demgegenüber sind die armen Kulturen auf den drei Südspitzen der Landmassen wirkliche Reste alter, noch kultur-niederer Schichten.

Die westliche und östliche Landmasse bildet einen nach Süden offenen Bogen um den Pazifischen Ozean, dessen Inselreichtum Belege zusammenfassender Kulturbewegung bringt. Mindestens eine kulturelle Prädisposition ist durch die uralte äquatoriale Kultur geboten, die deut-

224



Karte 5. Räume und Bewegung der älteren Kulturen (vgl. Karte 2 bis 4; die Strichpunktlinie im Norden charakterisiert die Anlehnung der Kultur an die Massen des „bewegten“ Eises).

Frobenius, Bd. VII. 8

lich wahrnehmbare Reste in Melanesien, Afrika und Amerika hinterlassen hat.

Die einfache Frage ist nun die nach der Beziehung der Symptome: Merkmale der W.O.- und O.W.-Pendelung und der nach Süden abgeschobenen Altkulturen; der W.O.- und O.W.-Pendelung, zumal des für beide im Sinne Europas festzustellenden Hiatus und der Entwicklung der pazifischen Inselkultur.

3. Das Material der Fabelkunde.

I. Auch wissenschaftlich begrenzte Kulturbetrachtung entsprechend dem Lebensraum. II. Kulturkreislehre als Verlegung des Ueberblickpunktes und Gewinnung der Sicht von aussen nach innen. III. Fabellehren als Belegmaterial. IV. Karten der Verbreitung von Mythen. V. Spiegelung der Physiognomik der Kulturen in den Schichten der Fabelbildung

I.

Die hinter uns liegende Zeit erkannte als Belege kulturgeschichtlicher Beziehungen und Entwicklungen nur historisches und philologisches Material an. Ersteres ergab sich aus gut testierten Ueberlieferungen, aus Inschriften und aus Ausgrabungsfunden, letzteres aus wohl durchdachter und sorgfältiger Untersuchung der Sprachen, der Sprachzusammengehörigkeit, der Wort-, Wurzel- und Wortsinngemeinschaft oder auch aus solchem Bestande ableitbaren Theorien. Alles, was über diese enge Grenze

hinausging, bedeutete mehr oder weniger wissenschaftlich genommen: Spiel mit Möglichkeiten.

Dieses nun heißt, daß die Weltgeschichte und Kulturgeschichte entsprechend dem unter Kap. 2, II ausgeführten sehr bedingten Raumbedürfnis eng egozentrisch abendländisch blieb, und daß ihre Förderer nicht bereit sein wollten (auch nicht konnten), anderweitige, unendlich viel reichere Quellen der Kulturgeschichte in den Bereich ihrer Betrachtungen zu ziehen. Und doch ist es kein Zweifel, daß jede ozeanische Lanze, jedes afrikanische Schnitzwerk, jedes Steinbeil eines Brasilianers, jede Maske und jedes Gerät eines Naturvolkes, jeder indische oder chinesische Tempel, jedes irgendwo volkstümliche Märchen ein kulturgeschichtliches Dokument ist.

Diese Unsummen kulturgeschichtlicher Belege erkannte die alte Wissenschaft nicht an. Als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts diese Stoffe in immer größerer Masse in die Museen strömten und deren Beschreibung und Abbildung ganze Bibliotheken anzufüllen begannen, — als das Material derart anschwell, daß auch

228

den Leitern und Verwalten solcher Stoffmassen jede schnelle Uebersicht erschwert wurde, hat die Wissenschaft gegen diesen Andrang sich nur mit der Politik des Vogels Strauß zu wehren vermocht. Es wurde die — heute uns nicht mehr vorstellbare — These festgehalten, daß es nicht möglich sei, die Schöpfungsfähigkeit der Menschen und der Völker zu ermessen. Nach solcher Auffassung konnte in jedem Augenblick und überall eine Waffe erfunden, ein Ritus erdacht, eine Fabel neu gedichtet werden. Die Theorie ging in Uebereinstimmung mit damals ganz ins Flache verkümmender Naturbetrachtungsweise so weit, daß sie stufenweise die Entwicklung der Kultur­güter mit dem Heranreifen in Verbindung brachte und sie außerdem in direkte Beziehung zu Gesetzen der Erdoberfläche zu bringen suchte. Das erstere hieß so viel wie jedem Alter bestimmten Ausdruck der Schöpfungsfähigkeit zuschreiben, das letztere etwa so viel wie der Entstehung der Elefanten sowohl in Indien wie in Afrika einen eigenen Ausgangspunkt verleihen*).

*) Vergl. „Erlöbte Erdteile“ Bd. I Kap. 8.

Welches ist nun der tiefere Sinn solcher Anschauungen?

Zunächst einmal heißt dies, daß man anderen Völkern eine Fähigkeit zu Intuitionen zutraute, wie wir uns selbst so hoch einschätzende Europäer sie nicht besitzen. Denn Erfindung einer Lanze, der Gedanke zu einer Volksdichtung, die Absicht etwas zu tun, was noch nie getan worden ist, — dazu sind wir unfähig. Ein Blick über die im Laufe von Jahrtausenden gewonnenen eigenen Kulturgüter zeigt, wie langsam jedes wahrhaft Neue, jedes für die Kultur wirklich Bedeutsame sich aus dem Albestande emporringt, wie es schwer wurde, das Neue zu erdenken, dann gegen die konservativen Widerstände durchzutrotzen und zuletzt es zu erhalten. Oder aber, man übersehe die Akten unserer Volksdichtungen, man beachte, wie weit verbreitet und verhältnismäßig schwach variiert unsere Märchen und Fabeln sich erhalten haben und wie gleich sie durch lange Zeiträume verbleiben. Die ganze deutsche Volksdichtung ist in ein paar Bänden zusammenzufassen.

Jenen dort hinter uns traute man aber eine

230

ungeheure „Phantasie“ zu. Jede Dichtung konnte (ja mußte nach einer ganz sterilen Lehre) überall in einem bestimmten Zeitpunkt entstehen. Nie haben die Vertreter dieser naiven Betrachtungsweise sich klar gemacht, daß die Ideen der Feuereroberung, der Herstellung eines Kahnes, der Jagdfalle nur für den selbstverständlich sind, der diese Dinge kennt, daß die Gewinnung solcher Kulturgüter aber eine Riesenleistung der Kultur ist, der gegenüber die Erfindungen des Dampfkessels, des Automobils, des Flugzeuges zwar unendlich weiter reichen in der Schnelligkeit der Auswirkung, nie aber gleichkommen an spezifischem Kulturgewicht. Alle diese Arten von Urteilen gehen aus von der Beurteilung eines vorwiegend technisch und kausal denkenden Zeitalters, in dem der Wille, durch Experiment und klare Zielverfolgung neue Kulturmodifikationen zu gewinnen, geschäftsmäßig und natürlich ist. Man vergißt, daß solche antiaristokratische Wertmessung, die jede Pietät gegen heilige Tradition und Verehrung eigener Vergangenheit verloren hatte, erst im plebejischen 19. Jahrhundert erreicht wurde.

II.

Solche Kritik der ethnographischen Kulturbelege war, wie gesagt, sinngleich dem triebmäßig die Erweiterung der Kulturkunde über den Rahmen des abendländischen Lebensraumes hinaus ablehnenden Willen zur Einengung, und demgemäß wirkte sie. Die Durchführung dieser Ablehnung zu beobachten bietet einen der interessantesten Einblicke in die Funktion kultureller Auswirkung. Hunderte von jungen Leuten arbeiten sich in jahrelangem Studium in schwierige Aufgaben der Philologie, in spezialisierende Durchforschung historisch testierter Aktenbündel ein. Seit Jahrzehnten schon erfolgte von durchaus intuitionsstarken Köpfen aus die Anregung, bestimmte Analogien der Kulturercheinungen auf ihre Zusammenhänge hin nachzuprüfen. Alle diese Anregungen gingen von Laien aus. Nie ließen sich die Fachleute darauf ein, die einfache, schlichte und entscheidende Frage sei es selbst zu untersuchen oder von Schülern untersuchen zu lassen: Wie gehen denn Kulturneu- oder -umbildungen und Erfindungen bei Naturvölkern vor sich? — Welche

232

Räume vermögen sie zu gewinnen? — Unter welchen Umständen tauchen sie auf? — Welche Aufnahme finden sie? — Welches ist ihr umbildender Einfluß auf das Altgut?

Ja, sogar auch dann noch, als einmal ein Fachmann die Formwelt eines Gegenstandes in einem Erdteile — es handelt sich um Fr. Ratzels Arbeit über die afrikanischen Bogen — systematisch gliederte, als alle diese Fragen vor ihm aufgetaucht sein müssen (er hat mir das später auch selbst bestätigt), wagte er es nicht, den letzten entscheidenden Schritt zu tun, — nämlich die Ergebnisse kartographisch festzulegen. Es lag auch über den Fachleuten der „Völkerkunde“ wie ein Bann; sie waren noch durchtränkt von einer uns heute unverständlich gewordenen Zaghaftigkeit, der Angst, nicht alles Material zu kennen, einer Scheu, unvollständig zu sein und sich bloßzustellen.

Dieser Bann wurde durch die Arbeiten von 1897 bis 1900 gebrochen (Leo Frobenius, „Der westafrikanische Kulturkreis“, Peterm. Mitt. 1897. „Der Ursprung der afrikanischen Kultur“ 1898. „Die Kulturformen Ozeaniens“, Peterm. Mitt. 1900. „Bogen der Ozeanier“, „Schilde der

Ozeanier“, „Mathematik der Ozeanier“, neu herausgegeben in „Erlebte Erdteile“ Bd. I u. II.) Es wurde nachgewiesen, daß bestimmte Formen und Formreihen in ihrer Verbreitung auf bestimmte Räume angewiesen sind, daß, je schlichter die Formen, desto solidarischer und einheitlicher die verschiedenen Kulturelemente zusammenwirken — daß die Feststellung der Verbreitung bei taktvoller Nachprüfung die Kulturschicht, die Morphologie eines ganzen Kulturwesens und Spiegelbild ihrer Physiognomie ist, daß (wie Dr. v. Boeckmann dies neuerdings formulierte) die Karte für die Kulturkunde das sein kann, was das Experiment den Naturwissenschaften ist.

Nachdem der Bann gebrochen war, folgte eine ganze Reihe von Forschern auf dem Gebiete der so entstandenen Kulturkreislehre. Die Buschansche Völkerkunde (1922 Bd. I S. 49) nennt als erste Mitkämpfer Ankermann, Gräbner, Foy, P. Schmidt, P. Koppers. Diese und andere kämpften mit zwar wechselndem, aber stets sich mehrendem Erfolg um bald nähere, bald fernere Ziele. Mit dem im Jahre 1923 erschienenen Werke „Das unbekannte Afrika“

234

und dem noch fortlaufend erscheinenden „Atlas Africanus“ ist ein gewisser erster Abschluß erreicht. Für Afrika ist ein uns zunächst befriedigendes Bild der Kulturgeschichte erreicht*). Noch vieles wird sich klarer stellen lassen. Manches wird sich bei Vertiefung unserer Kenntnis und Beibringung neuer Quellen als irrig erweisen. Eine Allgemeinsicht ist aber gewonnen, die Methode als solche ist geschaffen. Wir können sagen, daß wir nun in der Lage sind, einen Weg zu der Forschung zu betreten, der uns das Fehlen historischer Dokumente und philologischer Beweisführungen vergessen lassen kann und der erfreulicherweise der früheren „weltgeschichtlichen“ Betrachtungsweise entgegengesetzt verläuft.

Die frühere „weltgeschichtliche“ Betrachtungsweise ging — wie oben ausgeführt — aus von der Durchleuchtung des abendländischen Lebensraumes. Alles Auswärtige vermochte sie nur wie durch Laternenbeleuchtung zum Fenster hinaus als Fernsicht zu belichten. Die Betrachtungsweise der Kulturkreis-

*) Vergl. auch „Erlebte Erdteile“, Bd. VI.

lehre ist dagegen unabhängig von der Tradition eigener Vergangenheit. Sie faßt die Tatsachen der weiten Erde ohne Rücksicht auf Beziehung zu uns ins Auge und blickt aus objektivierender Entfernung über unser eigenes Kultursein nicht anders hin wie über jedes andere.

Als wichtigsten, wenn auch indirekten Erfolg der auf diese Weise im Laufe der Jahre erzeugten Lockerung alter Betrachtungsart dürfen wir die Auswirkung von Oswald Spenglers großem Werk „Der Untergang des Abendlandes“ bezeichnen.

III.

Oswald Spengler hat in seinem Hauptwerke die Phänomene der hohen Kulturen untersucht und deren Lebenslauf als den selbständiger organischer Wesen geschildert. Er hat in großartiger Weise nach oben hin das abgeschlossen, was wir von unten auf basiert haben. Zwischen den Objekten Spenglers (hohe Kulturen) und den unseren (primitive Kulturen) klafft eine

236

Lücke, die in skizzenhafter Weise auszufüllen meine heutige Aufgabe ist. Denn wer die obigen Darlegungen (Kap. 2) und Kartenskizzen mit Aufmerksamkeit aufgenommen hat, muß bemerken, daß ihrer geographischen Lage nach die sämtlichen hohen Kulturen auf der Pendelbahn und zwar die älteren genau da, wo der Hiatus zwischen der W.O.- und O.W.-Pendelung klafft, und fernerhin im Machtbereich des pazifischen Kulturbeckens liegen. Die Bindeglieder zwischen diesen Tatsachen sollen dargelegt werden. Es handelt sich darum, welche Untersuchungsmaterialien die geeignetsten sind, um das Fehlende der Erkenntnis zu gewinnen, wobei natürlich das Verfahren der Kulturkreismethode anzuwenden sein wird.

Das, was Natur- und Kulturvölker, oder besser primitive und hohe Kulturen gemeinsam haben, ist die Fabelkunde im weitesten Sinne. Wir, die wir uns heute in einem Stadium befinden, in welchem jeder einzelne von Tatsachenwissen, von übermäßig zuströmenden Tagesneuigkeiten und von der Produktion gewerbsmäßig und in Massen produzierter deskriptiver (statt konzipierter) „Dichtungen“

(Romane, Novellen, Dramen, Gedichte) durchtränkt ist, wir können gar nicht mehr ermessen, was Volksdichtung, was Fabelkunde im allgemeinen und speziellen in der Kultur und für die Volkskulturen bedeutete — haben vor allem zunächst einmal jeden Maßstab, jedes Nachahmungsvermögen in dieser Richtung verloren. Wenn hierfür ein Beleg erwünscht sein sollte, so genügt der einfache Hinweis darauf, daß tatsächlich und allen Ernstes von wissenschaftlicher Seite die Behauptung aufgestellt wurde: da bei so vielen Völkern so gleiche Fabelstücke gefunden wurden wie die Geschichte von der Sintflut, die Fabel vom Feuerdiebstahl, die verschiedenen Geschichten von Reineke Fuchs usw., usw., so sei damit erwiesen, daß es in der Natur des Menschen liege, gerade diese so weit verbreiteten Stücke der Volksdichtung zu finden. — Die Auffassung ist eine typisch darwinistische, die ihren ontologischen Beweis als Klischeeabdruck überall wiederfinden möchte. — Im Gegensatz hierzu möchte ich nochmals auf mein Erlebnis mit einem sehr lange schon in einem Lande Innerafrikas ansässig gewesenen Missionar hinweisen, der mir bei meiner An-

238

kunft mitteilte, das Volk, unter dem er wohne, besitze keine eigentlichen Volkserzählungen. Als ich dann nach einigen Wochen der Arbeit ihm mein über alles Erwarteten reiches Material vorlas, ließ er sich zu dem Satze hinreißen: „Das haben Ihnen die Kerle einfach vorgelogen.“ („Schwarze Seelen“, S. 5/6.)

Diese beiden Anschauungen über das kulturelle Wesen und die Bedeutung der Fabelkunde stehen sich schroff gegenüber. Die einen sehen in dieser nur den Ausdruck eines schraubenwindenartig sich abwickelnden Mechanismus. Diese vergessen, wie selten es bis jetzt gelungen ist, die wirkliche Weiterbildung der Fabelkunde einer niederen Kultur und den Eintritt in ein neues Stadium und damit verbundene, vorgeschriebene Form- und Motiverweiterung zu beobachten. Sie vergessen, daß im Grunde genommen der Motivgehalt der ganzen Volksdichtung ungemein einheitlich und begrenzt ist — so begrenzt, daß wir in dem der Philologie und Historie zugänglichen Rahmen unseres Lebensraumes nie auf den Gedanken gekommen sind, die Erfindung gleicher Stoffe an verschiedenen Punkten anzunehmen —, daß wir

vielmehr in diesem kleinen Rahmen nie anders denken als mit der Voraussetzung verwandtschaftlicher Beziehungen. (Vgl. z. B. Grimm: „Die Polyphemsage“, die Arbeiten von Benfey und so weiter.)

Die andere Anschauung, die im Gegensatz zur Annahme gesetzmäßiger Staffelbildung der Fabelkunde (etwa entsprechend der sich verfeinernden Faltenbildung des Gehirns usw.) jedem Naturkinde die Fähigkeit zur Dichtkunst zutrauen möchte, ist ebenso unwissenschaftlich. Sie traut dem Naturkinde nicht nur reichere Intuition zu (was so übel nicht ist), sondern auch eine Fähigkeit, sie in Formen zu bringen, die die der Kulturen unseres eigenen Raumes weit übertreffen. Diese Anschauung geht natürlich unbewußt von der Tätigkeit der Dichter des 19. Jahrhunderts aus. Sie sieht nicht die Kluft, die die Dichtkunst des Altertums von dieser neuesten Blüte trennt — daß damals noch und dann weit hinein in die herrlichste Periode (Gotik) der Dichter den Stoff aus dem Allgemeingültigen, d. h. aus der abgeschlossenen Volksdichtung nahm und seine Arbeit in der persönlichen Vertiefung und Formgabe erlebte.

240

Sie vergißt, daß alle altklassischen Dramen vollendete Mythenthemata behandeln und daß noch ein Shakespeare seine Themata und Stoffe aus dem Bereiche historischer Erzählungen und Legenden nahm.

IV.

Solche Anschauungen konnten nur so lange wissenschaftlichen Blick von der Ausschau in die Weite beeinträchtigen, als nicht eine unternehmende und sich ihrer Verantwortung freudig bewußte Hand den Griffel zum Zwecke der Eintragung in die Karte ergriff. Seit dem Jahre 1900 („Die Weltanschauung der Naturvölker“ erschien 1898, „Das Zeitalter des Sonnengottes“ 1904) habe ich natürlich auch die Motive und fester gegliederten Kompositionen der Fabelkunde auf Karten eingetragen, und heute bin ich in der Lage, die ersten Skizzen vorzulegen. Damit gewinnen wir in der Zukunft hoffentlich Vorstellungen und Bilder, die unsere Kenntnis vom Werden der Kultur in erwünschter Weise vertiefen.

V.

Weshalb ich gerade diese Stoffe für so bedeutungsvoll und aufschlußreich halte, für so geeignet, den Unter- und den Oberbau der Kultur der Erde in ihrem Zusammenhang zu verstehen — hierüber folgendes:

Was bedeutet Volksdichtung und Fabelkunde?

Wir vermögen das zu erkennen aus Eigenem. Was besitzen wir nicht für verschiedenartige Materien der Volksdichtung und Fabelkunde! Da steht zu Anfang gleich die Tierfabel, die große Zahl Geschichten von dem schlaun Reineke. Sie muß uralt sein. Oft wurde sie neu herausgegeben. Einmal als Spiegelbild weltlichen und kirchlichen Lebens. Zuletzt noch von Goethe. — Ohne Zusammenhang hiermit die deutsche Götter- und Heldensage, ein eigentümliches Zusammenfluten von Vorstellungen des Weltbildes und des Menschenschicksals. Die deutsche Götter- und Heldensage starb im Volke erst vor kurzem aus. Der Schimmelreiter und Frau Holle waren noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Volksnotwendigkeiten, und in

242

mehr als einem Kyffhäuser schlummerte die Legende des kaiserlichen Gottes. — Eine dritte Gruppe stellt das deutsche Volksmärchen dar, eine der schönsten Blüten gotischer Kultur. — Zum vierten endlich bürgerte sich mit dem Christentum bei uns die ganze Fülle von Legenden und Erzählungen des Alten und Neuen Testaments ein. Damit aber ward uns nicht nur ein Fremdgut zu eigenem, sondern die mit Hilfe dieses Fremdgutes dem Volke langsam eingefüllte christliche Weltanschauung ließ in Hunderten und Tausenden von Heiligenlegenden alte Stoffe neue Form annehmen. — Als fünfter und letzter Schicht sei hierzu noch aller der Sagen gedacht, die das Volk als Geschichte und als geschichtliche Ueberlieferung, also als tatsächlich Geschehenes betrachtet. Hierzu gehören mehr als nur Stücke, wie sie von Heinrich dem Löwen oder Karl dem Großen oder vom Schlachtfeld von Fehrbellin erzählt werden. Eigentlich gehört die ganze Summe dessen dazu, was als deutsche Geschichte wirklich volkstümlich geworden ist, da bis auf einen kleinen Bruchteil nie die Wahrheit einer historischen Tatsache Volksgut wird.

wohl aber die Volksauffassung von den statt-
gehabten Vorgängen.

Also mehrere Schichten liegen übereinander. Vielfach nimmt die Neubildung Stoff aus der älteren Schicht. Eine Gestalt der alten Götterzeit kann in jüngerer Periode zu einem Heiligen der christlichen Schicht werden. Die Mythe vom alten Gotte wird zur Legende vom volkstümlichen Kaiser. Die Träger sind in verschiedenen Zeiten recht abweichende Typen: der Helden-
sänger, die alte Frau in der Spinnstube, der christliche Priester, der Herr Schullehrer. Durchaus gleichzeitig war für alle Schichten das Ende: im Augenblicke, als die Kunst des Lesens und Schreibens Allgemeingut wurde, als das alte Gut aufgeschrieben und gedruckt wurde, als das Volk durch Zeitung und Verkehr in das Stadium der Zivilisation versetzt wurde — in diesem Augenblick verschwand die alte Volksdichtung für immer.

Aber noch andere Eigentümlichkeiten sind für das Wesen der Volksdichtung bedeutsam. Man kann sagen, daß das Götter- und Helden-
epos frühzeitig ein Privatbesitz der Adelskaste wurde, daß das „Volk“ diese Schicht aufgab

244

oder aber die alten Stoffe in schlichter Weise zu Legenden (Schimmelreiter und Frau Holle), vor allem unter dem Einfluß der Missionare des Christentums zu Heiligengeschichten umformte. — Andererseits hat das Märchen sich nur unter Bauern erhalten und ist früher den Städtern kaum bekannt gewesen. Die Gebrüder Grimm haben das „deutsche Märchen“ für das Stadtvolk eigentlich erst „entdeckt“.

Sonst erweist sich die Fabelkunde, soweit sie nicht religiöser Natur ist (über das, was hier religiöse Fabelkunde und Religion überhaupt genannt wird, siehe Kap. 10, IV), als eng verbunden mit Kulturschichtung und Kulturm- bildung. Und wer nun eine griechische Mythe einem Märchen aus Tausendundeiner Nacht, eine indische Legende einem deutschen Märchen, eine nordische Heldensage einer syrischen Patriarchengeschichte usw. gegenüberstellt, der wird es sogleich verstehen, wenn ich sage, daß die Volksdichtung und Fabel- kunde der stärkste Ausdruck kul- turphysiognomischer Natur ist.

Demgemäß dokumentiert auch die morpho- logische Umbildung der Fabelkunde am stärk-

sten den Gestaltwandel der Kultur. Die Ilias, das Parzivallied, das Nibelungenlied sind Symbole sich aus dem allgemeinen Kulturniveau zur Hochkultur entwickelnder Kulturformen. Unverkennbar verbunden mit den Kulturkeimen und dem schlichten Blätter- und Stengelwerk erschließt sich die Blüte fast plötzlich. Gleichsinnig mit dem Ganzen und doch durchaus eigenwertig steht die Herrlichkeit wie mit einem Blitz aus dem Flachen zur Höhe gezaubert vor uns.

Deshalb also sage ich, daß die Fabelkunde nicht nur der Verbreitung ihres Gehaltes nach ein historisch wichtigstes Dokumentenmaterial zu liefern imstande ist, daß in ihr sich nicht nur die Physiognomie der Kulturen am deutlichsten widerspiegelt, sondern daß sie auch die besten Belege liefern muß für Erkenntnis der Bindeglieder zwischen dem Unter- und Obergeschoß der Kultur.

4. Das Geschlecht der Gestirne als Ausdruck der Morphologie der Weltanschauung.

I. Statt „Auslegung“ der Fabeln Feststellung ihrer Verbreitung. II. Erste kosmogonische Gruppe: Sonne männlich, Mond weiblich = Ehepaar. III. Zweite kosmogonische Gruppe: Mond männlich, Sonne weiblich = Geschwisterpaar. IV. Dritte kosmogonische Gruppe: Mond männlich, Sonne männlich = Brüderpaar. V. Verbreitungsbilder der drei Gruppen entsprechend einer solaren, einer lunaren und einer fossilen Weltanschauung

I.

Das vorige Jahrhundert hat sich oftmals mit der Frage nach der Bedeutung der doch bei so vielen Völkern und in den verschiedensten Gegenden der Erde so vielfach ähnlich und fast identisch ausgebildeten Volkserzählungen beschäftigt. — Vielfach nach den verschiedensten Richtungen und mit den abweichendsten Er-

gebnissen. Immer blieb dabei der Grundgedanke, daß diese Fabuleien gleichen Ausgang hätten, daß also alle miteinander einsinnig seien, und daß dieses in einer Naturspiegelung zu suchen sei. Die einen erblickten in allem Sonnen-, die anderen Mond-, die dritten Gewitter-, die vierten Stern-, die fünften Wolkenmythologie usw. Zuweilen pendelte das Kriterium zwischen einem Dezennium Mond- und einem Dezennium Sonnenbevorzugung. Der größte Teil der Bearbeiter nahm seine Stoffe aus dem Umkreis des abendländischen Lebensraumes.

Ich selbst wandte mich mehr den von den Naturvölkern gebotenen Stoffen zu in der Ueberzeugung, daß Völker mit einschichtiger Volksdichtung originalere Auskunft zu bieten vermöchten als die hohen Kulturen, bei denen allen, wie im deutschen Volke, eine ganze Reihe von Schichten nachzuweisen ist (3. Kap. V). Im „Zeitalter des Sonnengottes“ kam ich (1904 S. 347) zu der Ueberzeugung, daß der Vollblüte solarer Mythenbildung eine Periode der Bevorzugung einer uralten Mondbeobachtung und (a. a. O.) daß einer Periode des Anthropomorphismus eine ältere der Tieranpassung vor-

248

angegangen sein müsse. — Soweit ich sehe, hat seitdem niemand diese Gedankengänge verfolgt, und wir werden im folgenden zeigen, inwieweit sie auch den neueren Forschungsergebnissen gerecht werden.

Solche Fragen sind mit Hilfe der Karte leicht zu beantworten, und demnach gehe ich im folgenden von einigen ganz einfachen Feststellungen aus.

II.

(Hierzu Karte 6)

Prüfen wir einmal das sexuelle Verhältnis von Sonne und Mond in der Volksdichtung und Sprache. Da die alten Völker Sonne und Mond zum Teil als Gatte und Gattin, die Sonne also als männlich und den Mond als weiblich auffaßten, so sei zunächst gezeigt, wie weit diese Anschauungsweise verbreitet ist.

Erste kosmogonische Gruppe:

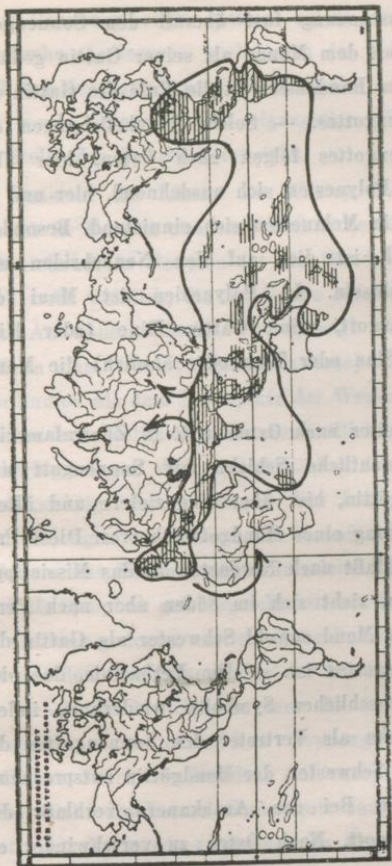
Sonne ♂, Mond ♀ = Ehepaar.

Die schlichte und einfache Aufgabe ist die, die geographische Verbreitung eines anthropomorphen Sonnengottes festzustellen — das

heißt nicht nach Mythenauslegung, nach Interpretation —, sondern direkt nach der Aussprache der Mythe selbst.

Gehen wir aus von Indien. Hier sind mehrere Sonnengötter vorhanden. Vor allem Surya (Sonne) selbst. Sodann Savitar, bei dem die Sonnennatur wenigstens einen Teil seines Wesens ausmacht. Auch der große Kämpfer Indra hat unverkennbare Züge eines Sonnengottes. Noch bei anderen Göttern finden sich Eigenarten, die an Sonnengötter gemahnen können, jedoch herrscht hierüber unter den Indologen Uneinigkeit oder allgemeine Skepsis und es empfiehlt sich nur solche Götter zu nennen, deren Beziehung zur Sonne unbestreitbar ist. Schreiten wir über die indische Grenze nach Osten, so begegnen wir in China der Sonne, die das männliche Prinzip darstellt, während der Mond dem weiblichen Prinzip, Erde, Wasser und so weiter (also yin) entspricht. Weiter nach Nordosten dürfen wir nicht gehen. In Japan stoßen wir schon auf eine Sonnengöttin.

Auf den Hinterindien vorgelagerten Inseln zeigt die den jüngeren Schichten untergelagerte



Karte 6. Zone der solaren Gestirbetrachtung: Sonne ♂ ; Mond ♂ = Gatten.

Altanschauung fast überall den Sonnengott, der mit dem Monde als seiner Gattin gedacht ist. Im Bandameer ist die Erde die Gattin des Sonnengottes. — Solche Verehelichungen des Sonnengottes folgen nach Osten, hier über ganz Polynesien sich ausdehnend, hier und da auch in Melanesien sich einnistend. Besonders typisch ist dies auf den Neuhebriden und Banksinseln. In Polynesien ist Maui der Sonnengott, seine Gattin Hine (oder Hina oder Sina oder Tina oder ähnlich) die Mondfrau.

Weiter nach Osten tritt in Zentralamerika eine deutliche Schicht mit Sonnengott und Mondgöttin, hier über eine tiefere und ältere Verehrung eines Mondgottes hervor. Diese Provinz erfaßt nach Nordosten zu das Mississippibecken, zieht sich im Süden aber nach Peru, wo der Mond sowohl Schwester als Gattin des Sonnengottes ist. — Ein Verhältnis, das sich in menschlicher Symbolik wiederholt, indem der Inka als Vertreter des Sonnengottes die eigene Schwester, der Mondgöttin entsprechend, ehelicht. Bei den Araukanern verblaßt der Sonnengott. Nach Osten zu verschwindet er.

252

Koch-Grünberg sagt: „Eine solche anthropomorphe Auffassung (wie noch in Bolivien und Ost-Venezuela) ist in Südamerika selten.“ Ich werde zeigen, welche eigenartige Bildung an Stelle des Sonnengottes tritt.

Nunmehr die Länder im Westen Indiens. Da ist in Persien zunächst Mithra der Sonne nahestehend. In Babylon ist die Mondgottheit doch wohl weiblich, die der Sonne stets männlich. An anderer Stelle wird gezeigt werden, daß in dem Gebiet Kleinasien-Mesopotamien-Nordindien als dem Schauplatz der Wende vom Mythos zur Religion selbstverständlich dichte Ueberlagerungen der mythologischen Altgüter berücksichtigt werden müssen. Die Tendenz zu Paarbildungen von Göttern, die besonders Friedrich Jeremias, Meißner und andere betont haben, darf als Symptom geistesgeschichtlicher Sonderentwicklung gedeutet werden. Diese Paarbildung hat mit dem Zwillingsgebilde der fossilen Kultur anscheinend nichts zu tun. In Aegypten entspricht dem männlichen Sonnengott die weibliche Form des Mondes. Auf europäischer Seite reicht die Formel Sonnengott und Mondgöttin bis Tartessos (Avienus). In Frankreich

und England ist die männliche Sonne noch erhalten. In Deutschland kommen wir wie in Japan in das Gebiet der weiblichen Sonne und des männlichen Mondes.

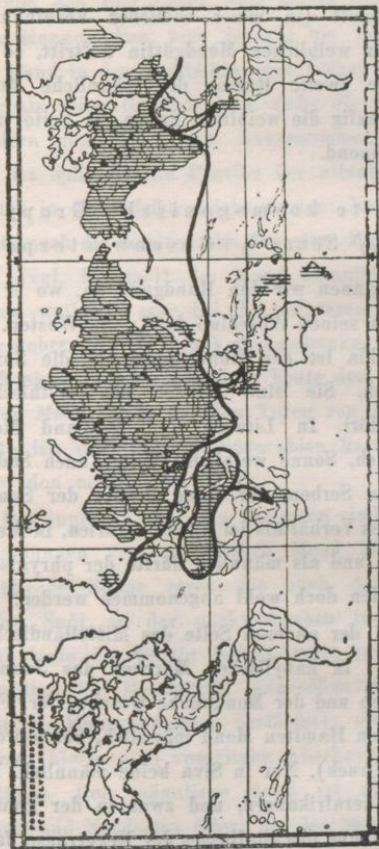
Bis an das Mittelmeer ist in Nordafrika, mit Ausnahme Aegyptens, die Sonne weiblich, der Mond männlich. Eine männliche Sonnengotttheit gepaart mit weiblichem Mond findet sich dann nur noch als klar ausgesprochenes Belegstück der atlantischen Kolonialkultur (also aus dem Mittelmeer stammend).

Ziehen wir das Gesamte ins Auge, so wird ein klares Bild der Verbreitung erkennbar. Von Südasien aus faßt die Anschauung auf den Inseln des Pazifischen Ozeans Fuß, gewinnt nach Osten Mittelamerika (mit nördlichem und südlichem Anschluß) und nach Westen über Land die nördlichen Randländer des Mittelmeeres und — zur See N.W.-Afrika umfahrend — die atlantische Provinz dieses Erdteiles.

III.

(Hierzu Karte 7)

Wenden wir uns nunmehr der zweiten Gruppe zu. Wenn in der ersten der männliche



Karte 7. Zone der lunaren Gestirbetrachtung: Mond ♂ ; Sonne ♀ = Geschwister.

Sonnengott (in meist ehelicher Verbindung) mit der weiblichen Mondgöttin auftritt, so ist für die zweite Region der männliche Mond, dem häufig die weibliche Sonne zur Seite tritt, bezeichnend.

Zweite kosmogonische Gruppe:
Mond ♂ Sonne ♀ = Geschwisterpaar.

Beginnen wir den Rundgang da, wo er im vorigen seinen Abschluß fand: im Westen. In der Edda ist der Mond männlich, die Sonne weiblich. Sie sind Kinder des mythischen Mundilföri. In Litauen und Rußland Mond männlich, Sonne weiblich. Weiter nach Süden, bei den Serben, der Mond Bruder der Sonne. Gleiches Verhältnis im alten Bulgarien, in Mazedonien, und als männlich dürfte der phrygische Gott Men doch wohl angenommen werden.

Auf der anderen Seite des Mittelländischen Meeres: in kabyischen Märchen das Sonnenmädchen und der Mondknabe Geschwister. Fast bei allen Hamiten Mond männlich, Sonne weiblich (Struck). Nur in Siva beide männlich. Bei den Innerafrikanern, und zwar in der ganzen Ausdehnung des Einflusses der Negerrasse, fand

ich von den Bewohnern Aïrs bis in das südliche Kongobecken, vom Senegal bis zum Nil den Mond in der Vorstellung der Völker männlich, als seine Geliebte aber nicht die Sonne, sondern den Venusstern. Ausgenommen hiervon ist lediglich die Provinz der atlantischen Kultur in Westafrika (siehe voriges Kapitel).

Danach die Semiten. Bei den alten Hebräern war (vgl. Hommel) der Mond männlich, die Sonne weiblich, erst bei den jüngeren ist es umgekehrt. Die syrische Volksanschauung kennt nach eigener Erfahrung noch heute den männlichen Mond. Auch vor den Toren von Medina hörte ich davon. Ganz Südarabien hatte von jeher den männlichen Mond.

Das innere Asien. Den Mongolen sind heute Erzählungen vom männlichen Mond und der weiblichen Sonne eigen, die auch Altindien kennt, Saçi, in der nachwedischen indischen Mythologie die Gattin Indras, kann etwa als ursprüngliche Mondgöttin angesehen werden (von E. Kuhn mündlich bestätigt); vielleicht kommt hierin eine vorarische Anschauung zur Geltung. Der männliche Mond ist aber in Inner- und Nordasien älter: bei den Samojuden
Frobenius, Bd. VII. 9

heißt der Mond „der Alte“, bei den Ostjaken „der Greis“ (Pott). Und bei den Japanern treffen wir das Geschwisterpaar: Ama Terasu, die Sonnengöttin, und Tsuki-jomi, den Mondgott.

Reste der alten Schicht, die in Indien unter der durch den männlichen Sonnengott charakterisierten liegt, sind als Einzelercheinungen, richtig trümmerartig, auch in Ozeanien zu finden — immer als Unterlagerungen —, auf Borneo wie auf Nias, den Neuhebriden wie auf Fidji. An der Süd- und Südostküste Australiens ist auch die Sonne Weib eines männlichen Mondes. Im nächsten Abschnitt werde ich darauf hinweisen, daß hier aber noch älteres Kulturgut vorliegt.

Nun von der Ostlandmasse. An der Beringstraße nach Osten zu Mond männlich, Sonne weiblich, meist beide Geschwister: so bei allen Nordwestamerikanern von den Tlinkit bis Kalifornien, bei Eskimos wie bei Grönländern — das heißt also bei allen Polarvölkern. Dann aber auch bei den nach Süden anschließenden Rothäuten.

Gerade die nordamerikanische Geschlechtung

der beiden Himmelskörper muß dazu führen, einige dieses Verhältnis charakterisierende Mythen anzuführen, die nach dieser Richtung reichen Aufschluß geben. Zunächst die mit dem „Handabdruckmotiv“. Eine Form der Eskimo lautet: Im Anfange lebten zwei Geschwister, die sehr schön waren, der Bruder ebenso wie die Schwester. Der Bruder liebte die Schwester. Heimlich kam er nachts, wenn es dunkel war, zu ihr. Sie wußte nicht, wer ihr Geliebter war. Also bestrich sie eines Nachts dem Geliebten, der es nicht merkte, das Gesicht mit Ruß. Als die Sonne aufgegangen war und es licht wurde, traf sie ihren Bruder, sah das geschwärzte Gesicht und erkannte mit Entsetzen, daß ihr Geliebter der eigene Bruder war. Sie floh. Der Bruder verfolgte sie. Er verfolgt sie bis heute. Er kann sie aber nicht erreichen (Petitot). — Die Schwester ist die Sonne, der geschwärzte Bruder der Mond.

Diese Geschichte vom blutschänderischen Mond ist durch den größten Teil von Nordamerika verbreitet. Wir treffen sie wieder im deutschen Märchen (Grimm) und bei den Turkstämmen (Radloff IV 275/6). Hier ist ent-

sprechend der Nordregion der Mond der Bruder, die Sonne die Schwester. In dem im vorigen Abschnitt behandelten Gebiet des prädominierenden Sonnengottes kehrt sich das Verhältnis um. Wenn in Polynesien Maui, auch Bruder des Mondmädchens, mit seiner Hand den Mond verdüstert — oder wenn im nördlichen Amazonengebiet und bei Panama das Mondmädchen nachts heimlich den Sonnenbruder besucht und dieser ihr das Gesicht schwärzt (Mooney), so ist das die klare Umkehrung im jüngeren solaren Gebiet.

Ein verwandtes Motiv ist im Anschluß an eine Handabdruckmythe leicht zu erkennen, seine Verbreitung außerordentlich wichtig. — In einer in Nordostamerika weit verbreiteten Mythe entdeckt das junge Mädchen, das nachts den unbekanntem Geliebten mit dem Handabdruck gezeichnet hat, daß der Geliebte tagsüber ein Hund ist. Das einfache Mittel, den Geliebten von seiner Verwandlung zu befreien, besteht darin, daß es im Augenblick, wo er das Hundefell abgelegt hat, dieses ergreift und schnell verbrennt. Das ist dann die Mythe vom „Hautverbrennen“. Auch hier wieder ist das

260

Mädchen die Sonne, der Bursche der Mond. Die Mythe ist schon von Benfey und Kreuzwald auf ihre Verbreitung in der alten Welt untersucht worden. Sie ist über die gesamten nördlichen Landmassen — d. h. entsprechend der Vorherrschaft des männlichen Mondes — nachweisbar. In den Gegenden der solaren Mythologie wendet sich dagegen ihre Verwertung. Das Gewand einer Schwanenjungfrau, einer verwunschenen Prinzessin usw. wird verbrannt. Das sind sekundäre Formen.

Das Gesamtbild: die nördlichen Landmassen sind in der Mythologie belebt von einem männlichen Mond und einer weiblichen Sonne. Wie im solaren Gebiet Mond und Sonne Gatten, so sind sie in diesem nördlichen lunaren Geschwister. Die Verbreitung reicht aber nicht etwa nur bis an die Grenze des solaren Gebietes, sondern mit Trümmern älterer Natur in dieses hinein oder setzt sich (wie besonders im Mittelmeerbecken) auf der anderen Seite des solaren Gebietes fort — das heißt sie verrät höheres Alter. Die solare Mythologie hat die lunare entweder, wie in Zentralamerika, an einigen näher nach Süd-

asien zu gelegenen Gebieten und in Indien überlagert oder diese lunare, wie am Mittelmeer, durchbrochen.

Wichtig ist, daß im negroiden Afrika zwar der Mond auch männlich, seine Geliebte aber nicht die Sonne, sondern der Stern Venus ist.

IV.

(Hierzu Karte 8)

Knüpfen wir an diese letzte Tatsache an! Wir sahen im Nordosten Afrikas (Aegypten) sowie im atlantischen Küstengebiet vorherrschen der solaren Weltanschauung, den Sonnengott und die Mondgöttin. Aegypten liegt auf der Bahn dieser Mythologie, auf deren Weg — in welcher Richtung er auch verlaufen ist. (Von O. n. W. oder von W. n. O.) Die atlantische Mythologie dagegen ist kolonial. Fernerhin erschloß sich, daß die hamitische Kultur mythologisch derjenigen der Nordlandmassen entspricht, d. h. ein männlicher Mond ist mit einer weiblichen Sonne verschwistert. Demgegenüber aber ignoriert die Kultur der eigentlichen Negerländer das Geschlecht der Sonne und macht den Stern Venus zur Geliebten

262



Karte S. Das Geschlecht der Gestirne in der fossilen Kultur;
 Mond ☾; Sonne ☀ = Zwillingenbrüder.

eines männlichen Mondes. Also gibt es außer der nördlichen lunaren noch eine südliche lunare Mythenbildung, deren Spuren nunmehr aufzusuchen sind.

Dritte kosmogonische Gruppe:

Mond ♂, Sonne ♂ = Brüder.

Einige Galla erzählten mir in Abessinien, daß in ihrem Lande einige alte Leute meinen, Sonne und Mond seien Brüder. Friedrich J. Bieber bestätigt dies gewissermaßen, indem er mitteilt, daß sowohl der Mond wie die Sonne sächlich seien. Vielleicht lebte auch im alten Aegypten noch ein solcher Rest; denn nach Plutarch sollen die alten Aegypter im Mond Hermes, in der Sonne Herakles sehen. (In der Tat war auch der Mondgott männlich.) Baumann berichtet, daß nach Ansicht der Wambugwe Sonne und Mond Brüder sind. Daß die Buschmänner, die einzigen uns noch bekannt gewordenen Bewohner der Südspitze Afrikas, sowohl den Mond als die Sonne für einen Mann erklären, hat schon Bleek 1875 festgestellt. Otto Egers verdanken wir die Ergänzung, daß Sonne und Mond Brüder sind.

264

— Wir haben also eine dritte Anschauung, die in Afrika ihrer heutigen Verbreitung nach als eine aussterbende, ganz alte bezeichnet werden muß.

Das zweite Hauptgebiet abgeschobener Kulturen, das Festland Australien (Neuholland), ist vollkommen vom männlichen Mondgott beherrscht, neben dem im südöstlichen Randgebiet, das auch sonst Spuren jüngerer Einflüsse zeigt, eine weibliche Sonne auftaucht. Reverend J. G. Clarence teilte mir nun 1904 mit: Die Anschauung, daß Sonne und Mond Brüder sind (hier und da sogar Zwillinge), ist im inneren westlichen und nördlichen Australien durchaus häufig. Eine ausgiebige Mythe war nicht zu erlangen.

Das entsprechende dritte Gebiet der fossilen Kultur ist (vgl. 2, VII) Südamerika. — Zusammenfassend sagt Kriekeberg (in der neuen Auflage der Buschanschen Völkerkunde), daß Mond und Sonne in Südamerika die wichtigsten mythenbildenden Faktoren sind, daß die beiden Gestirne meist durch Kulturheroen ersetzt werden, die unter mehr oder weniger leichter Verhüllung die Eigenschaften von Mond- und

Sonnenwesen tragen und daß sie oft als Zwillingpaar mit deutlichen Beziehungen zum Nacht- und Tagesgestirn erscheinen. Ich habe in der Literatur über die alten Stämme Südamerikas westlich der Anden kein Volk gefunden, bei dem nicht diese Gestirne als männlich erachtet wurden, eine große Menge von Belegen aber für ihre Zwillingbrüderschaft. Eine sehr schöne Reihe von Bestätigungen ist allein von Koch-Grünberg in seiner Sammlung südamerikanischer Märchen zusammengetragen worden. — Möglicherweise sind die im nördlichen Amerika nicht seltenen Zwillingshelden hierher zu rechnen und als solche, wenn auch unter jüngerem Einfluß, umgebildete Reste der hier am Ostrand der Landmassen erhaltenen Altkultur.

Jedenfalls spricht ein recht beachtenswertes Material und Verbreitungsfeld dafür, daß hierin die Reste der fossilen Kultur weit nach Süden, auf den Südspitzen der Landmassen, erhalten sind.

V.

Die Karten lehren uns also, daß mindestens drei verschiedene Arten der Auffassung vom Geschlechte von Sonne und Mond entscheidende Bedeutung gehabt haben. Da auf die Südspitzen der Erdteile verschoben, erscheint die Anschauung von der männlichen Art des Mondes wie auch der Sonne als die älteste, in ihrer Erhaltung als die fossile. Die großen Landmassen im Norden sahen und sehen den Mond als männlich, die Sonne als weiblich an. Die pazifischen und mediterranen Randkulturen dagegen sehen die Sonne als männlich und den Mond als weiblich, ihr Verhältnis zueinander aber als das eines Gattenpaares an.

Die Verbreitung dieser drei Ansichten bezeichne ich als symptomatisch für die fossile, die lunare und die solare Weltanschauung. Von diesen gehört die erste und zweite den Landkulturen, die dritte aber den Kulturen des Seeverkehrs an. Im nächsten Abschnitt werden wir uns mit der Frage zu beschäftigen haben, inwieweit diese Kultursymptome nicht nur Ausdrucksformen

und Konsequenzen der oben geschilderten Lage der Land- und Meeresmassen an sich und zueinander sind, sondern welche Folgerungen für die Probleme und zum Verständnis der Physiognomie der Kulturformen sie gewähren.

5. Der Raum der solaren Kulturperiode.

I. Kulturintensität ausgedrückt durch Kartogramme.
II. Der männliche Sonnengott und die spinnende Mondgöttin. III. Die Mythe vom Weltel. IV. Die Welteimythe als Ergebnis eines Erlebnis- und Vorstellungskomplexes.
V. Kartographische Kongruenz des kulturell Zusammengehörigen. VI. Die Verbreitung des Tierkreisalters.

I.

(Hierzu Karte 9)

Indem ich die Summe der im vorigen Kapitel gewonnenen Ergebnisse zu einem Kartenbild zusammenfasse, soll festgestellt werden, was aus diesem spricht.

Zunächst sind die hier niedergelegten Tatsachen nur Einzelheiten, Einzelercheinungen. Sie gewinnen jedoch einen Sinnwert dadurch, daß sie einerseits geschlossen in klar um-



Karte 9, Gesamtbild der Lagerung der verschiedenen Betrachtung der Gesteine. I Innar, II solar, III fossill, IV Innar, aber nicht Sonne, sondern Venus (elbte des Mondes).

schriebenen Räumen auftreten und sodann dadurch, daß diese Raumverteilung eine ganz bestimmte Abhängigkeit von den Eigenarten der Raumverteilung verrät. Hierdurch verliert die Verbreitung den Eindruck der Zufälligkeit. Wenn es sich hier also auch nur um tatsächliche Einzelheiten handelt, so werden diese infolge ihrer konstruktiven Verbundenheit mit den Eigenarten der Erdoberfläche zu Symptomen. — Dies das erste.

Zum anderen sind einige wesentliche Unterschiede der — sagen wir gleich das entscheidende Wort — kulturellen Intensität wahrnehmbar. Die nach Süden abgeschobenen und wesentlich nur hier als vorwiegend erscheinenden Tatsachen sind arm, spärlich, lebensschwach. Sie leben nicht nur hier, sondern ein Ueberblick über die Nordräume zeigt häufig letzte Reste, Umbildungen, Wertungen dessen, was hier im Süden kümmerlich erhalten ist. (Ich erinnere hier an viele — nicht etwa alle — in Nordamerika ebenso wie auf den Westlandmassen auftretende Zwillingsgötter.) Demgegenüber erweist sich das Tatsachenmaterial der Nordlandmassen als

wichtig, einheitlich, stark, unverbraucht — besonders nach Norden zu. Aber es ist nicht auf die Nordmassen beschränkt. Es ist tropfenweise auch im ozeanischen und mittelamerikanischen Gebiet vorhanden und vertritt hier ein älteres Dasein. Die jüngere solare Anschauungswelle hat hier die älteren lunaren Klippen überrollt. Im Westen ist das Bild ein anderes. Hier hat die Woge mit ihrem Weg über Babylon, Aegypten, Mittelmeer bis England das Gebiet der lunaren Anschauung durchbrochen, hat ein vordem Zusammenhängendes auseinandergerissen. Die Untersuchung der kulturellen Intensität zeigt also Archaismus, Lebensschwäche, Verstreutheit, Vereinsamung als das eine, und Lebenskraft, Uebermacht, Geschlossenheit als das andere. Das nun heißt, daß die kartographische Sprache hier von Vorgängen spricht.

Diese Vorgänge sind zweierlei Natur. Alter hier und Jugend dort sind dem Sinne nach senkrecht. Ausdehnungsverschiedenartigkeit ist dagegen wagerecht. Das Senkrechte und Wagerechte eines Kultursymptoms ist zusammengehörig und stellt den Status quo einer dazu

gehörigen Kultur und damit die Grundlage ihrer Physiognomik dar. Um dies zu zeigen, wird es notwendig sein, noch weitere derartige Symptome aufzusuchen.

II.

(Hierzu Karte 10)

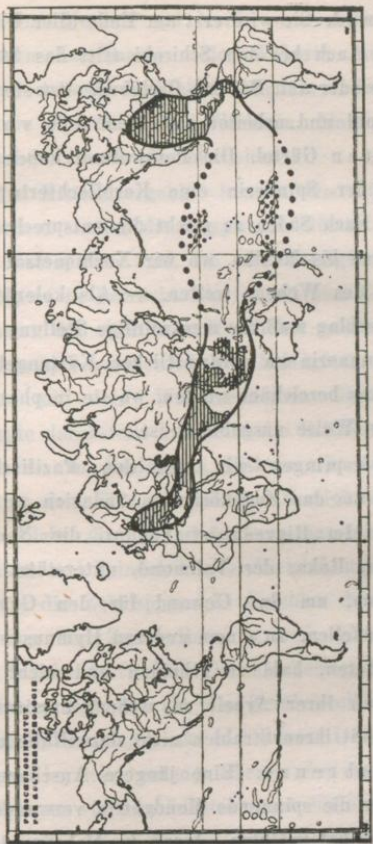
Behalten wir unser Ziel im Auge: den Zusammenhang zwischen niederen und hohen Kulturen, d. h. des Unter- und Oberbaues der Kultur überhaupt zu verstehen. Das Kartenbild, das ich oben gab, charakterisiert die Beziehung der Symptome einiger (die äquatoriale 2, VIII. ist hier nicht zum Ausdruck gekommen und muß heute trotz ihrer sonstigen Bedeutung zurücktreten) Kulturen, und zwar sowohl nach Schicht wie nach Raum. Unter ihnen soll eines bevorzugt werden, und zwar naturgemäß dasjenige, dessen Untersuchung von vornherein Aussicht auf Erreichen unseres Zieles bietet. Dem Sinne seines Gehaltes wie seiner Ausdehnung nach kann nur das jugendstarke und ausbreitungsklare Symptom der Kultur des jungen Sonnengottes in Betracht kommen.

In Verbindung mit dem männlichen Sonnengott und der dazugehörigen weiblichen Mondgöttheit steht nun eine ganz außerordentlich große Anzahl von Motiven, von denen hier als Beispiele nur zwei herausgegriffen werden sollen.

Wenn das Paar, Sonnengott und Mondgöttin, wirklich zusammengehört — als Paar und als Gatten —, dann muß außer der Geschlechtsbestimmung auch weiteres an Uebereinstimmung gleiche Verbreitung haben. Ich ziehe zunächst die Mondgöttin, die Mondfrau, in den Kreis unserer Betrachtung und wiederhole, bzw. ergänze das, was ich gelegentlich schon früher („Zeitalter des Sonnengottes“) betonte.

Diese „Frau Mond“ ist vielfach eine „Frau im Monde“. Sie ist charakterisiert durch eine Tätigkeit: sie spinnt, flicht oder webt. Ich stelle hier das Wichtigste zusammen und beginne den Rundgang in den Ostmassen, in Amerika. — Nach der Algonkinmythe sitzt im Monde eine Frau, die ein Stirnband webt. Eine neben ihr sitzende Katze zerreißt aber je einmal im Monat den Faden, so daß sie nie

274



Karte 10. Die Spinnerin oder Weberin im Mond; in Ozeanien (punktiert) eine Frau,
die Taparindenstoffe klopft.

fertig wird. Sie wird erst am Ende aller Dinge fertig. Auch bei den Schiroki tritt das Stirnband wieder auf. Bei den Oschibwä sitzt sie am Webstuhl und arbeitet an einem nie vollendeten Gürtel. Die Potowotami haben an Stelle der Spinnerin eine Korbflechterin im Mond. Nach Süden zu reicht die entsprechende Mondfrau bis Mexiko, wo wir Xochiquetzal als Göttin des Webens treffen. — Als kolonialer Niederschlag muß die merkwürdige Stellung der Mondspinnerin im nordwestlichen Küstengebiet Amerikas bezeichnet werden, wo sie in phantastischer Weise ausgebildet ist.

Überspringen wir erst den Pazifischen Ozean, um das Zugehörige in Südasien zu erfassen. Im Rigveda ist Vayanti die Nachtweberin, Raka, der Vollmond, unterstützt sie bisweilen, um das Gewand für den Gatten fertigzustellen. In einem anderen Hymnus wird sie gebeten, bald zu scheinen und nicht zu lange an ihrer Arbeit zu weben, damit die Sonne mit ihren Strahlen nicht darauffalle und sie verbrenne. Eine jüngere Anschauung hat hier die spinnende Mondgöttin verwandelt. Ähnlich hat in China—Japan das Uebergewicht

276

der vom Norden und Nordwesten abhängigen lunaren Landmassen die Weberin mit der Sonne zusammengebracht. Aber in Indonesien ist die Spinnerin und Weberin, klar ausgesprochen, im Monde lokalisiert.

Im Mittelmeergebiet kommt von altersher zunächst einmal die ägyptische Göttin Neith, die Göttin von Sais, die alte Mondgöttin der Ägypter in Betracht. Sie ist mit dem Schleier bedeckt, den noch kein Sterblicher gelüftet hat. Dementsprechend wird die Mondgöttin Neith stets mit dem Weberschiffchen über dem Haupte dargestellt und heißt die Erfinderin des Webens. In Kleinasien Ilithia die webende Mutter des Eros, die andere Mondgöttin, die das Licht der Sonne hervorbringt und mit Rocken und Spindel dargestellt wird, und nicht zuletzt die Zeit spinnende Arachne, deren Beziehung zur Zeitbestimmung und -gliederung W. Schultz feststellte. Die achtbeinige Spinne in ihrem Netz hat als alte Zeitdarstellung mit lunarem Ausgangspunkt und solarer Umbildung (die 8! siehe unten) ebenso im östlichen Mittelmeer wie im südostasiatischen Gebiet und Indonesien klare Formen gewonnen.

In Europa die Mören, Parzen und Nornen. Berta, die Spinnerin, die in den Mond versetzt ist, trat wohl an die Stelle Freyas. In der märkischen Sage ist eine Frau in den Mond versetzt, weil sie am Sonntag gesponnen hat, in anderen, weil sie nach Sonnenuntergang spann. In deutschen wie in italienischen Volkserzählungen verschenkt der Mond Spinnräder. Um ein wesentliches Spezialelement der Sage zu wiederholen, kehre ich nach dem Süden zurück. Proserpina, die Bringerin des Lebens und des Todes, die Eröffnerin und Würgerin, webt das Kleid der Toten. Die edle Penelope reißt in nächstlicher Stunde das große Gewebe wieder auf, das sie am Tage gesponnen. Die dritte Norneschneidet regelmäßig den gesponnenen Lebensfaden wieder ab. Der webenden Mondgöttin wird das Gewirk immer zerrissen, in Nordamerika von einer Katze, in Indonesien von einer Ratte, in Indien wird es von der Sonne beseitigt. — Uralte Fabeln vom Ursprung des Todes, die aus der lunaren Zeit stammen, finden so in der solaren ihre natürliche Umbildung.

Soweit der bedeutungsreiche Gehalt einer
278

Fabel von der Mondgöttin. Nun das hier ebenso wichtige Problem der Verbreitung.

Die spinnende oder webende Mondgöttin ist über die entsprechenden Landmassen des Westens, der Ausdehnung frühsolarer Kultur-elemente entsprechend, ebenso ausgebreitet wie über die des Ostens. Dazwischen, d. h. auf der polynesischen Brücke, fehlen die Belege. Aber im eigentlichen Polynesien wird weder gewebt noch überhaupt gesponnen. Hier wurden zur Zeit der Entdeckung nicht gewebte Kleider, sondern aus Rinden geklopfte Stoffe getragen. Dementsprechend ist hier eine Frau Ina, Sina oder Hina in den Mond versetzt, die hier Rindenstoffe klopft.

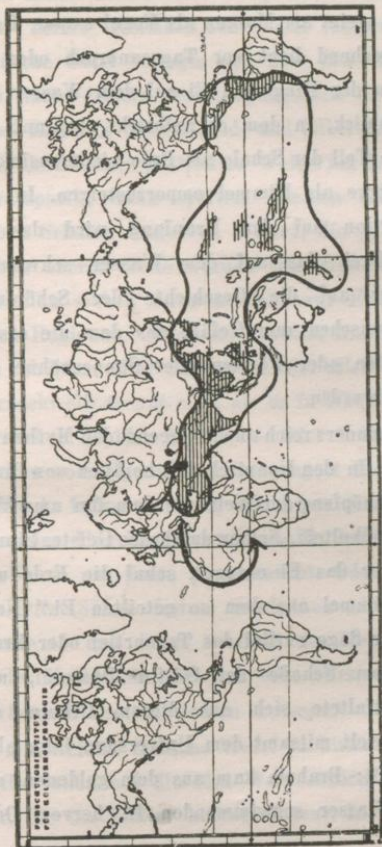
Diese Tatsache ist für die Beantwortung der verschiedensten Fragen von großer Wichtigkeit. Zunächst ersieht man hieraus, daß die Weberei in dieser solaren Zeit von Asien über Polynesien nach Amerika gewandert ist. (Inzwischen hat auch W. Schmidt aus technischen Analogien heraus diese Schlußfolgerung gezogen.) Dann aber erscheint hier klar und unverkennbar eine Eigenart der Kultur auf den Inselbrücken: die Tendenz zum Verlust und

Ersatz infolge Vereinsamung und Isolierung. So wie in dieser Technik und Mythe den Weg über Polynesien als Glied der Ueberführung solarer Kultur nach Mittelamerika und sogar zu den Primitiven Nordwestamerikas fanden —, auf der Brücke Polynesiens aber die Verbindung nicht lebendig zu erhalten vermochten, ebenso hat es in unendlich vielen anderen Dingen stattgefunden. Das Gebiet der vielen kleinen Inseln war Brücke, hatte als solches große Bedeutung, ist aber auch ein solches der Verarmung und des Absterbens. Polynesien bedeutet die Nabelschnur zwischen der Mutterkultur Südasiens und der Kulturkindschaft Nordamerikas in solarer Periode.

III.

(Hierzu Karte 11)

Das Bild der Ausdehnung solarer Mythologie soll noch eingehendere kartographische Klärung erfahren und demnach mit einem weiteren Motiv ergänzt werden. Ich wähle hierfür die Ausarbeitung des von mir schon früher skizzierten Materials der Mythe vom Weltei.



Karte II. Die Weltmythe.

Der Inhalt dieser Mythe besagt etwa: Die Sonne steigt am Morgen als Vogel empor. Dem entsprechend liegt vor Tagesanbruch oder im Beginn der Dinge ein Ei auf dem Wasser. Im Augenblick, in dem es aufbricht, beginnt der untere Teil der Schale als Erde niederzusinken, der obere als Himmel emporzusteigen. In der Projektion auf den Uranfang wird das Ei zum Urei, das auf dem Wasser schwimmt, in der auf die Geschichte der Schöpfung des Menschen zum Gefäß, aus dem die ersten Menschen oder Fürsten oder Sonnensöhne geboren wurden.

Besonders reich an entsprechenden Mythen ist Indien. In den Upanishaden heißt es von Brahmas Schöpfung der Welt aus dem ihn umschließenden Weltei: „Selber durch des Geistes Sinnen teilte er das Ei entzwei, schuf die Erde und den Himmel aus dem so geteilten Ei.“ Nach anderer Sage entfiel das Trimurtiei oder Brahma dem Schoße der Göttin Bhavani, und es entfaltete sich aus diesem Urkeim die Götterwelt mitsamt dem Universum. Oder aber es heißt: Brahma kam aus dem goldenen, auf dem Wasser schwimmenden Ei hervor. Oder

nach Manus Lehre: Der Ewige schuf durch die Kraft seiner Gedanken zuerst das Wasser; der göttliche Geist bewegte sich über den Wellen, und darin gerann der Zeugungsstoff in Form eines Eies; in diesem gold- und silberstrahlenden, vierzehnfach gestreiften Weltei lag Brahma (Prajapati); dann spaltete Brahma das von sieben Schalen umgebene Weltei; die goldenen sieben oberen Teile wurden zum Himmel, die silbernen sieben unteren Teile zur Erde mit ihren Regionen. Oder: aus Purusha Narayanas, des Schöpfers aller Gottheiten oder aller Wesen Stirnschweiß trennt sich, als er in Nachdenken versunken ist, das Weltei. — Oder endlich die Mythen vom eigentlichen Sonnengott Indra betreffend: Indra zerbricht mit seiner Stärke die Eier des Ungeheuers und schafft damit, daß die Sonne aus ihnen herauskommt. Oder aber: Die vier Söhne Indras erscheinen als Egeborene — und damit ist dann der Uebergang zu der Mythe der Urfürsten oder Fürstennahmen als Sonnensöhne für Indien erwiesen.

Die weitere indische Welt: In birmanischer Mythe fallen auf die fünf Wasserlinien Vogeleier, die die Götter hervorbringen. In Assam

wird Himmel und Erde aus dem Urei gebildet, leiten die Rajas, die Fürsten von ihm ihre Entstehung her. In Annam Ursprung der Menschen aus dem Ei. Bei den Battak drei Eier, aus denen ein Knabe und zwei Mädchen auschlüpfen. Auf Sumatra entstammen Adam und Eva, aber auch die Gestirne und das Weltall dem Urei. Auf Java schafft Gott die Gestirne aus dem Weltei. Aus Dracheneiern entstanden die Könige von Ternate, Tidore und Batjan. Bei Dajak ein aus Fruchtbäumen wachsendes Urei — dann Mann und Weib aus zwei Eiern —, dann Mann, Weib, später Keime von Pflanzen und Tieren aus sieben Ureiern usw.

In China hat sich die Welt aus eiförmigem Chaos entwickelt; das Ei schwamm aus der Tiefe des Urmeeres empor, bis es sich zu einem Kontinente ausdehnte. Nach japanischer Anschauung rollt ein Stier, mit seinen Hörnern stoßend, das Schöpfungsei vor sich her, bzw. aus dem Urmeer empor. Das Chaos selbst nahm die Gestalt eines ehemaligen Eies an, und darin wogten die Gewässer wie ein Meer. Es trug die Keime aller Dinge in sich. Das Licht und das Reine hoben sich nach oben und wurden zum

Himmel. Das Schwere und Dunkle schlug sich nieder und verdichtete sich zur Erde.

Von Indien aus nach der anderen Seite: In Persien läßt die zoroastrische Kosmogonie das in Zarvana akarana (in der ungeschaffenen Zeit) hervorgegangene Schöpfungssei durch das Horn des Weltstieres eröffnen und daraus Ormuzd und Ahriman (Ahriman der zwiespältige Schöpfer als erster) herauskriechen. Nach Plutarch durchbohrten andererseits Ahrimans Götter das Ei des Ormuzd. Die westasiatische Mythe läßt im Anfange ein wundergroßes Ei vom Himmel in den Euphrat fallen, Fische es ans Ufer tragen, eine Taube dasselbe ausbrüten und die syrische Göttin daraus hervorgehen. Von Babylon reicht solche Mythe bis nach Phönizien.

Am nächsten der persischen Tiefenform kommt aber in dieser Richtung Aegypten. Nach alter Mythe hatte Kneph, der erstgeborene Lichtgeist oder das geflügelte Wort, dessen Bild eine kreisförmig gewundene Schlange ist (auch in Indien liegt die Welt Schlange um das Urei), er, der unerzeugte und unvergängliche Gott, die Welt in Form eines

Eies aus seinem Munde hervorgebracht, worauf Buto, die Gottheit des Dunkels, dasselbe zur Pflege erhielt, bis daraus Ptah, der Weltbildner, entstand und aus seiner Schale das Weltall formte. In Theben und Philae ist Ptah abgebildet, an der Töpferscheibe sitzend, das Ei bildend. Die Unterschrift lautet: „Ptah Tamen, der Vater der Anfänge, das Ei der Sonne und des Mondes bewegend.“ Auch wird gesagt, daß, nachdem Ptah, der „Uranfängliche“, erst das Ei geschaffen und es dann zerschlagen habe, Sonne und Mond hervortraten.

Um am Mittelmeer abzuschließen: Aus dem Ei der Leda entstanden Nemesis und Helena. Dazu die Orphische Lehre. Nach Aristophanes ist Eros aus einem nachts vom Winde befruchteten Ei hervorgegangen.

Wenn wir uns nun weiter im Gebiet der Westlandmassen umsehen, so haben wir hier noch zwei Gebiete und entsprechende Gestalten der Mythe vom Urei zu berücksichtigen: 1. die vom Mittelmeer nach Westafrika getragene Erzählung vom Urei auf dem Urmeer (bei Yoruba, Fan und Bakongo), 2. die finnischen (und einige estnische) Formen. In der Kale-

286

wala fallen die Eier zum Meeresboden herab, zerschellen, und aus ihren Bruchstücken macht Wäinämöni den Himmel, Mond und Sterne. Oder aber: aus dem von einem Hühnchen ausgebrüteten Ei ist Linda, die Gattin des Kalew und die Mutter des Kalewsohnes, hervorgegangen.

Auf diese beiden äußersten, am weitesten von Westasien vorgedrungenen Formen weise ich deshalb besonders betonend hin, weil ihre Beziehungen zum Ausgang außerordentlich lehrreich sind. Die westafrikanischen sind isoliert, der Verbreitung nach abgeschnitten. Zwischen der Heimat und ihrer Niederlassung liegt das Meer. Die Küste liegt der Küste gegenüber. Nach Finnland wanderte die Mythe aber über Land. Dazwischen liegt wenig zugehöriges Sagengut. Und doch läßt sich durch die Sitte nachweisen, daß die Mythe aus südasiatischem Quell einst hierher floß und das dazwischenliegende Land für einige Zeit weithin überflutete. Zum Andenken an die Weltgeburt aus dem Ei beschenken die Perser sich im Frühjahr mit bemalten Eiern. Auch im chinesischen Frühlingsfest spielt das Ei eine

bedeutsame Rolle. Die schön bemalten Eier sind auf dem Balkan ebenso berühmt wie in Ungarn und Polen. Das Osterei ist bei den Alt-slaven ebenso bekannt wie bei uns. Um Ostern begingen die alten Römer ihre Tänze und ihre Eierspeise im Zirkus. Eingehend beschäftigte sich Bachofen mit den entsprechenden Gedankengängen.

Das sei uns ein Beispiel für die Bewegungen der Kultur — hier über das Meer, hier über das weite Land!

Jetzt aber die andere Seite. Hawai: Aus dem von Taroa in Vogelform auf das Wasser gelegten Ei entstand nach der Befruchtung durch die Sonne Hawai; indem Akalanai beim Baden den dort zurückgelassenen Gürtel des Häuptlings Akamalo anlegte, wurde sie schwanger und gebar aus einem Ei den Sohn Maui, also den Sonnengott. Die Schöpfungsgeschichte beginnt mit dem Bersten des Welt-eies. — Rajatea: Anfangs lag Taroa im Ei; da war es Finsternis; als er die Schale zersprengte, ward es Licht. — Tahiti: Im Weltbeginn lag Taroa im Ei (nach anderen in einer Muschel); er zerbrach es und schuf daraus die

Erde. — Fidji: Die Menschen entstanden aus dem vom Wundervogel gelegten Ei. — Aus dem Urei stammte Tiki; aus ihm kam der Kahn mit den ersten Menschen. Dazu endlich Amerika: In Tetzko legt der Riesenadler ein Ei, aus dem ein Kind geboren wird, das von der Akolhua zum König proklamiert wird. In der peruanischen (aus der Zeit vor den Inkas stammenden) Mythe fallen drei Eier vom Himmel: ein goldenes, aus dem die Fürsten stammen, ein silbernes, das die Edelleute hervorgehen läßt, ein kupfernes als Quelle des gemeinen Volkes.

Damit wäre der Rundgang beendet. Es scheint geboten, dem Ganzen einen prüfenden Blick zu widmen.

IV.

Das Verbreitungsbild an sich stellt einen geschlossenen Raum dar. Diesen Raum hat der abgewandelte Gedanke der Weltmythe häufig überschritten. Die Variation ist dann charakteristisch. Aus dem Ei wird eine Frucht, eine Kürbisschale; so in Amerika auf den Antillen und nach Norden hinauf, in Asien nach Japan

Frobenius, Bd. VII. 10 289

und vor allem Korea, im Inneren zu Türken und Mongolen, in Europa nach Deutschland, in Afrika von Norden, Osten und Westen einwärts. Aber das Ei ist dann ersetzt, der solare Gedanke verloren. Die Ureimythe hat als solche ein klarumrandetes Becken inne.

Aber die Raumauffüllung ist eine sehr verschiedenartige. Nach Osten zu, in Amerika, ist (auch wenn mir einiges entgangen ist) eine Verdünnung der Mythe erkennbar. Menschen, zumal Fürsten, entstammen dem Urei; die kosmogonische Grundidee ist verschwunden. Nach Westen zu das Umgekehrte: in Indien, Persien und Aegypten philosophische Vertiefung. Die hohen Kulturen haben das Motiv aufgenommen.

Dazu gehört folgende Betrachtung: Zur Ureimythe gehört für den Ursprung jedenfalls die Beziehung zum Meere. Das Urei treibt auf dem Meere oder wird auf das Meer gelegt. Im ganzen Verbreitungsgebiet des Motives wird — hier deutlicher, dort weniger deutlich — das Urmeer auch bildlich in der Gestalt der weltumspannenden Schlange mythifiziert. Das gilt für Amerika ebenso wie für Asien. Die Welt-

290

schlange ist auch ein Motiv der solaren Mythologie. Ebenso ist es mit der Vogelmythe. Diese Mythe kann nicht auf den nördlichen Landmassen entstanden sein, auf denen in ganz Asien wie in Nordamerika Ratten, Mäuse usw. die Erde oder das Symbol des Weltglückes tauchend aus der Tiefe des Meeres emportragen. Eine ganze Reihe solcher schlichten Naturbilder fließt deutlich erkennbar zur solaren Mythologie zusammen — eine Reihe von Naturbildern, die an das Meer gebunden ist, die den Zug über das Meer hin gestaltet.

Die Welteimythe ist ein Relikt aus einer Zeit keimender Seefahrt, jubelnden Auszuges über ein besiegtes Stück Welt. Gleichwie mit Vogelschwingen glitten die Segel über die Flut. Tief, ganz tief hat dieser Vergleich sich der Mythenbildung eingeprägt.

Die Welteimythe ist ein Relikt dieser Zeit. Inlandvölker, denen die Vierfüßler als Bewegliche und Verständliche näherstanden, konnten die Mythe vom Vogel wohl noch weiter erhalten, der Gedanke vom Ei lag als Konsequenz schon zu fern.

So kam es, daß diese Mythe nur da in die

hohen Kulturen hineinragt, wo sie in direkter zeitlicher wie räumlicher Anlehnung sich in unmittelbarer Nachbarschaft des Gebietes der solaren Mythologie mit der Vorform der hohen Kulturen entwickelte. Da, wo eine zeitlich wie räumlich weite Strecke den Boden der Entwicklung hoher Kultur von dem der Entstehung der solaren Vorform trennte, also in Amerika, da verlor die Mythe ihre formgebende Kraft.

V.

(Hierzu Karte 12)

Ich ging in diesem Kapitel davon aus, daß das Einzelne durch die Raumgebundenheit zum Vorgangsausdruck einerseits, zum Symptom andererseits wird. Was inzwischen vorgeführt wurde, ergänzt. Das Bild einer Kultur tritt aus den Nebeln hervor. Das Geschlecht der Gestirne führte in eine Gruppe von Motiven. Der Sonnengott ist Gatte der Mondgöttin. Die Mondgöttin spinnt. Die Sonne spaltet, in schnellem Flug aufsteigend, das Weltei. Aus der Umklammerung der Urmeerschlange schwingt sie sich empor. Eine durch reichen Besitz ausgezeichnete Kultur entfaltet sich.



Karte 12. Alte Verbreitung der Säfte.

Wir wollen uns vergegenwärtigen, daß hier nur wenige und dem Ganzen sinngebende Stichproben herangezogen werden sollen. Diese können in großer Menge vermehrt werden*). Da wäre zum Beispiel der Feuertienst mit dem Dienst der Vestalinnen zu erwähnen, deren Einzelheiten sich von Rom bis Peru wiederholen und deren Einwanderung nach Afrika und in die Nordlandmassen sehr schöne Kartogramme bietet. Oder aber die Brandbestattung. Die Umschau nach Motiven gleicher Raumbundenheit und zeitlichem Zusammenfallen ergibt reiche Ausbeute. Hier biete ich wenigstens noch ein Beispiel, das der alten Verbreitung der Sänfte.

Alles in allem soll hiermit gesagt werden, in welchem Sinne auch nach anderer Richtung von einem Symptom oder von Symptomen einer Kultur gesprochen werden kann.

VI.

(Hierzu Karte 13)

Die Aufzählung von Einzelheiten hat für uns aber keinen anderen als nur hinweisenden

*) Vergleiche, was hierüber im Einleitungskapitel dieses Teiles gesagt ist.



Karte 13. Der alte Tierkalender.

Wert; denn durch sie kommt das Verständnis nicht dem eigentlichen Leben der Kulturorganismen näher. Die Zusammenstellung von solchen Einzelbildern und Kartogrammen ist gleichbedeutend mit einer aus den Tatsachen sich ergebenden Fragestellung. Sie zeigt den Raum und nicht die Morphologie des den Raum ausfüllenden Kulturorganismus. Von den toten Tatsachen aus gilt es in die lebendige Wirklichkeit einzudringen.

Um derartige Sicht zu gewinnen, bringe ich als Abschluß der den Raum charakterisierenden Kartogramme das von der Verbreitung und Vorherrschaft des Tierkreiskalenders.

Die Jahreseinteilung ist in den Kulturen eine recht verschiedene. Diejenige auf den Nordlandmassen erfolgt durchaus nach dem Mond. Die Namen der Monate entsprechen den charakteristischen Wandlungen der Umwelt. Es gibt Monate des Krebsfanges, der Baumblüte, der Frucht, des Kalbens der Rentiere, der Stürme und so weiter. Solche Monatsnamen finden sich bei Lappen, Tungusen, Burjäten, Jakuten, Kamtschadalen, Nordindianern. In Ostasien reicht solche Namengebung bis zu den Marianen

296

herunter. Auch in Deutschland gab es in alter Zeit solche Beziehung, und in unserem Wonnemonat und Erntemonat usw. sind noch letzte Reste enthalten.

Eine andere Art der Monatsbezeichnungen ist besonders in Südostasien heimisch. Sie erfolgt hier nach Tiernamen, und ich gebe die von den Tataren über Mongolen bis China und von da bis Siam reichende übliche Liste; sie lautet:

Ratte oder Maus,
Ochse oder Kuh oder
Rind,
Tiger oder Bär,
Hase oder Fledermaus,
größere Schlange oder
Donner oder Drache,
kleinere Schlange oder
schlechtweg Schlange,

Pferd,
Ziege oder Bock,
Affe,
Hahn oder schlechtweg Vogel,
Hund,
Schwein.

Dies die chinesische und überhaupt am weitesten verbreitete Form. Schon bei den Kirgisen tritt eine Variation ein. Nach dem malaiischen Archipel zu verwirren sich die Ordnungen. — Eine zweite Gruppe ist in dem babylonischen Tierkreis erhalten, der in einigen

Teilen Afghanistans lebendig ist, und hierauf nach Westen kommt dann der altägyptische Kalender und der hellenistische Dodekaoros abschließend in Betracht.

Auf der anderen Seite des Pazifischen Ozeans kommt der Tierkreiskalender im Tonalamatl der Mexikaner wieder zum Vorschein. Die Tiernamen sind hier zum großen Teil andere. Vor allem sind hier 20 statt der 12 Monate. Dies ist um so auffallender, als die dazwischen liegende polynesische Kultur das Jahr in dreizehn Monate gliedert.

Mit der Tatsache eines Tierkreiskalenders an den beiden Gestaden des Pazifischen Ozeans haben sich in der letzten Zeit Bork und Gräbner beschäftigt. Besonders Gräbner hat es verstanden, manches von dem in Unordnung Geratenen zurechtzurücken und eine einstige Ueber-einstimmung aufzudecken. Uns ist das Bedeutsame dieses Ergebnisses nicht die Tatsache einer historischen Uebertragung, sondern die Möglichkeit, einen Einblick in die Form der Zeitgliederung, also des Zeiterlebnisses, zu der solaren Kultur zu gewinnen. Das führt uns in die Probleme der Zahlen.

Dieses Kapitel war dem Raum der solaren Kultur gewidmet.

Das nächste Kapitel beschäftigt sich mit deren Zeit, natürlich nicht im Sinne der Chronologie, sondern in der Richtung, in der sich Zahlen, Raum- und Zeitgefühl ausdrücken.

der solaren Kultur.

I. Die überweltliche Natur des Raumes. II. Die Zeit im Bild der solaren Mikrokosmos. III. Die überweltliche Raumgestaltung. IV. Die Zeit im Bild der Überweltlichkeit der Natur. V. Die Welt im Bild der Überweltlichkeit der Natur. VI. Die Welt im Bild der Überweltlichkeit der Natur.

Alle in der Natur oder in Überweltlichkeit lebende Wesen haben Kultur. In der Natur ist die Kultur im Bild der Überweltlichkeit der Natur. In der Überweltlichkeit der Natur ist die Kultur im Bild der Überweltlichkeit der Natur. In der Überweltlichkeit der Natur ist die Kultur im Bild der Überweltlichkeit der Natur.

6. „Zahl“ und „Richtung“ in der solaren Kultur.

I. Die überbegriffliche Natur der Zahlen. II. Die 4 als Bild des solaren Mikrokosmos. Die tetradische Raumlagerung. III. Die Swastika, eine Projektion des Sonnenlaufes auf den Horizont, eine Richtung. IV. Der sakrale Turnus und die Entstehung des Schauspiels aus dem solaren Kultus. V. Die Symbolik der Farben in den 4 Himmelsrichtungen. VI. Hier 2, hier 4, hier 3 gleichsinnig einem „All“, einem „Alles“.

I.

Alle in der Nähe oder in Verbindung höherer oder gar hoher Kulturen lebenden Tiefkulturen bieten zum mindesten Spuren einer in der Zahl Ausdruck suchenden Metaphysik. Gerade und ungerade, teilbare und unteilbare Zahlen. Schicksalsfragen werden mit der Zahl in Verbindung gebracht (Glücks- und Unglückszahlen und -tage). Es gehört dies zu den charakteristischen Merkmalen eines nicht mit Hilfe der Zahlen gewonnenen, sondern eines in den Zah-

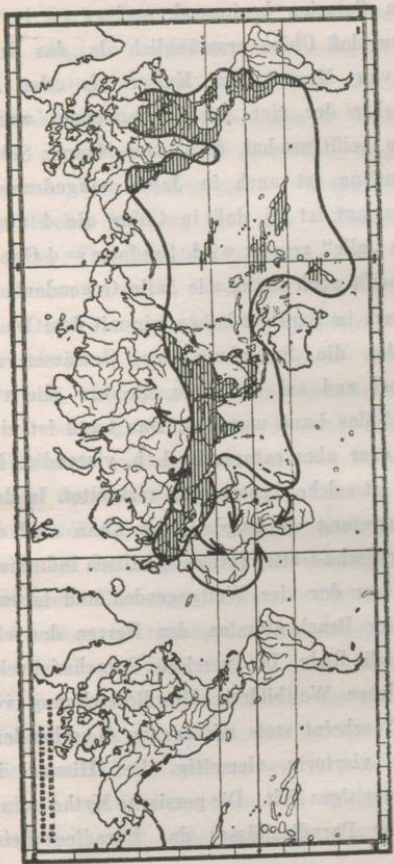
len lebendigen oder besser in den Zahlen zum Ausdruck gelangenden Ueberbegrifflichen. Die Zahl ist nicht etwas von den Menschen Gefundenes, sondern etwas von den Menschen Erreichbares aus der Welt des unsichtbaren Daseins.

In diesem Sinne kann die Zahl angesehen werden als Ausdruck des Paideuma, als direkter Beleg der Wesensart der Kultur. Wenn die Kulturformen nicht nur verschiedene Geschlechtszuweisungen im Weltbetrachten üben, wie ich dies im Bisherigen zeigte, sondern auch in verschiedenen Zahlen ausgedrückte Raum- und Zeiterlebnisse erkennen lassen, dann ist für die Kulturmorphologie ein großer Gewinn errungen.

II.

(Hierzu Karte 14)

Sepp, Pott, Brinton und vielen anderen fiel es schon auf, daß bei ganz bestimmten Völkern die 4 eine besondere Rolle spielt. Fassen wir den Sinn und die Verbreitung solcher 4 in einem Kartogramm zusammen.



Karte 14. Die tetradische Raumlagerung.

In Ostasien beginnend, springt es in die Augen, daß China ursprünglich als „das Reich der vier Meere“, der Kaiser als „der Beherrscher der vier Meere“ bezeichnet wurde. Ozean heißt sse-hai, d. h. vier Meere. Solche Benennung ist auch in Japan eingedrungen. Interessant ist es, daß in China die 4 direkt gleich „alle“ gesetzt wird. Sse-fang = 4 Gegenden heißt auch soviel wie „alle Gegenden“.

Auch im Sanskrit haben wir mit dem Worte samudra die Sammlung der Gewässer am Himmel und auf der Erde, die als „die vier Meere“ das Land umgeben. Das Land ist vierufig oder aber caturanta, d. h. vierendig. Bis Tibet ist solche Anschauung verbreitet. In dem Heldengesang von Bogda Gesser Chan sind die Maharadscha-Götter (etwas spezifisch Indisches) die Hüter der vier Weltgegenden und ist von den vier Drachenfürsten, den Herren der vier Meere die Rede. Die persische Sprache ist reich an solchen Weltbildern. Die Bezeichnung von „Welt“ scheint stets mit car = 4 verbunden; sie ist viertorig, vierseitig. Der Himmel ist ein vierseitiges Zelt. Die persische Mythe kennt die vier Paradiesflüsse; das Paradies gleich

304

„vier Gärten“. Auch ist die Welt viermaurig, d. h. ein von vier Mauern umgebenes Gebäude.

Aehnlich wie in China hieß der König Altbabyloniens: der König der 4 Weltgegenden, genau ebenso der Herrscher des Inkareiches. Vier Volksgruppen wohnen in altägyptischer Meinung nach den 4 Himmelsrichtungen. Vier Baobabs stehen in der Mythe Yukatans an den 4 Ecken der Welt usw.

Als Wohnung, als Stadt entfaltet sich ein Mikrokosmos, den Makrokosmos, die natürliche Umwelt widerspiegelnd. Die altindische Stadt war viertorig. Entsprechend ihrer Kastenzugehörigkeit wurden die Leichen der Brahmanen durch das westliche, die der Kshatria durch das nördliche, die der Vaisya durch das östliche, die der Sudra durch das südliche hinausgetragen. Bis nach Kleinasien reicht solche Ortsanlage. Hier, nahe dem Ausgangspunkt der etruskischen Fulgurallehre, sind sogar die Gärten durch cardo und decumanus gegliedert. Von hier aus gelangte die heutige Ordnung der Viertorstädte nach Rom, wo in jeder Stadtanlage das Bild mit den vier Weltgegenden wiederholt wird. Aber nicht nur am Nordufer

des Mittelmeeres, auch am Südufer faßt solche Vorstellungsfixierung Boden; vom Garamantengebiet aus trägt die syrtische Kultur die Sitte der Viertorstädte bis zum Niger und Tsadsee.

Dazu die neue Welt. Folgende Städte zählt Brinton auf, in denen eine Straße von Ost nach West eine von Süd nach Nord verlaufende kreuzte: Cuzeo, Quito, Tezeuco, Tenochthitlan, Cholula. In diesem Sinne templar angelegt waren nicht nur die Architekturen der Inka und Azteken im Stadtbild, sondern auch die Tempel Yukatans, der Kirchhof Teo-tihuacan in Mexiko und die (teilweise riesigen) Moundtumuli im Mississippital.

Tetradisch ist fernerhin auch das Wesen der auf solcher Grundlage heraufwachsenden Beamtenstaaten mit Marschall, Truchseß, Mundschenk und Kämmerer. Diese Erzbeamten waren in alter Zeit nichts anderes als die Leiter der in den vier Himmelsrichtungen liegenden vier Provinzen. Ganz deutlich läßt sich das erkennen an der Art dieser Gliederungen und den vielen Varianten, in denen die Gliederung sich in Afrika nach der Einwanderung auf den erythräischen Bahnen erhalten hat.

Dem Westen zu: Auf den Marquesas im Haupttempel Huahines standen zur Rechten wie zur Linken Tanas die Götter von je vier Distrikten. In Polynesien treten Götter wie Menschen gern paarweise auf, und so waren z. B. die Inseln der Tahitigruppe in acht Distrikte geteilt, das Volk in acht maataina oder Genossenschaften. Hier ist $8 = 2 \text{ mal } 4$, so wie in der ostmediterranen Fulgurallehre $16 = 4 \text{ mal } 4$ ist. In Amerika gründet Votan, der Stifter der Monarchien der Quiches, in der Ebene Yukatans vier Städte. Sonst waren in Amerika nach den vier Kardinalpunkten gegliederte Tetrarchien: Peru, Araucania, Muyscas, Tlasecala und Michoacan.

Im übrigen sei bemerkt, daß aber nicht nur in der Planen, sondern auch in der Schichtung die 4 zum Durchbruch kommt. In Indien sind die alten vier Kasten: Brahmanen, Fürsten und Krieger, Ackerbauer, Handwerker. Vierkastengliederung hatten Perser, Kaukasier, Aegypter. Der Hauptstamm der Jonier und das altattische Volk waren in 4 Geschlechterphylen (Geleontes, Argadeis, Aigikoreis, Hopletes) eingeteilt. Auf dem Wege der syrtischen Kultur trugen die

Garamanten die Gliederung in Adel, Barden, Handwerker (Schmiede) und Bauern (Hörige) nach Innerafrika. Von Birma (mit vier Kasten) über Malaien (mit Suku, Marga, Benua) nach Polynesien (mit getrennten Berufsplätzen zumal auf Rarotonga) bis Peru (mit 4 Ständen)!

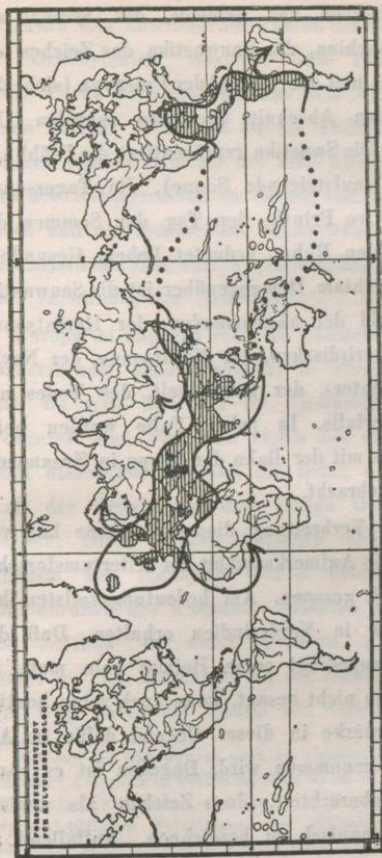
Soweit die tetradische Raumgliederung.

III.

(Hierzu Karte 15)

Zu einer anderen 4 führt die Spiegelung (Projektion) der Richtung des Sonnenablaufes auf den Horizont.

Berühmt und oft besprochen nach seinem Ursprung, seinem Sinn und seiner Geschichte ist das Hakenkreuz, die im Indischen Swastika genannte Figur. Es ist ein gleichschenkliges Kreuz mit rechtwinklig abragenden Haken, die die Kreuzenden entweder nach rechts herum oder nach links herum fortsetzen. Nur wenn die abgebogenen Enden nach rechts herum laufen, heißt das Hakenkreuz im Indischen Swastika; wenn sie nach links verlaufen, heißt das Zeichen Sauwastika. Die Swastika ist in ihrer Heimat



Karte 15. Die Swastika.

das Zeichen des Erfolges, das Symbol der Pradaksehina, die Sauwastika das Zeichen des Unheils und das Symbol der Prasavya (siehe den folgenden Abschnitt über den sakralen Umgang). Die Swastika repräsentiert die Frühlingssonne (aufsteigende Sonne), die Tagessonne, das aktive Prinzip, den Tag, den Sommer, das Licht, den Ruhm, bedeutet Leben, Gesundheit und Reichtum. Demgegenüber ist die Sauwastika das Bild der abnehmenden, der Herbstsonne, der unterirdischen, der Nachtsonne, der Nacht, des Winters, der Dunkelheit, des Todes und des Zerfalls. In jedem Falle werden beide Zeichen mit der Bahn der Sonne in Zusammenhang gebracht.

Die Verbreitung dieses Zeichens hat von jeher die Aufmerksamkeit der Altertumsforscher auf sich gezogen. Am bedeutungsvollsten hat sie sich in Vorderindien erhalten. Daß das Land unbedingt seine Heimat sein muß, ist durchaus nicht gesagt, wenn auch seine heutige Lebensstärke in dieser Gegend dafür in Anspruch genommen wird. Dagegen ist es gänzlich unberechtigt, das Zeichen als typisch indogermanisch zu bezeichnen. Auffallend ist

310

fernerhin das anscheinende Fehlen der Swastika in Altbabylonien, Assyrien und Persien.*) Diese Lücke wird man nie aus dem Auge verlieren dürfen. (Dagegen ist ein anderes Symbol der solaren Kultur, die hier nicht zu erörternde Achterrosette, in diesen Ländern heimisch und als Symbol des Venussternes bis in frühchristliche Zeit zurück nachweisbar; sie ist eine Verwandte der Swastika.)

Europa ist dagegen reich an Belegen starker Vorherrschaft dieses Symbols in vergangener Zeit. Es tritt hier auf im Anschwellen der Bronzezeit und wird von vielen als ein Leitfossil dieser Periode und als Beleg der Herkunft der Bronze aus dem fernen Osten angesehen. Diese Brücke zwischen dem europäischen und indischen Gebiet könnte sehr wohl nördlich des Kaukasus verlaufen sein, wo das Zeichen in alten Gräbern gefunden wurde. — Von Kleinasien ist die Swastika auf dem Weg durch die Straße von Gibraltar in

*) Wenn das Hakenkreuz auch im eigentlich „monumentalen“ Aegypten zu fehlen scheint, so ist es doch auf prähistorischen Scherben und vor allen Dingen auf den vorgeschichtlichen Felsbildern der nubischen Wüste (hier sogar recht zahlreich) nachweisbar.

den atlantischen Kulturkreis Westafrikas gewandert.

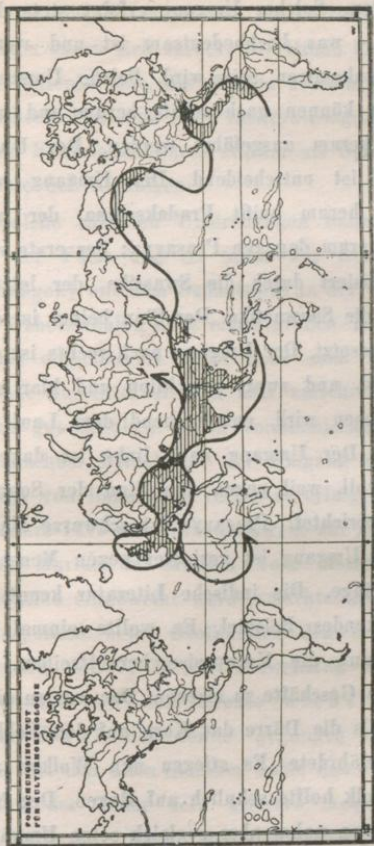
Nach Osten zu erstreckt sich die Verbreitung über China bis Japan. Im Norden hat es sich wie ja auch die indischen Märcchen einen großen Teil der Mongolenländer erobert. Auf der ozeanischen Brücke ist die Swastika wie so vieles der Verarmung anheimgefallen und anscheinend ausgestorben. In Amerika ist sie von den Pueblos in Arizona bis ins vorinkaische Südamerika heimisch. Auch die Ausgrabungen in den Mounds der Mississippiländer förderten es zutage.

IV.

(Hierzu Karte 16)

Die Bedeutung der Swastika führt zu einer anderen Erscheinung der solaren Kultur. Ich sagte oben, daß die Swastika das Symbol des Pradakschina, die Sauwastika das des Prasya sei.

Die Inder haben bei jeder nur irgend denkbaren Gelegenheit die Sitte, den Tempel, eine heilige Stelle, ein Grab und was es sonst auch immer sei, in zeremonieller Weise zu um-



Karte 16. Der sakrale Turnus.

KONZENTRISCHER
TURNUS
FÜR ALTEuropäische

schreiten. Solcher Umgang erfolgt stets dreimal — was hochbedeutsam ist und worauf zurückzukommen sein wird. Solche Umschreitungen können nach rechts herum und nach links herum ausgeführt werden. Der Unterschied ist entscheidend. Der Umgang nach rechts herum heißt Pradakschina, der nach links herum dagegen Prasavya; der erste wird symbolisiert durch die Swastika, der letztere durch die Sauwastika. Der Sinn beider ist entgegengesetzt. Der Umgang nach rechts ist gutwirkend, und zwar, wie klipp und klar ausgesprochen wird, entsprechend dem Lauf der Sonne. Der Umgang nach links ist dagegen unheilvoll, weil gegen den Sinn der Sonnenbahn gerichtet. Prasavya ist schwarze Magie. Dieser Umgang ist gerichtet gegen Menschen und Dinge. Die indische Literatur kennt ein entzückendes Beispiel. Es wollte einmal ein Kaufmann die Kornpreise herauftreiben, um bessere Geschäfte zu machen. Das war zu einer Zeit, als die Dürre das Korn auf den Feldern arg gefährdete. Es stiegen nun Wolken auf. Das Volk hoffte sehnlich auf Regen. Der böse Kaufmann nahm aber sogleich seine Umgänge

314

im Sinn der Prasavya vor, und wirklich: die Wolken zogen sich zurück. Die Hindu brachten nun Bittopfer dar, die Moslim beteten in den Moscheen. Umsonst. Die Prasavya-Umgänge des bösen Kaufmanns waren stärker als Opfer und Gebete der Gläubigen.

Solche sakralen Umdrehungen haben sich (in der Form und im Sinne der Rechtsumdrehungen) mit dem Buddhismus in der Gestalt der Gebetsmühlen über einen großen Teil Ostasiens eingebürgert. Aber auch nach Westen zu hat die Sitte sich in klar umschreibbarer Bahn gut erhalten. Nach vorislamischem und islamischem Ritual hat der Umgang um die Kaaba von links nach rechts zu erfolgen. Als im Jahre 1479 die Kathedalkirche zur Himmelfahrt Mariae in Moskau vom Metropoliten Gerontius eingeweiht wurde, machte man dem Metropoliten beim Großfürsten den schweren Vorwurf, daß er in der Einweihung bei der Prozession mit dem Kreuze nicht nach dem Lauf der Sonne gegangen sei. — Auch bei den alten Griechen hatte das Pradakshina der Inder sein genaues Aequivalent im Epidexia. Nach pythagoreischer Lehre

mußte das Heiligtum nach rechts herum betreten werden.

Bei den Römern herrschte der sakrale Turnus nach dem Lauf der Sonne wie in Indien. Bei der feierlichsten Ehe mußten die Neuvermählten den Altar von der Linken zur Rechten umschreiten. Auch windet man sich nach römischem Ritus am Ende des Gebets rechts herum. In Gallien ist nach Angabe des Plinius der sakrale Umgang nach der Linken erfolgt. Dem widerspricht aber die Angabe des Poseidonios. Ein vorübergehender Reisender konnte allerdings auch in den europäischen Ländern einen solchen beobachten, ohne zu merken, daß es der Ausdruck schwarzer Magie war. In des Status Thebais erfolgte der erste Umgang um den Scheiterhaufen des Sohnes des Lykurg links herum (wodurch gewissermaßen eine Wanderung in das Schattenreich angedeutet ist), der zweite um den Opferbrand vollzogene dann aber rechts herum. Solches entspricht genau dem indischen Ritual. Daß die Sitten der Kelten aber den Umgang der Inder genau innehielten, dafür sprechen die Gepflogenheiten eines sehr konservativen Volkes,

316

des der Schotten. Bei diesen entspricht der Deisul oder Sunwise (— wie deutlich ist hier das „im Sinne der Sonne“ erhalten! —) dem indischen Pradakschina, das Cartuasul oder Withershins dem indischen Prasavya. Deisul ist der segnende Umgang, Cartuasul machtvolle Zauberhandlung, angewandt mit dem Zweck zum Schlimmen.

Mit Deisul wird der von der Reise Heimkehrende begrüßt. Mit Deisul beginnt der Antritt zur Reise. Deisul widmet der Arzt dem Kranken, ehe er die Diagnose stellt oder Heilmittel verschreibt. Dieselbe Bedeutung hat es, wenn ein Haus, ein Schiff, ein Feld in der letzten Dezembernacht dreimal mit brennender Fackel oder Kohle in der Hand umschritten wird, um sich guten Geschehens im neuen Jahre zu versichern. Es sind Beispiele bekannt, daß die Bevölkerung auf keinen Fall bei Taufe oder Bestattung Zugang oder Umgang von rechts nach links duldet, sondern auf der Durchführung jeder Umwandlung oder Zuschreitung im Sinne des Deisul (von links nach rechts) bestand.

Soweit die Westlandmassen. Im Osten ist

der sakrale Umgang den Kulturen Mittelamerikas eigen. Mit einigen Strichen sei hier ein Fest der Navajos (nördlich von Mexiko) skizziert, das Dsilyidje Qaal, das im Winter begangen wird, wenn Donner und Blitz schweigen. Gäste werden geladen. Das Fest ist ein nächtliches und wird auf einem Platz gefeiert, der in der Runde von einem Strauchgatter, einer Reisighecke umgeben ist. Im Beginne ist nur nach Osten zu ein Zugang gelassen. In der Mitte brennt ein Feuerstoß. Ein Trupp junger Leute, die dem darstellenden Bunde angehören, erscheint im Kreise. Sie sind weiß bemalt und tragen Stäbe mit Federbüscheln am Ende. Nun umziehen sie das Feuer. Der Federbusch wird zur Fackel. Der Umgang ist von Osten über Süden — Westen nach Osten zurück, also wie Pradakschina und Deisul. Allerdah symbolische Tänze folgen. Als 8. (2 mal 4) kommt in der Reihe der Aufführungen die Sonnenaufgangszeremonie. Dieselbe beginnt mit dem Auftritt von 16 (= 4 mal 4) Männern, die das Bild der Sonne in einem Korbe tragen. Sie scharen sich um einen senkrecht aufgerichteten Stab, singen und tanzen rundherum, springen

318

dann auseinander und siehe da, jetzt geht die Sonne am Stabe auf, das Sonnenbildnis. Das Sonnenbildnis schwankt in majestätischer Ruhe vor aller Augen am Baume empor. Einige Minuten bleibt es über den Tänzern schweben, dann sinkt es wieder zurück.

Zweimal geht so die Sonne auf, dann hebt ein weiterer Reigen an. War dies eine Darstellung des Sonnenaufganges, so folgt nunmehr eine weitere, in der die befruchtende Gewalt der Sonne vorgeführt wird. Aus einer Wurzel, die die Schauspieler vor aller Augen in den Boden pflanzen, und die nichts weiter zeigt als ein grünes Keimbüschlein, zaubern sie eine große Pflanze mit mächtigem Blütenstande hervor. Aber nicht nur einmal. Immer wieder scharen sie sich um die Pflanze, und wenn sie wieder auseinandergehen, sind die Blütenblätter herabgefallen und die Stauden trägt prächtige Früchte, die nunmehr auf fröhliche Weise eingesammelt werden.

Gegen Sonnenaufgang ein letzter Wirbel um den niederbrennenden Scheiterhaufen. Mit diesem Tanze endet die heilige Nacht. Wenn die Sonne aufgeht, ist das kreis-

förmige Strauchgatter, das am Abend nur im Osten ein Tor hatte, an vier (4!) Stellen, nämlich nach Osten, Westen, Süden und Norden offen.

Damit ist der Anschluß an vorher in Betracht Gezogenes erreicht. Der sakrale Umgang steht in Beziehung mit dem durch vier Tore charakterisierten tetradischen Raumbild; der sakrale Umgang ist eine lebendige Wiederholung der Swastika; Tetrarchie, Swastika und sakraler Umgang sind Ausdrucksformen solarer Weltbetrachtung.

Im Raum der sakralen Kultur ist mythische Vorstellung gereift zu mythischer Darstellung. Das Schauspiel ist geboren und der sakrale Umgang ist nichts anderes als Teil des Götterschauspiels, das hier in der Natur, dort im Tempel, hier von Menschen, da von Schattenbildern aufgeführt wird. Im Gegensatz vom Pradaksehina und Prasavya ist der Urgrund alles Dramatischen in der Kultur durch Erlebnis aus der natürlichen Umwelt heraus geboren. Leben und Tod, Glück und Mißgunst werden zum Schicksal, dessen der Mensch sich

schaudernd bewußt wird. Das aber geboren aus
einer Periode und einem Raum heraus.

V.

(Hierzu Karte 17)

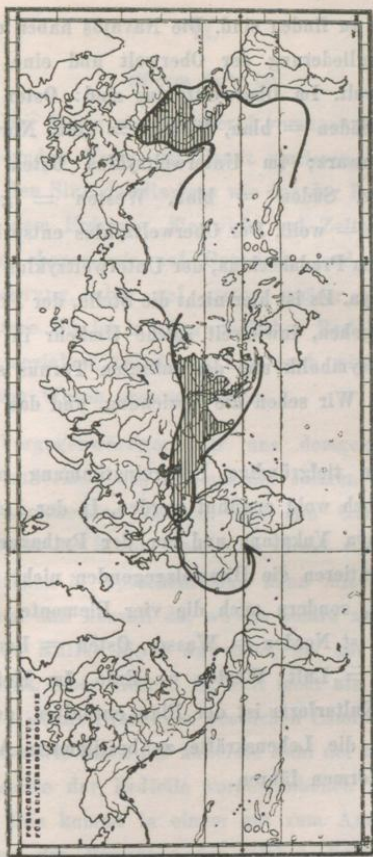
Dazu noch ein weiteres als Ergänzung.
Wenigstens in Kürze soll die ebenfalls durch
4 charakterisierte Vierfarbensymbolik erwähnt
werden. Das solar-tetradische Weltbild der
Chinesen kann folgendermaßen gezeichnet
werden:



Also Norden = schwarz, Osten = blau,
Süden = rot, Westen = weiß (Mitte = gelb).
In Indien ist Norden = Gold, Osten = Silber,
Süden = Lapislazuli, Westen = Rubin, — in
Frobenius, Bd. VII. 11

Java Norden = Eisen, Osten = Silber, Süden = Kupfer, Westen = Gold usw. Also allerhand Unterschiede, aber immer wieder eine bestimmte Farbengliederung. Auch aus anderen Beziehungen spricht alte Kardinalfarbgebung. Die Innerasiaten kennen ein rotes Meer, ein weißes Meer. Daher auch so unendlich viele Flußnamen, die nur durch Farben erklärt werden. In Tausendundeiner Nacht werden in dem See zwischen den vier Bergen vier Fische von verschiedener Farbe gefangen; die weißen sind die Moslem, die roten die Magier, die blauen die Christen, die gelben die Juden. Hier treffen wir auf alte Vorschriften entsprechend den Gesetzbüchern des 9. Jahrhunderts, die im 14. Jahrhundert in Aegypten Bestätigung und Erneuerung fanden.

Klar umschrieben tritt das Vierfarbensystem in Amerika auf; bei den Nordindianern des Raumes der solaren Kultur bedeutet Osten die Gegend der Sonne und des Feuers, Süden die der Erdgottheiten, Westen die der Wassergottheiten, Norden die der Windgottheiten. Die Farben wechseln bedeutend, aber ein Hinweis deutet an, in welcher Richtung die Verbreitung-



Karte 17. Die Vierfarbensymbolik.

gründe zu finden sind. Die Navajos haben eine Farbengliederung der Oberwelt und eine der Unterwelt. Im Oberweltzyklus sind: Osten = weiß, Süden = blau, Westen = gelb, Norden = schwarz; im Unterweltzyklus Osten = schwarz, Süden = blau, Westen = gelb, Norden = weiß. Der Oberweltzyklus entspricht also dem Pradakschina, der Unterweltzyklus der Prasavya. Es ist hier nicht die Stelle, der Frage nachzugehen, inwieweit solche Umkehr in der Farbensymbolik und des sakralen Turnus sich decken. Wir sehen die Beziehung, und das genügt.

Eine tiefgründige Uebereinstimmung muß aber doch wohl erwähnt werden. In der Lehre der Maya Yukatans und der der Pythagoräer repräsentieren die Himmelsgegenden nicht nur Farben, sondern auch die vier Elemente. Bei beiden ist Norden = Wasser, Osten = Feuer, Süden = Luft, Westen = Erde. Im Keime einer Kulturform ist der Plan enthalten, demzufolge die Lebenskräfte zu bestimmten Ausdrucksformen führen.

VI.

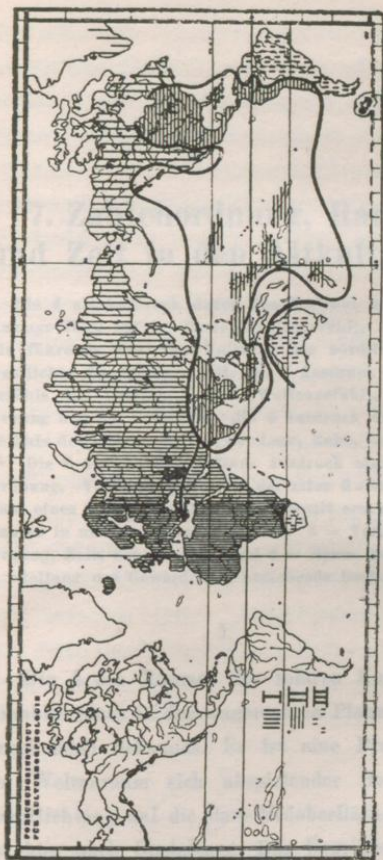
(Hierzu Karte 18)

Der Raum einer in der 4 vorzugsweise sich äußernden Kultur ist damit umrissen. Die 4 hat den Sinn des Raumes wie den der Richtung auf dem Erdraum. Sie wirkt auf Zeitbetrachtung ebenso wie auf Gemeinde- und Staatsgliederung, aber auf erstere später als auf letztere. Sie ist in allen möglichen Beziehungen mit sozialem, religiösem und auch wirtschaftlichem Wesen eng verbunden.

Vergegenwärtigen wir uns demgegenüber die außerhalb des Raumes der solaren Kultur vorherrschenden Zahlen. Bei den Germanen herrscht die 3 vor. Man kann direkt von einer „arischen 3“ sprechen. Man kann mit Wundt sagen, daß überall da, wo die solare amerikanische Kultur die 4 anwendet, bei uns die 3 auftritt. Aber diese 3 ist weit mehr als arisch. Die 3 ist die Urzahl der westlichen Landmassen, ebenso wie die 2 die äußerste Zahl der auf die Südspitze der Erdteile vorgeschobenen Kultur ist. Das kommt in einem gut zum Ausdruck. Wenn der Bewohner der solaren Kulturzone

„alle“ sagen will, kann er dies durch 4 ausdrücken (s. oben), der Neuholländer durch 2, der Bewohner der Nord- und Westlandmassen durch 3.

Die 2 im Süden, die 3 im Norden, die 4 in der Mitte. Um diese eigenartige Raumbesetzung zu verstehen, wird es notwendig sein, das Wesen dieser Zahlen, zumal das der 3, zu erfassen.



Karte 18. Die Erdräume der Urzahlen (I die Herrschaft der 3;
II das Übergewicht der 4; III die 2).



Die Weltkarte soll sich in Ordnung sein und nicht verändert werden
in der Art in der Weltkarte dargestellt wird.

7. Zahlenordnung, Raum und Zeit in den Altkulturen.

I. Die 4 als Ausdruck durch den Horizont begrenzten Raumgeföhles auf der Plane (Höhleugeföhle). II. Die 3 die führende Zahl der Kulturen der nördlichen und westlichen Landmassen. III. Die 3 Ausdruck des Zeitgeföhles der lunaren Kultur (Weitengeföhle), der Bewegung und des Schaffens; die 4 Ausdruck des Raumgeföhles der solaren Kultur, der Lage, Ruhe, Gestaltung. IV. Die 2 der fossilen Kultur: Ausdruck einer ersten Ordnung. V. Diese 2, 4 und 3 der alten Kulturen Ausfluss eines Ueberbegrifflichen und somit erst später zu Zahlen in unserem Sinne geworden. 3 = Vorgang, Bewegung, Zeit, Schicksal. 2 und 4 = Raum, Sein, Feststellung des Gewordenen, bestehende Gestaltung.

I.

Die 4 des Raumes der solaren Kultur ist Sinnbild eines in der wagerechten Planung sich ergehenden Schauens. Es ist eine Projektion im Weltenraum sich abspielender Bewegung und Richtung auf die plane Erdoberfläche. Die 4 ist hier auch Gestaltung. Das Begriffene (der

Sinn der Sonnenbewegung und deren Einfluß) gewinnt Form bis zur Symbolik des Schau-spieles vom Sonnengotte. Die 4 wird in solcher Projektion in der Gestaltung zur Begrenzung. Gestaltung bedeutet stets Fähigkeit zum Erreichen, also zur Erfüllung. Der Makrokosmos wird zum erfassbaren und durchdringbaren Raum, in dem er das Gefühl vom Unendlichen, von der undurchgreiflichen Weite verliert. In der von ihnen jubelhaft erreichten Tiefe ihres Hungers nach Erfüllung rüsteten die Polynesier Schiffe aus und segelten hinaus zum Lande des Sonnenaufgangs.

Das ist ein Ausdruck abgeschlossenen Weltgefühles, das sich in der Gestaltung eines begrenzten Weltbildes äußert. Das ist ein Ausdruck des Höhlengefühls, eine Schöpfung. Ich werde nachher zeigen, welche eminente Tatsache im physiognomischen Sinne durch die Gestaltung der in der 4 ausgedrückten Weltbildung geboten ist.

II.

Alle von den Indogermanen und Tataren bewohnten Teile der westlichen Landmassen,

330

dazu aber auch der größte Teil von Afrika und ein weiter nach Osten zu hinüberegender Landblock kennen kaum die 4. Hier herrscht die 3. Die 3 ist dem Raum der solaren Kultur bekannt, aber sie ist hier überdeckt von den Bildungen tetradischen Weltbetrachtens. Die 3 tritt auf als Komponente, ist aber (bis auf ein Gebiet, dem wir uns sogleich zuwenden) hier nirgends führend. Im Westen und Norden aber ist sie führende, zum Teil allein führende Zahl.

Ein Blick über die Tatsachen unseres Denkens und Dichtens hat noch einem jeden Forscher dieses klar vorgeführt (Diels, Usener, Kaegi, Roscher, Söderblom usw. usw.). Hier nur eine anregende Auswahl. Wenn das Volk beim Anblick von Heu Glück herbeiführen will, winkt es dreimal zu sich, beim Erblicken von Stroh zur Abwehr von Unheil dreimal von sich weg. Mit dreimaligem Klopfen gegen Holz wendet man Besprechung ab. Der Tote wird nach drei Tagen beigesetzt, drei Kleider werden ihm mitgegeben, und dreimal klopft er im alten Griechenland am Eingang zur Unterwelt, in der er dann erst dem dreiköpfigen Kerberos, dann den drei Totenrichtern und zuletzt der Trias der

Götter begegnet. Währenddessen findet in der Oberwelt dreitägige Leichenwacht statt. Am dreißigsten Tage oder nach drei Monaten ist die Trauerzeit beendet. Dreimal wird der Tote gerufen, dreimal das Arvallied gesungen, drei Tiere werden geschlachtet (Diels). Dieser Rhythmus der 3 (zuweilen der $3 \text{ mal } 3 = 9$ oder $3 \text{ mal } 3 \text{ mal } 3 = 27$) kehrt wieder bei Deutschen, Iraniern, im Sanskrit, in Rußland beim Totendienst, beim Geburts- und Hochzeitsfest.

Die gesamte Schöpfungswelt ist der 3 unterworfen. Die nordische Sage kennt 9 Welten und 9 Firmamente. Die Götter sind zu dreien verbunden. Parzen, Nornen, Mören, Musen schließen sich als weibliche Wesen an. Jedes Märchen liebt die drei. Es gibt 3 Schwanenjungfrauen und 3 Teufel. Der Held hat drei Taten zu vollbringen. Drei Brüder ziehen aus. Erfolg ist stets mit der 3 verbunden.

In Afrika kehrt das gleiche wieder. Besonders typisch ist das Zahlenbild Altägyptens. Die Götterwelt hatte ihren planen Ausgang von einer vierpaarigen Gliederung, die Triaden aber schlugen durch. 9 trat an Stelle der 3.

332

Aehnlich in Babylonien. Babylonische und assyrische Könige nennen 3 Schutzgötter. Drei Götter finden sich auch auf den Steinschriften des südlichen Arabien. Nach Innerasien zu ähnliche Erscheinung. Im mongolischen Heldengedicht, dessen Beziehung zur indischen Welt und sinngemäß zur planen 4 klar zutage tritt, gewinnt doch wieder die 3 die Oberhand. Das gleiche wiederholt sich in Japan.

Zwei durch eine Zahl ausgedrückte Weltgefühle wirken hier ringend, formend und umbildend. Je weiter wir nach Osten und Südosten in den Bannkreis der solaren Kulturperiode vordringen, desto hervorragender wird die Herrschaft der 4. Im Norden aber und zum Teil im Westen drängt immer wieder die 3 an das Tageslicht.

III.

Das Wesen der altarischen, aber ebensogut alttatarischen, altmongolischen usw. 3, der 3 der Nordostlandmassen, ist nach zweierlei Sinn wirksam.

Beginnen wir mit der Prüfung des am besten untersuchten Materials, des der klas-

sischen Völker, d. h. jener patriarchalischen Kultur, die im Beginn unserer historischen Zeitrechnung aus dem Norden kam und noch lange auch im Banne des Matriarchalisch-Solaren ihre Eigenarten bewahrte.

Da sehen wir, daß noch Homer und Hesiod in Jonien und Kleinasien nur 3 Jahreszeiten kennen. Erst die Athener wandeln unter dem Einfluß der tetradischen Kultur diese 3 zur 4, indem sie zwischen Sommer und Winter den Herbst einfügen. Ebenso Aeschylos und Aristophanes. Die älteren griechischen Dichter und Bildhauer kannten nur 3 Horen. Die römische ältere Zeit muß dreigliedrig gewesen sein. Von den Germanen endlich sagt Tacitus: sie teilen das Jahr nicht in unsere 4 Zeiten; nur für Winter, Frühling und Sommer haben sie den Begriff und die Worte. Vom Herbst kennen sie weder Namen noch Gaben. Beachtet man, daß auch die Kelten und die Slawen die 3 und 9 der Zeit kannten, so ist das Bild für Europa abgeschlossen. — Der Drei-Väterkreis war allen Indogermanen gemeinsam.

Nicht anders Persien. Das Altpersische kennt drei Altersklassen und eine Dreiteilung

334

der Tageszeit. Indien hatte ein 6 (= 2 mal 3) geteiltes Jahr. Nach Diodor kannten die alten Aegypter nur Frühling, Sommer und Winter. Auch wurde jeder Monat in 3, das Jahr demnach in späterer Zeit in 36 Teile geteilt.

Dies drückt sich klar in der Mythologie aus. Im Norden haben wir die drei Schwestern: die älteste Urdhr = die Gewordene, die mittlere Verdhandi = die Werdende, die jüngste Skuld gleich die Erst-kommen-Sollende.

Ebenso in Griechenland die 3 Moiren: Klotho, Atropos, Lachesis. Aber auch in großen indischen Weltbetrachtungen kehrt die gleiche Erscheinung wieder. Hier die Formel:

Trimurti	{	Brahman = Schaffer, Erzeuger =
		Vergangenheit
		Wischnu = Erhalter = Gegenwart
		Schiwa = Zerstörer = Zukunft.

Wenn dazu aller dreier Götter Beiwort caturmukha, d. i. vierantlitzig ist, so bedeutet dieses die Lage in der tetradischen Plane, jenes dagegen die Bewegung in senkrechter Zeit. Wenn diese Trimurtiformel nun auch eine solche späte Theologie ist, so weisen verschiedene Symptome auf verwandte Vorstellungen älterer Zeit hin.

In den „drei Schritten“ Wischnus ist doch wohl Andeutung der Sonnenbahnstationen Morgen, Mittag und Abend geboten. Wenn Bergeigne, Oldenburg, Hillebrand und Maedonald sie mit Erde, Luftraum und Himmel identifizieren, so widerspricht dies vom mythologischen Standpunkt der Wahrscheinlichkeit ersterer Auffassung nicht unbedingt. Die Vorstellung der Aueinanderfolge ist das Entscheidende.

Senkrecht gedacht ist in dieser Anschauung nicht nur das Schicksal, die Zeit, sondern auch das Weltbild: die Welt der Götter, die Welt der Menschen, die Welt der Toten (Unterwelt) oder aber Himmel, Luftraum, Erde.

In Indien finden sich beide Formeln. Bei den Germanen der Himmel der Asen, die Welt der Riesen, die Unterwelt. In Griechenland ist Kronos der Vater der 3 Götter,

Zeus = Himmel,

Poseidon = Meer, zugleich Herr der mittleren Welt,

Hades = Unterwelt.

In der Zeiteinteilung hatten die Nordostvölker eine Sitte gemeinsam mit Afrikanern usw.: sie rechneten nicht nach Tagen, sondern nach

336

Nächten. Die solare Kultur, deren Herr der Sonnengott ist, rechnet nach Tagen. Die Indogermanen aber betrachteten ihren Gott, den Mondgott, der die Nacht regiert. Nun ist es von vielen erwiesen, welche Bedeutung die Phasen des Mondes für die Mythologie haben. Deren sind es stets 3. Diese 3 ist immanent mit der lunaren Kultur, der Kultur des Mondgottes verbunden.

Aber viel mehr noch. Das Leben unter dem Signum des Sonnengottes bedingt nicht nur die Schau auf die 4 Kardinalpunkte. Es bringt auch die Gebundenheit mit dem Tageslicht und mit dem räumlichen durch den Horizont abgeschnittenen Blickfeld mit sich. Erst mit der Fahrt auf der See, auf der der Horizont mit dem Weg über die fortlaufend gleichen Meere Grenzenlosigkeit bedeutet, wird diese Begrenzung aufgehoben. Die Blickbegrenzung durch den Horizont des Tages bedeutet ein anderes Lebensgefühl als die Grenzenlosigkeit des durch den Nachthimmel zur Unendlichkeit hinziehenden Weltbildes.

Die lunare Kultur und die solare Kultur sind in allem Gegensatz. Hier stellen wir fest:

In der solaren Kultur Ordnung und Begrenzung des durch den Horizont abgeschnittenen Lebensraumes durch die symbolische 4; in der lunaren Kultur Auswirkung der 3 in Betrachtung der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft oder in der Annahme einer oberen, einer mittleren und einer unteren Welt. Die 4 wird so zum Sinnbild der Lage, der Ruhe und der Gestaltung, die 3 zu dem der Bewegung und des Schaffens.

Verbinden sich beide, so sehen wir zunächst, wie der viergliedrige Erdraum dreimal umgangen wird.

IV.

Ehe die Beziehung der Kräfte der Zahlen weiter verfolgt wird, gilt es, auch noch der in den Kreis unserer Betrachtungen gezogenen auf die Südspitzen der Erdteile verschobenen Kulturen und deren Vorzugszahl zu gedenken. Wir sehen die Herrschaft der Zwillingsbrüder in Südafrika, Australien, Südamerika. Dem entsprechenden Kartogramm schließt sich in natürlicher Weise die Vorherrschaft der 2 an. Ja, sogar noch mehr: Diese fossile Kultur kannte

338

an Zahlen überhaupt nur die 2. Die 3 ist ihr neues Gebilde, Fremdgut.

Ich habe seinerzeit die australischen Zahlensysteme und vor allem Wesen sowie Geschichte der 2 in Ozeanien untersucht und kartographiert. („Die Mathematik der Ozeanier 1900.“ Petermanns Mitteil. 1900, „Erlebte Erdteile“ Bd. II.) Karl v. d. Steinen hat in seinem Werk: „Unter den Naturvölkern Brasiliens“ das Zahlensystem der primitiven Brasilianer eingehend durchgrübelt und ebenfalls die 2 studiert. Kartographiert ist das Bild noch nicht. Endlich liegt mein Reisematerial aus Afrika vor, das noch nicht veröffentlicht wurde, das aber gleiche Ergebnisse birgt.

Die fossilen Kulturen kannten nur zwei Zahlen, die 1 und die 2. Im allgemeinen und nach echtem alten Stil ist mit 2 das Zählvermögen zu Ende. Wird nun von anderer Seite der ursprünglich fehlende Gedanke eines Weiterzählens erweckt, so geschieht das in der Weise, daß $3 = 2 + 1$, $4 = 2 + 2$, $5 = 2 + 2 + 1$ ist. Aber das ist dann ein rein mechanisches Verfahren. Die Zahl ist dann nicht mehr lebendig, organisch. Das heißt, um diese

Bezeichnung hier schon einzuführen, bei den Neuholländern wird die Zahl schon jenseits der 2 anorganisch, rein begrifflich. — Genau ebenso verhält es sich in Südamerika und in der fossilen Kultur Afrikas.

Die organische Bildung der 1 und 2 ist nun ebenfalls eine in allen 3 Provinzen gleiche. V. d. Steinen fand, daß die 2 aus der Zerlegung eines Ganzen in 2 Stücke entstand. Er setzt es auch gleich: viel. Im australischen Gebiet ist die 2 gleichwertig mit Haar, Feder, Bambus und so weiter, also mit Vielgliedrigem. In Afrika fand ich die 2 gleich Spaltung und Teilung, gleich dem Mehrfachen gegenüber dem Einfachen. Als ich meine Pygmäen fragte, ob ein Dorf wenig Hütten oder viele habe, sagten sie: „O, zwei, zwei, zwei!“ und das übersetzte mein Bakubadolmetscher mit „viele, viele, viele!“ Und er hatte recht. Interessant war, daß sie fernerhin aber auch eine Ente mit 2 bezeichneten, weil sie weiblich war. Hierauf komme ich nachher zurück.

Die Zählweise der fossilen Kulturen hat noch eine Eigenschaft, die uns erst später er-

340

kennbar sein wird: sie kann nur zulegen, sie addiert.

Der Sinn dieses Zweiersystems der fossilen Kultur ist der einer ersten Ordnung. Es liegt darin die älteste Fähigkeit eines Erlebnisses der Vielheit gegenüber der Einheit. Das Dasein und die Umwelt ist nicht mehr ein Unnennbares, Einheitliches; es liegt darin eine Gliederung. Von dem ersten Sinn der 2 bis zu den noch faßbaren älteren Kulturformen vor der Entwicklung der solaren Kulturperiode ist ein weiter Weg der Entwicklung. Die 2 als viel wurde zur 2 = paar und = beide. Und in diesem höheren Sinne gewann sie in einer Zeit, als die heute fossilen und lunaren Kulturen noch aneinander grenzten, als die solare Kultur sich noch nicht räumlich zwischen sie geschoben hatte, große Bedeutung.

Wir sehen sie überall, wo eine 6 entstand. Diese 6 wurde gebildet durch Verbindung der lunaren 3 mit der fossilen 2. Denn mit der 3 war von jeher die Multiplikation verbunden. Dieses fließt ganz einfach aus dem Wesen der 3 als Ausdruck der Bewegung. Diese Multiplikation der 3 mal 2 muß sehr alt sein. Ich

halte es für einen Irrtum, daß die 6 erst aus Babylonien gekommen sei, die Einteilung des Jahres in 6 Teile bei den Indogermanen erst aus dieser Zeit stamme.

Vielmehr muß die heute fossile 2-Kultur überall da lebendig verbreitet und einflußgebend gewesen sein, wo das Zählen nach Paaren Sitte ist, und wenn dies heute noch im Mittelgebiet des Raumes des solaren Gebiets überall als Ueberdecktes nachweisbar ist (man vergleiche das entsprechende Kartogramm in Peterm. Mitt. 1900), so ergibt sich daraus, daß die solare Kultur in einem Berührungspunkt der nordischen 3 und der südlichen 2 entstand, daß also eben damals sich die zwei Regionen berührten*).

*) Ich betone ausdrücklich, daß ich in dieser Arbeit nicht Raum habe, der periodisch der solaren Kultur vorangegangenen äquatorialen Kultur zu gedenken. In Anmerkung sei aber darauf hingewiesen, daß diese charakterisiert ist durch das Fingerzählen und die dadurch entstandene quinäre Zählweise. Es würde zu weit führen, die Beziehung dieser Kultur zu den beiden alten des Südens und des Nordens darzulegen. Zur Entwicklung der solaren Kultur als der Grundlage der die Periode der hohen Kulturen einleitenden Kultur hat sie beigetragen. Aber alles die Bildung der solaren Kultur Bedingende kann nur kurz skizziert werden. (Vgl. 9 IV.)

V.

Ehe ich nun dem Problem der Berührungen und Beziehungen der Kulturen näher trete, soll noch einmal betont werden, welche entscheidende Bedeutung die drei Zahlen haben.

Von dem Zahlsinn der fossilen Kultur handelte der letzte Abschnitt. Hier besteht nur ein Gegensatz: eines und demgegenüber alles und vieles. Die so angewandten Zahlen 1 und 2 sind überhaupt in unserem Sinne keine Zahlen. Es ist nur eine Gliederung. Es sind der Entstehung nach nicht einmal „unbestimmte Zahlwörter“; denn „viel“ oder „alle“ oder „das Vielgestaltige“ wird offenbar erst in einer der Wertentstehung spät nachfolgenden Zeit zur 2. Zählen an sich ist ein Vorgang, die Zahl die Feststellung eines Vorganges, gleichgültig ob dieser der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft angehört. Die Feststellung: „Einheit gegenüber Vielheit“ ist aber überhaupt keine Folge eines Vorganges, sondern eine solche eines Bestehenden. Diese 2 ist also der Ausdruck der Ruhe, des Seins; diese 2 oder „alle“ der fossilen

Kultur ist nur das Echo der Vielseitigkeit der Umwelt und sagt nichts als das schweigsame, traumhafte Dasein der Pflanze. Es ist der Beginn der Anerkennung der Ordnung der Dinge in der natürlichen Umwelt.

Auch die 4 ist = alle. Im Chinesischen ist sse-t'i = die vier Glieder, und zwar angewendet für „alle Glieder“, umfaßt also beide Paare Hände und Füße. Oder auch, es bedeutet die 4 Seiten des ganzen Körpers, d. h. „den ganzen Körper“. Ebenso ist sse-fing = die 4 Gegenden gleichbedeutend mit allen Gegenden. — Wenn die Herrscher von Babylon, China und Peru sich „Herren der 4 Weltgegenden“, „4 Meere“ oder „4 Sonnen“ nannten, so hieß das in der alten überheblichen Sprachweise auch „alle“ Weltgegenden, der ganzen (sc. bekannten) Welt, „der Weltmeere“ usw. Diese 4 ist also auch nur eine Feststellung des Bestehenden, einer Ordnung, und zwar der durch den Sonnengott, durch das Tageslicht gebotenen Gliederung der Welt. Diese Bedeutung der 4 ist die eines Raumausdruckes; es ist aber noch keine Zahl in unserem Sinne. Sie ist ein

344

Bild. Gewiß ist mit ihr eine Kosmogonie, eine reiche Mythenbildung verbunden, die bildmäßig Vorgänge schildert. Diese wird aber nicht in diesem Sinne der Zahl 4 ausgedrückt. Die 4 ist Grenze des Raumes.

Endlich die 3. Der Lateiner behandelt tertius gleichsinnig mit summus. Im Deutschen sind drei Helden gleich alle Helden. 3 ist auch hier Grenze. Aber nicht nur Grenze des Raumes, sondern auch des Zählens, einer Bewegung, eines Vorganges. Aristoteles sagt: Der Größe nach ist jene, die nach einer Richtung sich erstreckt, eine Linie; jene dagegen, die sich nach 2 Richtungen ausdehnt, eine Fläche und jene, die nach 3 Richtungen erfolgt, ein Körper, und außer diesen gibt es keine Größe darum, weil die 3 so viel ist wie „alle“ und das „dreimal“ so viel wie allseitig. Das All und das alles ist nämlich, wie auch die Pythagoräer sagen, durch die 3 abgegrenzt; denn in Ende und Mitte und Anfang liegt die Zahl des Alls; Ende, Mitte und Anfang machen aber drei aus und so weiter.

Die 3 ist also Ausdruck der Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft (7. Kap. III); sie ist

Ausdruck der Bewegung; sie ist Ausdruck der eingeschlagenen Richtung, und das bedeutet Bewegung; wenn sie Bezeichnung eines Zustandes oder eines Körpers ist, ist sie nicht gleichsinnig dem Seienden, sondern dem Gewordenen. Sie ist auch nicht Raum, sondern gewordener Raum.

So vertreten 2 und 4 niederes und höheres Sein, Feststellung des Gewordenen, bestehende Gestaltung. Die 3 aber ist Vorgang, ist Bewegung, Zeit, Schicksal.

Was nun bedeutet es, wenn die drei von mir ins Auge gefaßten Kulturformen durch solche Prädominanz der Zahlen ausgezeichnet sind?

8. Urzahl und Geschlecht in den Altkulturen.

I. Die Uebereinstimmung der Kartogramme vom Geschlecht der Gestirne und von der Vorherrschaft der überbegrifflichen Zahlen. II. Die Geschlechtsbedeutung der Zahlen: 3 = männlich, 2 und 4 = weiblich. III. Die männliche 3, das Erlebnis der Bewegung und Zeit, gehört der Welt über uns; die weibliche 4, das Erlebnis der Lage, der Gestalten und des Raumes, gehört unserer Welt, der Erde. IV. Die Urzahlen aus überbegrifflichen Wesen zu Begriffen werdend; die männliche 3 der patriarchalisch - tellurischen, die weibliche 4 der matriarchalisch-ethonischen Kultur zugehörig.

I.

Ein Vergleich der Kartogramme 9 und 18 lehrt, daß in den entscheidenden Punkten die Verbreitung des männlichen Sonnengottes der der Vorherrschaft der 4, der des männlichen Mondgottes der der 3, der der Zwillingsgötter der der 2 entspricht. Die im letzten Kapitel erfolgte Sinnwertung der Zahlen stellte die

Zahlen als Ausdruck des Weltgeföhles dar. Daß das Weltgeföhle abhängig ist von dem Lebensraum auf der Erde, ist eine natürliche Folge der Richtung der Betrachtung und wird dann als bedeutsam und entscheidend unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, wenn der Weg wieder zu den Darlegungen des 2. Kapitels zurückführt.

Zunächst aber gilt es, den Faden weiter zu verfolgen, der mit dem Beginne des sechsten Kapitels hinsichtlich der überbegrifflichen Bedeutung der Zahlen angesponnen wurde. Dort wurde hingewiesen auf das metaphysische Sein der Zahl, die vorhanden war, lange ehe der Mensch sie zum Begriff machte. Jetzt, wo die Vorherrschaft verschiedener Zahlen, die nicht durch den Menschen erfunden sind, sondern durch das Paideuma sich dem Menschen erschließen, in ihrer Gebundenheit an bestimmte Kulturen und Räume dokumentiert worden ist, jetzt, wo diese Zahlen als Ausdruck verschiedenen Lebensgeföhles erkannt sind — jetzt darf gefragt werden, ob der Blick hier nicht vielleicht in die Geheimnisse der Genesis paideumatischen Auftriebes eindringen könnte.

Wenn irgendwo, so muß solcher Einblick sich da gewinnen lassen, wo die Kulturen einander berühren.

II.

(Hierzu Karte 19)

In der Verwendung der Zahlen gab es im Altertum eine Anschauung, der Nachwelt besonders bekanntgeworden durch die Philosophie der Pythagoräer, derzufolge die Zahlen Geschlechtsbedeutung hatten. Meines Wissens hat sich von Neueren nur Bachofen mit dieser Tatsache eingehend beschäftigt. Ich selbst bin aber den heute noch lebenden Nachwirkungen solcher antiken Denkweise in Afrika so oft begegnet, daß sie meine Aufmerksamkeit fesseln mußten und ich demnach ein außerordentlich reiches, die toten Berichte aus dem Altertum durch Erlebnis und lebendige Daseinsäußerungen ergänzendes Material einzuheimsen vermochte.

Nach dieser Anschauung gehören stets zwei Zahlen im Sinne des Gegensatzes oder der Ergänzung zusammen und ist je eine das Symbol eines der beiden Geschlechter.

Die entsprechenden Notizen aus dem ältesten

Babylonien verdanken wir der Aufmerksamkeit Hommels. Danach hat der Himmelsgott die Zahl 60, die Erdgottheit die Zahl 40, d. h. sie standen im Verhältnis von 3 zu 2. Das gleiche im alten Aegypten. In den Pyramidentexten findet sich eine Stelle, nach der von 5 Mahlzeiten die Rede ist. „3 für den Himmel“ und „2 für die Erde“. An einer Stelle im Totenbuch hat man dieses Verhältnis 3 : 2 variiert, in „7 Mahlzeiten“, 4 für Re (den Sonnengott) und 3 für den Erdgott, beziehungsweise 7 Brote, 4 für Horus, 3 für Thot. Also 4 zu 3, genau wie sich im Babylonischen Samas (Sonnengott) mit 20 zu Istar oder Venus mit 15 (also auch 4 zu 3) verhält (Schmidt-Brenn).

In diesen ältesten uns zugänglichen, natürlich sehr fragmentarischen Notizen tritt eine gewisse Verwirrung zutage, die zunächst unverständlich erscheint, wenn man bedenkt, wie klar sich das Bild zur Zeit der Höhe der klassischen Kultur und bei den heute noch solche Anschauung kultivierenden Völkern eingepägt hat. Denn wunderbarerweise ist der Himmel hier in beiden Malen weiblich, die Erde männlich, während in allen anderen und

350



Karte 19. Der Herd der äußeren Sexualität der Zahlen. (Die mythologischen, unbewußt gebliebenen Reste Ostasiens, wie sie Seite 365 besprochen sind, wurden nicht mit eingetragen.)

späteren Kosmogonien die himmlische Gottheit (gleich ob Himmel, Sonne oder Mond) männlich, die irdische aber weiblich ist. Den Kampf, der sich in diesen Zeiten aber abgespielt hat, erkennt man leicht darin, daß der männliche Sonnengott (Horus) = 4, der ebenfalls männliche Mondgott (Thot) = 3 gesetzt ist. Aus Vergleich mit dem einzigen Gebiet der Erde, wo ähnliche Umkehrungen heimisch sind, aus dem atlantischen Kulturkreis heraus werde ich dies aber im nächsten Abschnitt erklären können.

Im späteren Aegypten erfahren die Verhältnisse Ausgleichung und Durchbruch natürlicher Ausdrucksweise. Bei der Pamylienfeier, die ein Fest der männlichen Naturkraft ist, wurde nach Plutarch ein Bild mit dreifachem Schamglied ausgestellt und herumgetragen. Das entspricht den Sitten der südlichen kaschitischen Reiche. Die Abessinier wissen zu erzählen, daß ihr Bergfürst eine Krone besaß, an der drei Phalli befestigt waren. Die Foraner behaupteten, daß eine gleich gebildete Königskrone in ihrem Lande verborgen gehalten werde, und bei den Kafitscho fand Bieber drei Stäbchen als Ein-

352

fassung des Männerschmuckes, zwei als solche des Frauenschmuckes. Auch bildet er den triphallischen Schmuck des Kriegers ab.

Weit hinein bis zu den westlichen Randländern des Tsadsees ist diese Bedeutung der Drei und der Zwei vorgedrungen. In Dar For und im nördlichen Kordofan (angeblich auch bei den Nube) wird bei Geburt von Knaben dreimal, bei Geburt von Mädchen zweimal geschrien. Fundj-Hamedj erklären, die Männer „wünschten“ dreimal, Frauen zweimal. Die Sande geben an, daß die neugeborenen Mädchen früher ein Amulett von zwei Schnüren, Knaben eines von drei Bändern erhielten. Bei den Ababua ist das Erkennungszeichen der Mitglieder des Geheimbundes eine Armspange, die aus Lianen geflochten den Arm des Mannes dreifach, den der Frauen zweifach umschließt. Auch Nachtigal fand in Wadai den Freudenschrei für neugeborene Knaben dreimal, für Mädchen zweimal ausgestoßen. Bei den Manga in Bornu haben Männer drei, Frauen zwei parallele Tätowierungsschnitte auf dem Rücken und auf der Brust.

Unverkennbar deutlich sind die Verhältnisse
Frobenius, Bd. VII. 12

nach den Forschungen Bachofens im ägäischen Kulturkreis. Er sagt: es ergibt sich für die Zwei dieselbe Bedeutung wie für die linke Seite. Links ist die weibliche Seite. In der Tat stellen die Alten die gerade Zahl und die linke Seite auf eine Linie, wie anderseits die ungerade Zahl und die rechte Seite zusammenfallen. Jene beiden gehören dem Weibe, diese dem Manne. Den Göttern der Erde sollen Opfertiere in gerader Zahl vom zweiten Rang und die Teile von der linken Seite, den olympischen Göttern Opfer von ungerader Zahl vom ersten Rang und die Teile der rechten Seite dargebracht werden. — Der Ausgangspunkt ist hier die weibliche Zwei und die männliche Drei. Welche Erweiterungen diese Grundzahlen erlebten, zeigt ein Beispiel aus dem alten Rom. Dort wurde nach Plutarch der Name den Mädchen am achten Tage (= 2 mal 2 mal 2), den Knaben am neunten (3 mal 3) Tage zugelegt.

Die höhere Entfaltung setzt aber ein mit der Ausdehnung der Zwei zur Vier. Mit der Vier als Grundlage gelangt aus Kleinasien und vielleicht auch aus Aegypten (Bachofen kennt altägyptische Schmuckgegenstände im Louvre,

354

an denen sowohl rechte wie spitze Winkel befestigt sind) der Same zur pythagoreischen Lehre, die die Zahlen in Figuren umsetzt. Das Dreieck ist männlich, das Viereck weiblich.

Auch diese alte Lehre ist als Volksanschauung heute noch lebendig. Sie ist auf der syrtischen Bahn nach Afrika hineingewandert und hat hier schon Fuß gefaßt, ehe noch die feinen Gedankengänge der Pythagoräer im Mittelmeer zu neuen Formen führten. Die eingeborenen Schatzgräber Nordafrikas, die die vorrömischen Urnengräber des Garamantengebietes nach Steinperlen und Kupfersachen untersuchten, wissen nach dem Einbruch sehr bald, ob sie ein Frauengrab, das Perlen verheißt, vor sich haben oder ein Männergrab, das Bronze- und Kupferschmuck und Waffen verspricht. Denn viermal umrandet ist das Frauengefaß, dreimal das der Männer. Aber der ganze syrtische Kulturkreis ist voll von Sitten und Anschauungen, die alle gleich sind.

Bei den Bosso wird nach der Geburt der kleine Knabe dreimal, das Mädchen viermal mit Wasser und Seife gereinigt. Die Bamana beten für einen erkrankten Knaben dreimal,

für ein erkranktes Mädchen viermal. Knaben bekommen bei den Malinke ihren Namen drei, Mädchen vier Tage nach der Geburt. Nach der Anschauung der Torong können gestorbene Knaben nach drei, abgeschiedene Mädchen erst nach vier Jahren wiedergeboren werden. Wenn bei den Jarsi im nördlichen Mossi eine Frau niederkommt, darf sie, wenn es ein Knabe ist, drei, wenn es ein Mädchen ist, erst vier Tage nach der Geburt ausgehen. Im ganzen Umkreise wird den neugeborenen Knaben die Nabelschnur am dritten, den Mädchen am vierten Tage abgenommen. Dasselbe beim Tode. Männer werden am dritten, Frauen am vierten Tag bestattet. Der verstorbene Vater wird durch drei, die Mutter durch vier Erdbällchen dargestellt. Auch wird den Männern wie im alten Mittelmeer den Göttern ein dreifaches Hühneropfer, den Frauen ein vierfaches dargebracht. Ebenso verhält es sich mit der Geburt. — Ueberall fand ich die genaue Einhaltung dieser Zahlenvorschriften, vom Senegal bis zum Tsadsee, — d. h. bis dahin, wo ihr die norderythraische Ordnung (männlich drei, weiblich zwei) entgegenkommt. Und stets bezog

356

sie sich auf den Eintritt ins Leben und auf den Tod, auf Werden und Vergehen.

Hier aber kommt nun noch ein Aufschluß dazu. Ich habe an anderer Stelle („Das unbekannte Afrika“ Teil II, S. 123) darauf hingewiesen, daß auch sonst hier die Vier eine Rolle spielt. Wie im zentralen Raum der solaren Kultur werden auch die Städte mit vier Toren, natürlich nach den vier Himmelsrichtungen angelegt, ebenso mit vier Opfergräben. Einer meiner Schützlinge in den Lagern farbiger Gefangener, ein alter Mande, erzählte mir in Rumänien, wie solche Stadtanlage früher vor sich ging. Mit dem ersten Auftauchen des ersten Viertels des Mondes ward die Absteckung des Umkreises und der Tore begonnen. Dreimal wurde die Stadt dann mit einem Stier umzogen. Dann wurde er in den abgesteckten Raum gebracht, zusammen mit vier Kühen. Nachdem er drei von ihnen besprungen hatte, wurde er geopfert. Sein Glied wurde in der Mitte der neuen Stadt begraben und ein Phallusaltar neben einer Opfergrube errichtet. Auf dem Altar wurden immer drei Tiere, in der Grube vier Tiere geopfert usw. Die Haupt-

sache ist, daß der Stier als mit dem Mond verbunden betrachtet, die Stadt aber direkt als Sinnbild der Sonne bezeichnet wurde.

Dieser selten schöne Bericht, auf dessen weitere sehr ausführliche Einzelheiten ich an anderer Stelle (siehe „Erlebte Erdteile“ Bd. V) eingehe, zeigt, daß die männliche Drei und die weibliche Vier nichts weniger sind als nur volkstümliche Niederschläge — und daß diese volkstümlichen Niederschläge vielmehr Relikte aus einer recht hohen Mythologie sind —, wie eine solche im westlichen Mittelmeer des Altertums ungemein üppig sproßte.

III.

Ich komme nun auf jene oben erwähnte Eigentümlichkeit der ägyptischen und babylonischen Mythologie zu sprechen, derzufolge der Himmel = 3 und die Erde = 2, der Himmel aber bildlich als weiblich, die Erde als männlich dargestellt ist. (Bei Lanzoni und Hommel.) Hier ist ein Gegensatz zu allem sonst Feststellbaren, indem der 3 (ungerade Zahl) weiblicher und der geraden Zahl männlicher Charakter zugeschrieben wird. Genau den gleichen Gegen-

358

satz zu dem Allgemeingültigen treffen wir nun auch in der atlantischen Kultur, die eine Kolonie der Kultur Westasiens ist. Auch hier hat die 4 männlichen und die 3 weiblichen Charakter. Nun habe ich bei diesen wichtigsten Trägern atlantischer Kultur eine Legende gefunden, die mir seinerzeit bedeutungslos schien, die aber heute sehr wichtig wird.

Nach schon lange bekannter Mythe der Joruba lagen im Anfang der Dinge der Gott des Himmels, Obatalla, und die Göttin der Erde, Odudua, eingepreßt in einer Kalebasse. Ein Streit, bei dem die Göttin blind wurde, führte zu ihrer Trennung (Crowther, Ellis, Bastian). Ein Jebu erzählte mir, wodurch der Streit entstand. Obatalla und Odudua hatten zusammen 7 Ringe. Wenn sie nachts beieinander lagen, legten sie diese an, und zwar immer der, der oben lag, die ersten vier, der, der unten lag, die restlichen drei Ringe. Eines Tages wollte Odudua oben liegen, um die vier Ringe anlegen zu können. Der Himmelsgott wollte dies nicht. Der Streit hatte zur Folge, daß die Kalebasse aufsprang. Der untere Teil der Kalebasse mit Odudua senkte, der obere

Teil mit Obatalla hob sich. Seitdem trugen früher die Jebumänner 4, die Jebufrauen drei Ringe. Wäre es nicht zu diesem Streit gekommen, wäre es umgekehrt.

Diese kleine Variante ist deshalb so interessant, weil sie eine Parallele zu einer alt-syrisch-jüdischen Erzählung ist. Nach dieser stritten sich Adam und Eva im Paradiese, wer von beiden bei der Umarmung oben, wer unten liegen solle.

Im Grunde genommen sind dies Varianten der durch den ganzen Raum der solaren Kultur verbreiteten Weltelternmythe, nach der der Himmel die männliche, die Erde die weibliche Gottheit darstellt. Wir finden sie in Griechenland, Kleinasien, Babylonien (männliche Gewässer des Himmels, weibliche der Erde), Indien, China und Korea, Polynesien, Zentralamerika. Im östlichen Mittelmeer liegen Uranus und Gaa in ständiger Befruchtungsarbeit eng aufeinander, bis der listige Kronos mit scharfem Schnitt das Zeugungsglied des Vaters abtrennt. Aehnlich ist es in Polynesien. Die „Welteltern“ sind ein viel verwendetes Motiv, dessen Verfolgung hier zu weit führen würde.

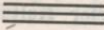
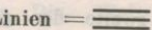
Beachtenswert für die heutige Betrachtung ist, daß im allgemeinen die Mythe mit dem Zahlensinn übereinstimmt. Die männliche 3, die Bewegung, gehört der oberen Welt, der weiblichen 2 und 4 die in ruhiger Lage ausgedehnte Erde. — So das Endergebnis. Aber in dem Augenblick, in dem die nördlichen mit der ihnen angeborenen 3, die südlichen, die 2 und 4 tragenden Kulturen, um die Anerkennung ihrer Herrschaft ringend, sich berührten, in diesem Augenblick mußten Wirrnisse und Konflikte entstehen, die dem Streit Oduduas und Obatallas und Adams und Evas außerordentlich ähnlich sind.

Erst nach einer um die Vorherrschaft — oder vielmehr um den Ausgleich — ringenden Zeit konnte Harmonie eintreten. Dieses wichtige Moment ist sehr zu beachten. Bei der Berührung und in der dann folgenden Zeit der Verbindung zweier Kulturen zu einer dritten müssen drei Phasen unterschieden werden: die erste Epoche des Ringens und Tastens, die zweite der gewonnenen Harmonie, des erreichten Ausgleiches, die dritte des Zerfalls, der Auflösung in die verschiedenen Elemente,

aus denen der Körper (im Sinne der Chemie) erstand.

IV.

Der Raum, in dem sich heute die Geschlechtsbedeutung der Zahlen nachweisen läßt, erstreckt sich von China und Vorderindien westwärts über Babylon, Kleinasien und östliches Mittelmeer nach Afrika. Daß die Verbreitung einst größer war, läßt sich gut nachweisen. Bestimmte Symptome sprechen dafür. In Hinterindien klingt solches in Tätowierungen nach. In den islamischen Ländern stehen auf dem Grabe der Frau 2, auf dem Grabe des Mannes eine Steinstele. Der Koran sagt hierüber nichts. Diese Sitte ist altarabisch.

Von Arabien nach Osten gehend treffen wir in Indien auf uralte Kompaßdarstellung. Der Norden ist hier charakterisiert durch drei lange parallele Linien = . Diese langen Linien gelten als männlich, wie der Norden ebenfalls männlich ist. Der Süden wird dargestellt durch drei gebrochene Linien = . Die in zwei Teile zerlegte Linie gilt als weiblich. Auch der Süden ist weiblich. Also wie

362

in Arabien ist $\text{---} = 1 = \text{♂}$ und $\text{---} \text{---}$
 gleich $2 = \text{♀}$. Solches ist nicht auf Indien be-
 schränkt. In China ist ganz ähnliche Auf-
 fassung urtümlich mit der hohen Kultur ver-
 bunden. Das ganze Pat-Kwa-System beruht
 darauf.

Die chinesische Philosophie geht aus von
 der Polarität des Hellen, Lichten (= Yang)
 und des Dunklen, Schattigen (= Yin). Der
 Yang-Pol ist hier --- also 1, als ♂ ; es
 ist die Kraft, die in der Zeit wirkt, das
 Schöpferische. Der Yin-Pol wird dargestellt
 durch $\text{---} \text{---}$ also 2, gilt als ♀ . Das Yin-Prinzip
 entspricht dem Raum und der Ruhe. In der
 Zusammensetzung der Steigerung ist ====
 gleich der männlichen Sonne und ==== das
 Symbol des Mondes, der hier natürlich weiblich
 ist. Noch weiter entwickelt ist ===== das
 Bild des männlichen Himmels und =====
 das der weiblichen Erde usw. (Vgl. die neuer-
 liche gute Darlegung bei Richard Wilhelm.)

Deutlicher kann diese uralte
 Weisheit nicht ausgesprochen
 werden. Die Einheit oder unge-
 rade Zahl steht hier als Aus-

druck des Männlichen, der Zeit, der Bewegung, des Prinzips der Entwicklung direkt der Zweiheit oder geraden Zahl als Charakter des Weiblichen, des Raumes, der Ruhe, des Prinzips der Gestaltung gegenüber.

Die Sexualität der Zahlen erfuhr im Laufe der Zeiten abweichende Behandlung im Sinne der Intensität. Einer älteren Zeit naiver Selbstverständlichkeit des Sinnes folgte eine Periode der Reflexion. Erstere ist in Altbabylon und Aegypten dokumentarisch erhalten, bei den Afrikanern noch heute lebendig. Dagegen zeigen die orphische Lehre und die Gedanken der Pythagoräer deutlich das Bild eines Aufbaues aus dem Orient gewonnener Baustoffe zu Spekulationen. Hier wird schon zum System, was vorher organisch war. Die Entelechie weicht dem Bedürfnis nach Kausalität. Die Idee der Zahl wird zum angewandten Begriff. Wenn gesagt wird, daß die $5 = 2$ (weiblich) + 3 (männlich) und demnach = Ehe ist, so ist die Zahl damit ihrer natürlichen Kraft, Uebersinnliches zu gestalten, beraubt; sie ist nicht mehr Sub-

jekt, sie ist jetzt Objekt. An die Stelle der Intuition und der Ergriffenheit ist der Gedanke getreten. — Bachofen hat diese Periode und diese Erscheinungen bisher als einziger zur Darstellung gebracht.

Aber ich betone: Diese Auffassung ist eine späte, eine zwischen den Formbildungen auf dem Wege der Entelechie und zwischen den mit Gedankenarbeit erreichten philosophischen Begriffen stehende. Wenden wir ihr allzu viel Aufmerksamkeit zu, so verfallen wir demselben Unheil, das eine allzu intensive Beschäftigung mit den klassischen Kulturen stets hervorgerufen hat: die Auffassungen einer dem natürlichen Werdegange schon entrückten Spätzeit trüben unsern Blick für die Ausschau nach dem lebendigen Sinn der Kulturbildung.

Damit und in der Verfolgung der ältern, der naiv getragenen Zahlbildungen komme ich auf den ersten Abschnitt des 6. Kapitels zurück. — Die Zahlen wurden nicht vom Menschen erdacht. Die Zahlen sind. Die Zahlen haben ein Eigenleben. Die Zahlen sind Wesen des Pandeuma. Wenn wir jetzt sehen, daß der 3 der Nordlandmassen die 2 und später die 4 der Süd-

ränder gegenübersteht, so heißt das einen Blick in die fernen Geheimnisse der Kultur gewinnen. Wenn dieser nördlichen 3 die Bewegung, das Zeitgefühl, das Schicksalhafte, der südlichen 2 und 4 aber Raum und Richtung in den Planen innewohnen — wenn in der Bewegung dieser Zahlen die nördliche 3 dem Männlichen im Gegensatz oder in Ergänzung der südlichen 2 und 4 als Weiblichem entspricht, so bin ich damit an der Grenze schon erschlossener Tiefen des Paideuma angelangt. In dem Buche „Das unbekannte Afrika“ wurde versucht nachzuweisen, daß es zwei Urkulturen gibt, eine patriarchalisch-tellurische und eine matriarchalisch-chthonische.

Hier nun kann also fortgesetzt werden: die nördliche 3 ist Charakter der tellurisch-männlichen Kultur, ist synonym der Zeit und Bewegung, daher Urform aller Multiplikation, die weibliche 2 Charakter der chthonisch-weiblichen Kultur, ist gleichsinnig dem Raum und der Richtung, daher Beginn der Addition. Mit den Belegen der Architektur wurde in der eben genannten Arbeit dargelegt, wie das Leben der Menschen in der tellurischen Kultur aus der

366

9. Die Geburt der Mythologischen Kultur.

I. Die Zweigeschlechtigkeit in der Natur; auch hier das Männliche Sinn der Bewegung, das Weibliche Sinn der Ruhe und raumgebunden. II. Die Begattung der männlichen und weiblichen Kulturen. III. Der Aufbau der mythologischen Zahlensysteme aus den organischen Urzahlen 3 mit Multiplikation und 2, 4 mit Addition. IV. Morphologie der Zahlen. 1. Stufe: überbegriffliche Urcharaktere, 2. Stufe: Symbole mythologischen Systems, 3. Stufe: stilbildend in den Formen der Mathematik (hohe Kulturen), 4. Stufe: Begriffsmittel des Wirtschaftslebens (Zivilisation). V. Die Periode und der Raum der Mythenbildung in ihrer kulturellen Bedeutung. VI. Der Raum und die Periode der solaren Kultur in Beziehung zu den Pendelbewegungen der mediterranen Kultur. VII. Junge Kulturbildungen als zeitweilig erlebte Manifestationen des Paidaema, die dem Menschen entwinden, weil er sie begrifflich festhält.

I.

Die mit den letzten Absätzen gewonnene
Einsicht erschließt Urwesenheit. Im Metaphy-
sischen wie im Sinne der menschlichen Umwelt.

Wir sehen jetzt die große nördliche Landmasse mit dem Rücken gelehnt an die Eiszone und die Region polarer Nächte und das Leben geleitet vom Monde, drängend zur Entwicklung des Männlichen, zum Erlebnis der Zeit — mit dem Antlitz blickend in die Räume der Meere, in heiße, leicht durchlebbare Küsten- und Inselländer — unter der Herrschaft der Sonne, erfüllt vom Wesen des Weiblichen, aufbauend den Sinn des Raumes. Eine Astrologie neuen Sinnes. Hier Mond, dort Sonne! Der Wohnraum des Menschen im Banne des Außerirdischen, der Phänomene des Weltraumes.

Und wie der Plan der zukünftigen Gestalt der ganzen Pflanze schon enthalten ist im winzigen Samenkorn, so liegt in dem Anfange aller Kultur schon das Sinnbild späterer Ausgestaltung. Diese Ausgestaltung ist aber durchaus homolog den Erscheinungen der natürlichen Umwelt.

Im Entstehen, Sein und Verlaufe aller organischen Wesen muß eines auffallen. Der Beginn erscheint wie tastendes Versuchen, wie ein Allesversuchen, um im Phänomen der Einsinnigkeit sich zu vollenden. Die ersten Lebe-

wesen pflanzen sich fort und erhalten sich durch Teilung, Knospung, durch Sporenbildung und ich weiß nicht was alles für Vorgänge. Am Ende der Entwicklung aber ist hier das Tier, dort die Pflanze zweigeschlechtig. Es gibt männliche Bäume und weibliche Bäume, männliche Tiere und weibliche Tiere. Im Geschlechte aber zeigen beide gleichen Sinn. Der Stempel und der Eierstock liegen fest, der Pollen und das Sperma bewegen sich. Bei vielen unter den Insekten haben die männlichen reiche Bewegungsorgane, während die weiblichen flügellos sind.

Auch in der Umwelt ist, das Weibliche an den Raum gebunden, das Männliche aber beweglich. Das Männliche ist die Verkörperung ewig ungestillter, erst mit Alter oder Tod erlöschender Sehnsucht, das Weibliche die Erfüllung. Auch hier in der natürlichen Umwelt ist das Männliche also Ausdruck der Bewegung und der Zeit, das Weibliche solcher der Ruhe und des Raumes.

II.

Das Verhältnis der männlich tellurischen durch die 3 und der weiblich chthonischen durch 2 und später 4 charakterisierten Kulturen drückt sich im Schicksal der Völker aus, mit denen sie immanent verbunden sind. Deutsche, Russen, Tataren, Mongolen, die Völker der tellurischen Kultur waren in der Zeit ihres Werdens immer bereit, über die Grenzen ihres natürlichen Wohnraumes herauszubrechen und die Länder der chthonischen Kultur zu besiedeln. Die Völker der chthonischen Kultur lagen stets fest und handelten gegen das Phänomen der Bedingungen ihrer kulturellen Gebundenheit, wenn sie sich in Bewegung setzten. Der Einfall der Völker der männlichen Kulturen in das Gebiet der weiblichen hatte aber stets zur Folge: erstens die Einbuße ihres kulturellen Weiterbestandes und zweitens, wenn die weibliche Kultur empfängnisbereit war, eine Befruchtung. Dem Einfall der Sumerer in babylonisches Gebiet folgte die Entwicklung der hohen semitischen Kultur, dem Einfall der Griechen in das ägäische Gebiet

Entstehung der klassischen Kunst, dem Einfall der Lateiner in ägäisch-etruskisches Gebiet die Entstehung des römischen Staates. Der Vorgang der Kulturbildung ist hier durchaus homolog dem in der natürlichen Umwelt.

III.

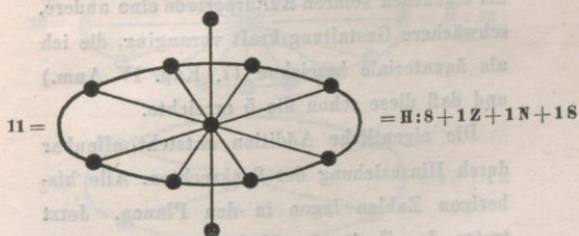
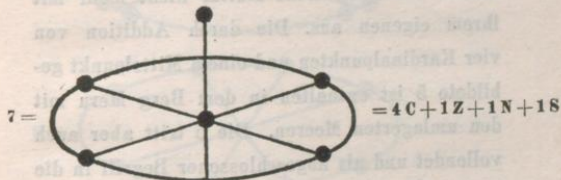
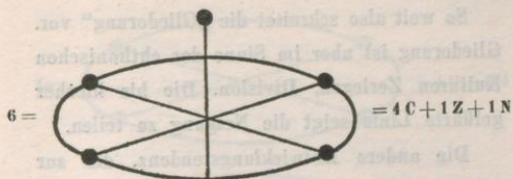
Von dieser Abschweifung ins einzelne, ins Historische kehre ich nunmehr zurück zur Uebersicht des Ganzen, zu der Betrachtung der Kartogramme der solaren Kultur, und frage, was diese hierzu zu sagen haben.

Vertiefen wir uns noch einmal in den Gehalt an Zahlen, der im Raume der solaren Kultur mit der 4 zusammen auftritt, und in den der Dreier- und der Zweiterräume. Letztere haben für ältere Zeit und alte Schicht eigentlich nur die 3 und die 2. Andere Zahlen fehlen und ergeben bei näherer Hinschau Anzeichen jüngerer Bildung oder Zufuhr. Im Raume der 4 treten aber mitsamt auch der naiven solaren Mythe schon auf die 6, 7, 8, 10, 11, 12. Schon Schirren und, ohne seine Arbeit zu kennen, Pott haben die aus solarer Kosmogonie entstandene Natur einiger dieser

Zahlen richtig erkannt. Das nebenstehende Schema mag die Entwicklung verständlicher machen.

Der Ausbau des Systems geht aus von den vier Kardinalpunkten, den Richtungspunkten der Sonnenbahn, übertragen auf den (hier in der Ovalen dargestellten) Horizont. Der Aufstieg zur 8 geht entweder in der Weise vor sich, daß durch paarweise Anordnung (alle diese vom 2-Erlebnis zum 4-Erlebnis übergehenden Völker neigen zur Paarbildung) die vier Götter der Kardinalpunkte zu vier Götterpaaren werden (siehe Aegypten und Etrurien!) oder daß die schon mit der 4 eingeleitete Teilung des Horizontes durch Halbierung in eine achtfache fortgeführt wird. Auch diese Bildung ist schon in der Zweierkultur vorbereitet, da, wie Karl v. d. Steinen ganz richtig erkannt hat, die 2 einer Spaltung entspricht (s. oben). Mehrere Kulturen sind auf diesem Wege noch weiter fortgeschritten. In der etruskischen Fulgurallehre beleben 16 Götter den Horizont. Ebenso ist es im atlantischen Kulturgebiet Westafrikas. Reste sind fast überall im Gebiete der solaren Kultur nachweisbar.

374

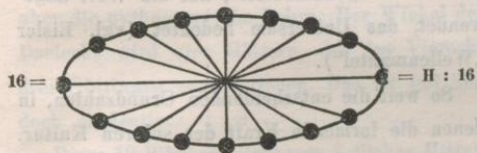
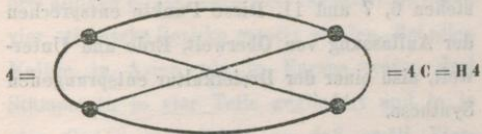


Graphische Darstellung der mythologischen Hauptzahlen I.
(H Horizont; C Cardinalpunkt; Z Zenit; N Nadir; S Standpunkt).

So weit also schreitet die „Gliederung“ vor. Gliederung ist aber im Sinne der chthonischen Kulturen Zerlegen, Division. Die bis hierher geführte Linie zeigt die Neigung zu teilen.

Die andere Entwicklungstendenz, die zur Addition, kennen wir gleichfalls schon aus der Region der Zweierkultur. Hierin nun aber kommt die chthonische Kultur nicht mehr mit ihrem eigenen aus. Die durch Addition von vier Kardinalpunkten und einem Mittelpunkt gebildete 5 ist enthalten in dem Berg Meru mit den umlagerten Meeren. Die 5 tritt aber auch vollendet und als abgeschlossener Begriff in die solare Mythologie ein. Das wird leicht verständlich, wenn man sich daran erinnert, daß der eigentlich solaren Kulturperiode eine andere, schwächere Gestaltungskraft voranging, die ich als äquatoriale bezeichne (7. Kap. IV Anm.) und daß diese schon die 5 erreichte.

Die eigentliche Addition entsteht offenbar durch Hinzuziehung der Senkrechten. Alle bisherigen Zahlen lagen in den Planen. Jetzt treten der Zenit, der Nadir und endlich der Mittelpunkt, d. h. der Fußpunkt des das Ganze betrachtenden Menschen hinzu. Dadurch ent-



Graphische Darstellung der mythologischen Hauptzahlen II.
(H Horizont; C Cardinalpunkt; Z Zenit; N Nadir; S Standpunkt).

stehen 6, 7 und 11. Diese Punkte entsprechen der Auffassung von Oberwelt, Erde und Unterwelt, also einer der Dreierkultur entsprungene Synthese.

Die wichtigste unter ihnen ist die 7. Sie ist die vollkommene Verbindung der 3- und 4-Anschauung. Und somit ist es ganz natürlich, daß wir hier wieder dem All- und Einheitsbegriff begegnen (7. Kap. V über 2, 4 und 3 = all). Johannes Hehn hat auf Grund der keilinschriftlich überlieferten Gleichung VII = kis-sa-tu (= „Gesamtheit“, „All“) den bündigen Beweis geliefert, daß der Ausdruck „sieben“ = „Gesamtheit“, auf die Welt angewendet, das Universum bedeutet (vgl. Eisler „Wellenmantel“).

So weit die entscheidenden Grundzahlen, in denen die formende Kraft der solaren Kultur, ein Zahlensystem gestaltend, zum Ausdruck kommt. Dazu tritt eine andere Reihe, die sich bezeichnenderweise im Schema nicht abbilden läßt, — die, bei der nicht der Raum entscheidet, sondern das zeitliche Urwesen der 3-Kultur. An der Spitze steht die 12.

Spengler berichtet, daß im Jahre 471 die
378

drei adligen etruskischen Geschlechtstribus durch vier städtische Bezirke ersetzt wurden. Bei allen Kelten in Asien wie in Europa waren drei Stämme in je vier Teile gegliedert und in je vier Gauen angesiedelt, so daß zwölf Vierfürstentümer entstanden. Ebenso bestanden die Arkadier aus drei Stämmen, deren jeder in vier Abteilungen angesiedelt war. Der achäische Bund wurde gebildet von vier Stämmen, die in zwölf Städten verbreitet waren. Das ganze östliche Mittelmeer kannte diese Grundlage der Stammesorganisation. Die „zwölf Städte“ sind ein Grundsatz. Deshalb kämpfen auch stets zwölf Helden mit zwölf Helden. Oder aber die pythagoreische Lehre: Der Winkel des Dreiecks wird vier Göttern, der des Vierecks drei Göttinnen zugeschrieben. Das ist tief und doch eindeutig.

Diese 12-Bildung reicht vom östlichen Mittelmeer bis China, wo gleich nach der Gründung das Reich nach den vier Weltgegenden geordnet wird und zwölf Mandarine als Oberhäupter eingesetzt werden.

Hier ist die 3 das Urwort der Stammesbildung. Tribus kommt von tribuere. Die 4

gibt den Raum. Die 3 als herrschendes Element leitet, d. h. es erfolgt die Multiplikation. In diesen Zahlen tritt das Uebergewicht der 3 hervor sowie in dem Vorherbesprochenen die entscheidende Gestaltungskraft der 4.

IV.

Aber gleich, ob der Charakter der mütterlichen oder väterlichen Zahl entscheidet, es wird aus dem Zusammenstoßen der tellurischen und der chthonischen Kultur ein Gerüst von Zahlen gezeugt. Ein Neues ist entstanden. An die Stelle der Zahl als Charakter tritt die Zahl als Symbol bei der einen, als Allegorie bei der andern. Aus den zwei Zahlen 3 und 4 als Charakteren entstehen die mythologischen Zahlen.

Damit aber verliert die Zahl auf der einen Seite ihren metaphysischen Sinn, gewinnt dafür aber die Möglichkeit unbegrenzter Variabilität, — wird damit zunächst zum Quell eines fruchtbaren Stromes von Allegorien und Symbolen, der den Stilformen der Mathematik das Leben gibt (vgl. 10 II), um dann allerdings zuletzt in der Wüste begrifflichen Denkens zwischen

380

Rechenmaschinen, Geschäftsbüchern und Kurszetteln dem Tode zu verfallen, d. h. anorganisch zu werden.

V.

Ein Symptom des Kulturwerdens paideumatischer Tiefe ist gewonnen. Der Zeugung folgte die Geburt. Die mythologische Kultur erwacht. Zwischen den Südküsten Asiens, der Ostküste Afrikas und der Westküste Amerikas kreist die mütterliche Kultur.

Der Mythos entsteht, gedeiht, durchflutet den Raum im Pazifischen und Indischen Ozean, Mythos heißt nicht nur Fabel. Mythos ist Vereinigung von Raum und Zeit. Zeit- und Raumgefühl paaren sich, und aus dem Schoße der Mutter steigt eine neue Weltbetrachtung hervor. Der Mythos bedeutet aber nicht System. Mythologie heißt Organismus. Diese (höhere im Gegensatz zu einer niederen) Mythologie erwächst in dem Raum, in welchem heute noch die Sonne männlich und der Mond weiblich ist, -- also im Raume des Sonnengottes. Die Mythen selbst schwirren in die Welt hinaus. Neues Lebensgefühl, Dehnungsbedürfnis, Hunger nach

Erfassen des Letzten durchströmt die Welt zwischen den Küstenländern der Kontinente. Auf dem Wege der Befruchtung kehrt die Kinderschaft zurück, und was im Südlände dem Sonnengotte zufiel, nimmt im Norden fordernd der Vater in Anspruch. Der Mondgott im Norden, der Sonnengott im Süden. Damals mag mancher Kampf um Urheberrechte ausgefochten worden sein, der im großen das war, was moderne Mythologen im kleinen auspauken: hie Sonnengott, hie Mondgott.

Das Zeitalter aber war das des Sonnengottes.

Dies neue Lebens-, Zeit- und Raumgefühl äußerte sich aber nicht nur im Sichverkörpern in gewaltigen Naturbildern. Der Götterdichtung entsprach die Staatenbildung. — Auch eine Projektion des Neuerfaßten auf irdische Verhältnisse. Die Darstellung im Kultus, im heiligen Feuerdienst und in der mimischen Wiedergabe himmlischer Ereignisse (6. Kap. IV) entsteht — das Schauspiel — und da, wo Vertiefung möglich ist, die Vorbereitung des Dramas.

Der neue Staat gab neue Verbände, der

Verkehr schuf neue Ansprüche. Allegorie oder Symbol wurden zur Technik. Aus dem Feuer-rad erwuchs der Wagen, aus zeremonieller Ackerbefruchtung der Pflug. Entscheidende Gestaltung gewann aber auch die Zahl: Zeit, Maß und Gewicht wurden geordnet. An Stelle des geschliffenen Steines ward gegossene Bronze zum Werkzeug.

Ich wüßte kaum ein Gebiet, auf dem dies neue Lebensgefühl nicht Umbildungen und Neuschöpfungen hervorgerufen hätte. Die Götter entstanden und die Menschen erlebten selbst die Schicksale der Götter.

VI.

Vergegenwärtigen wir uns nun noch einmal zusammenfassend den in den Kartogrammen ausgedrückten Befund betreffend die Ausdehnung der solaren Kultur.

Ich ging aus von der Feststellung des Geschlechtes der Gestirne (Karte 6 bis 9). Zumal das Kärtchen 6 zeigt deutlich die geschlossene Lage eines Gebietes, in welchem eine männliche Sonne und ein weiblicher Mond regieren. Von Madagaskar bis ins mexikanische

Meer. Von China bis Neuseeland. Südasien, aber nicht das südliche Arabien. Der Vergleich mit 6 und 7 (vereint in 9) lehrt, daß das Verbreitungsgebiet der Sonnenauffassung als Mann sich vom indisch-pazifischen Becken aus nach Nordwesten hin bandförmig auf England zu erstreckt. In Asien verläuft es über Persien, Mesopotamien, Syrien (von Afrika nach der Oase Aegypten mitnehmend), Kleinasien, geht dann über auf europäischen Boden und bedeckt hier Balkan, Italien, Spanien (mit Tartessos!), Frankreich, England. Im Norden wie im Süden lagern Flächen, auf denen der Mond männlich und die Sonne weiblich ist. Im Norden der große Landmassenblock der Germanen, Slawen, Tataren, Mongolen, Polaren. Im Süden, also in Afrika, alle Hamiten mit Ausnahme der Aegypter und fast alle Negervölker, insoweit der Mond männlich ist, mit Ausnahme der Träger der fossilen Kultur und der atlantischen Stämme.

Diese bandartige Verbreitung veranlaßt mich zu der Frage, aus welcher Richtung dieser Streifen seine Entstehung erhielt. Er stellt ganz deutlich etwas Dazwischengescho-benes, eine mit Neuem ausgefüllte Spaltung

384

des ursprünglich geschlossenen Gebietes der Mondmannheit dar. Zwei Symptome sind für die Beantwortung der Frage entscheidend. 1. Der Herr Sonne regiert auch an der Westküste Afrikas in den Ländern der atlantischen Kultur. Hierher kam er nicht zu Lande, sondern zu Wasser, und da Avienus erfreulicherweise uns hinterlassen hat, daß der Sonnengott und die Mondgöttin auch in Tartessos dominierten, so ist der Anschluß auf maritimem Wege geboten. Der atlantische Sonnengott kommt aus dem Mittelmeer, und zwar aus dem Bereiche jener Kulturen, die von Kleinasien aus nach Westen vordrangen (z. B. auch die etruskische).

Zum zweiten läuft der Streifen in Afrika nur über Aegypten, deckt aber nicht die Hamiten. Nun zeigte sich in dem Kartogramm Nr. 2, daß das Kulturniveau sich in diesen Ländern zu zwei Zeiten in zwei verschiedenen Richtungen verschob. In der älteren Steinzeit von W. nach O. (West-Ost-Pendel), in jüngeren historischen Zeiten von O. nach W. (Ost-West-Pendel). Zwischen beiden ist ein Hiatus feststellbar, der in der Kluft zwischen Steinzeit und Bronzezeit liegt. Die Bahnen der beiden

Frobenius, Bd. VII. 13 385

Pendel sind nicht gleich. Der ältere läuft von Westeuropa über Spanien nach Kleinafrika und am Südrande des Mittelmeeres, der jüngere wandert von Kleinasien über das Aegäische Meer nach Griechenland, Italien, Westeuropa, also am Nordrande des Mittelmeeres hin. Der erste ist rein kontinental, der zweite kontinental und maritim.

Vergleichen wir unsere Karte 6 in diesem Punkte mit den Pendeln Karte 2, so zeigt sich, daß der männliche Herr Sonne mit dem Rückpendel gekommen sein muß. Die Mutation ist nicht im Westen, sondern im Osten erfolgt. Von Südasien her drang der Gott Sonne bis in das Mittelmeer vor und spaltete den Machtbereich des männlichen Mondgottes. — (Hierbei soll an dieser Stelle festgestellt werden, daß die Bahn des älteren Pendels schon Vorbedingungen aufweist, die zu besagter Formwelt des Rückpendels im Verhältnis der kulturellen Prädisposition stehen.)

Mit diesen Ueberlegungen ist die Erkenntnis gewonnen, daß das Urgebiet der solaren Weltanschauung nicht im Gebiet der Westlandmassen und des Mittelmeeres, sondern

im südlichen und südöstlichen Asien aufzusuchen ist.

Noch eine andere Tatsache eröffnen die Kartogramme, die für die Beurteilung der Entwicklung dieser Periode von einschneidender Bedeutung geworden ist. — Auf Kartogramm 10 wies ich auf die Verbreitung der spinnenden und webenden Mondgöttin hin. Das Band verläuft in Südasiens nach NW., wie nun ja zu erwarten ist, auf dem Weg des Ost-West-Pendels und nach Amerika über Ozeanien. In Polynesien erfährt die Mythe die Umbildung, daß die Frau nicht spinnt oder webt, sondern Rindenstoffe (Tapa) klopft. Der Grund ist ein sehr einfacher: Auf den polynesischen Inseln wurde zur Zeit der Entdeckung nicht mehr Baumwolle gesponnen und war die Weberei unbekannt. Man trug eben Rindenstoffkleider. Die Weberei der Amerikaner auf Herkunft aus Südostasien zurückzuführen, ist sogar M. Schmidt bereit. (Dazu neuerdings Dr. Rivet.) Sie wanderte also auf der ozeanisch-polynesischen Inselbrücke hin, ohne einen technischen Niederschlag auf den Inseln zurückzulassen. Hier, wo die Verbindung auf technischem Gebiet unterbrochen wurde,

lebt der Rest des Lebendigen in der Mythe weiter. An Stelle der Spinnerin und Weberin trat die Rindenstoffklopfierin (ähnlich ist es in Nordamerika, wo über das Gebiet der alten Weberei hinauswohnende Stämme an die Stelle der mythischen Weberin im Monde eine Korbflechterin gesetzt haben).

Derart tritt ein Symptom zutage, das die Kulturbetrachtung nie aus dem Auge verlieren darf. Inselkulturen sind stets der Gefahr ausgesetzt zu verarmen. Wenn Inselkulturen durch Verkehrsabbruch isoliert werden, so konzentrieren sie sich zur spezialisierenden Stilbildung (2. Kap. VIII), aber sie opfern dem eigenen Lebens- und Kunststil umfangreiche Kulturerrungenschaften. So fehlen denn den Ozeaniern des fernerer die Schrift — und doch wissen wir, daß z. B. auf der Osterinsel eine solche einmal bestand —, die höhere Kalenderbildung (Karte 13), die Metallverwendung, die Töpferei. Der Bogen war bei der Entdeckung gerade im Aussterben.

VII.

Zum Schluß dieses Kapitels sei noch einmal mit starker Betonung darauf hingewiesen, daß

388

dieses Werden der solaren Kultur, diese Abwandlung der Entstehung der mythologischen Kulturperiode nicht etwa ein erstes solcher Art gewesen ist.

Die Spaltung des Paideuma zur Bildung männlich-tellurischer und weiblich-chthonischer Kultur als Auswirkung des Urphänomens der Polarität ist vermutlich älter als der Beginn der mythologischen Kulturperiode. Demnach haben Befruchtungen — und einer solchen hat ja das „Zeitalter des Sonnengottes“ seine Entstehung zu verdanken! — schon früher stattgefunden. Wir kennen auch die Endergebnisse solcher Vorgänge. Auf eines will ich hier eingehen, muß aber zum Verständnis weniger mit dem Stoff vertrauter Leser recht weit in die Geschichte zurückgreifen — bis in jene Steinzeitperioden, die noch unter dem Signum der Eiszeiten und ihrer Nachwirkungen standen.

Wir unterscheiden drei aufeinander folgende und einander ablösende Steinzeitkulturen: die älteste Schlagsteinkultur, die mittlere Schnittsteinkultur und die jüngste Schliiffsteinkultur. In der ersten dieser Perioden herrschte das Schlaginstrument, der Faustkeil. Mit dem Ein-

setzen der zweiten tritt das Schneideinstrument dazu. Die dritte verwendet zum ersten Male und mit Vorliebe geschliffenes Werkzeug. Die zweite Periode setzt schroff und plötzlich ein. Das Schneideinstrument, das Messer, ruft ungeheure Umwälzungen hervor. Die Schnitzerei von Figuren ist plötzlich ins Leben gerufen. Erstmals tritt reicher Schmuck als Grabbeigabe auf. Dem Reichtum der Schnittsteinkultur gegenüber erscheint alles Vorhergehende, mag das einzelne Gerät auch noch so zierlich gearbeitet sein, arm (2. Kap. VI). — Das ist auch eine Frucht der Kulturbegattung. Männliche Kultur mit Holzschnitzerei muß in das Gebiet weiblicher Kultur eingefallen sein. Ich glaube, daß wir mit unseren Forschungen und mit Hilfe der Kartenvergleiche auch einmal so weit kommen werden, nicht nur totes Gräbermaterial und steinernes Felsbilderwerk in seinen Differenzierungen zu erkennen, sondern auch das dazu gehörige Leben, die Weltanschauung, die sozialen Erscheinungen in ihrer Gebundenheit aus solchem Gräbergut zu erfassen.

Und da sehe ich dann, daß in einer solchen

390

Befruchtungsperiode sich die Geschlechtseigen-
tümlichkeiten der Kulturen auf sozialem Gebiet
ausgewirkt haben müssen in der Weise, daß
die Formen des Matriarchats (Vorherrschaft der
Frau) und des Patriarchats (Vorherrschaft des
Mannes) zur Erscheinung kamen und den
Charakter des Zeitalters bestimmten. Heute
sind diese Gegensätze so gut wie verschwunden.
Sie wurden als Formen senil, erfüllen als
Wesenheit aber immer noch die Völkerräume,
mit denen sie immanent verbunden sind.

Denn das Paideuma, die Kultur ist an sich
metaphysisch. Von Zeit zu Zeit äußert es aber
in irgendeiner Gestalt sein Wesen. In der einen
Periode in geschlechterordnenden Formen, in
anderen in Zahlen- und Mythenbildungen, in
dritten wieder in Kunstgebilden. Aus solchen
an Perioden gebundenen Gestaltungen ist das
metaphysische Paideuma auch unseren Sinnen
zugänglich. Sie sind an Zeiten und Räume ge-
bunden, an sich aber nur der Form nach. In
diesen Gestaltungen gibt sich irgendein Wesens-
zug des Paideuma kund, wird es uns faßbar.
Nur ein Durchfühlen aller dieser im Grunde
genommen nur blitzartig den Kosmos durch-

zuehenden Ausdrücke des Paideuma kann allmählich zu einem auch dem so schwachen menschlichen Begriffsvermögen erreichbaren Erlebnis der Weltkultur werden.

10. Der Ost-West-Pendelschlag.

I. Die Lage der hohen Kulturen zwischen der Nordkultur der männlichen 3 und der Südkultur der weiblichen 2. II. Die Lage der hohen Kulturen im Becken der solaren Kultur; das mythologische Zahlensystem als Prädiposition für die Entstehung der mathematischen Stile der Hochkulturen. III. Gesichtswende in der solaren Periode nach NW, Verarmung im Osten des Pazifischen Ozeans. IV. Der die Meere des SO überspannenden Kulturperiode hoher Mythologie folgt die die Landmassen des W durchdringende Kulturperiode hoher Religionen. V. Der Ausschlag des Pendels über den Atlantischen Ozean. Verkehr und Kultur.
VI. Die Bahn des Pendels.

I.

(Hierzu Karte 20)

Es war ein weiter Weg von der ersten Betrachtung der natürlichen Lagerung und Beschaffenheit der Erdräume bis zum Einblick in die Periode der solaren und der hochmythologischen Kultur. Aber wenn ich meine Absicht erreicht habe, dann war die Wegführung be-

lohnt. Die Absicht aber ist, den Blick zu lösen aus dem einengenden Gesichtsfeld abendländischer Geschichtsauffassung und mechanisch-materialistischer Kulturbetrachtung. Kultur erlebt man nicht in London und nicht in Berlin, überhaupt nicht aus dem eigenen Lebensraume heraus. Im eigenen Raume ist der Mensch Objekt; im Getriebe des rasenden Großstadtlebens wird die so schon so kleine Weltgeschichte zur Tagesgeschichte, d. i. Straßentaub, einem bekanntlich wenig sauberen Element.

Wir haben nun aber den andern Standpunkt eingenommen, der außerräumlich, außzeitlich ist. Uns ist nicht der Vorgang als solcher wesentlich. Der Vorgang ist Ausdruck, ist Gestaltung eines an sich dem menschlichen Vorstellungsvermögen Unerfaßlichen. Wir suchen durch das Geschehnis hindurchzublicken auf sonst Unsichtbares. Und da sehen wir denn die die Räume durchdringenden Kulturen in ihrer (unserem europäischen Maßstab nach) riesigen Weite und Tiefe. Wir sehen aus einem mehrmaligen Zusammenkommen männlicher und weiblicher Kulturwesenheiten Formen-

394



Karte 20. Die Lage der 8 Hochkulturen zwischen den Räumen der 2 und der 3
 (I die Herrschaft der 3; II das Bereich der 2; III die 8 Hochkulturen).

welten entstehen — zuletzt die den Indisch-Pazifischen Ozean umspannende Periode und Formwelt der Mythenbildung. Die Erdräume als Bühne des Kulturgeschehens!

Aus der Weite solcher Dimensionen heraus blicken wir jetzt auf das zurück, was wir (2. Kap. I) sagten, auf Spenglers hohe Kulturen, und wir tragen sie in unsere Karte (20) ein. Es sind als östliche die indische, die chinesische und die amerikanische, als westliche die babylonische, die arabische, die ägyptische, die ägäische und die gotische. Von diesen ist die erste Gruppe dadurch charakterisiert, daß sie direkt am Großen Ozean liegt, die andere dadurch, daß sie in gewissem Sinne auf jener Scheide der westlichen Landmassen liegt, die durch das Mittelländische Meer gebildet wird und die im Euphrat-Tigrislande etwas wie einen Ausfluß in den Großen Ozean, in das Becken bietet, dessen Randländer die Evolutionen der solaren Kulturperiode in einem Raum zu einer Wesenheit zusammenfaßten.

Dazu trage ich noch in dieses Kartogramm die zwei anderen Räume ein, den des Vorherrschens der 3 und den der Leitstellung der 2.

II.

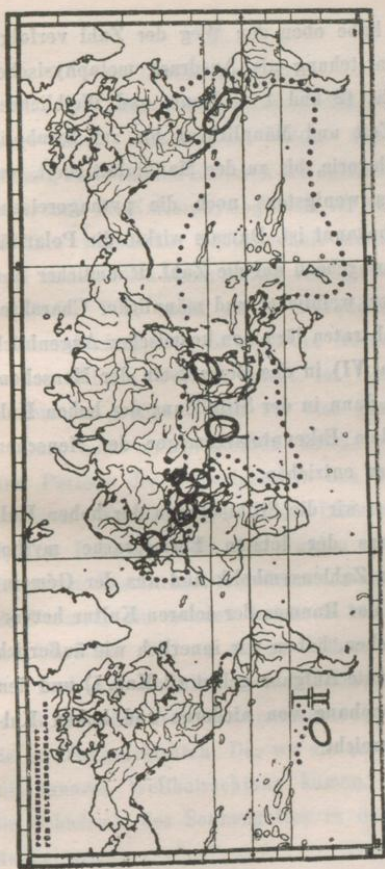
(Hierzu Karte 21).

Auch dieses Moment läßt die hohen Kulturen in zwei und zwar in die gleichen Gruppen zerfallen. Die indische, die chinesische und die amerikanische Kultur liegen im wesentlichen am Südrande des Raumes der prädominierenden 3 und nördlich des Gebietes der vorherrschenden 2. Dagegen schieben sich die babylonische, arabische, ägyptische, ägäische und abendländische Kultur als Keil zwischen die durch sie getrennten Räume der überlegenen 3.

Und weiter. Tragen wir die gleichen hohen Kulturen ein in ein Kartogramm der Vorherrschaft des männlichen Sonnengottes, so fallen sie durchaus in den Rahmen des solaren Raumes; und zwar wiederum entsprechend den zwei Gruppen, die indische, chinesische und amerikanische am Rande des großen Beckens und der größten Ausdehnung der solaren Kultur; die babylonische, arabische, ägyptische, ägäische und gotische in den Nordwestschlauch — wie wir im vorigen Kapitel (9. Kap. VI) sahen, auf die Zone des Ost-West-Pendels!

Das heißt: Das Wesen der hohen Kulturen ist vom Standpunkt der Kulturphysiognomik aus nicht von der Tatsache der Bildung der hohen Mythologie, der mythologischen Zahlen, der Verbindung eines aus vorherrschendem Zeit mal vorherrschendem Raumempfinden entstandenen neuen Lebensgefühles zu trennen. Ein zusammenfassender Raum, ein gemeinsames Kulturerleben ist also den hohen Kulturen Ausgang. Und doch sagt von diesen Kulturen Spengler: Es gibt mehrere Zahlenwelten, weil es mehrere Kulturen gibt. Wir finden einen indischen, einen arabischen, antiken, abendländischen Zahlentypus, jeder von Grund aus etwas Eigenes und Einziges, jeder Ausdruck eines anderen Weltgefühles, jeder Symbol von einer auch wissenschaftlich genau begrenzten Gültigkeit, Prinzip einer Ordnung des Gewordenen, in der sich das tiefste Wesen einer eigenen und keiner anderen Seele spiegelt, derjenigen, welche Mittelpunkt gerade dieser und keiner anderen Kultur ist. Es gibt demnach mehr als eine Mathematik. Es hängt also für den Stil einer entstehenden Mathematik alles davon ab, in welcher Kultur sie wurzelt.

398



Karte 21. Die Lage der 8 Hochkulturen im Raume der solaren Kultur (I das Gebiet
 der solaren Kultur; Sonne ☉, Mond ☾; II die 8 Hochkulturen).

Ich habe oben den Weg der Zahl verfolgt, ihre Entstehung als Ausdruck metaphysischer Polarität (2 und 4 = Raum und Weibliches; 3 = Zeit und Männliches) bis zur Symbolik und Allegorie, bis zu der Mannigfaltigkeit, aus der uns wenigstens noch die pythagoreische Lehre bekannt ist. Damals wirkte die Polarität noch formgebend auf die Zahl. Räumlicher und zeitlicher, weiblicher und männlicher Charakter der Zahl traten für einen kosmischen Augenblick (9. Kap. VI) in das Bewußtsein der Menschen, um sich dann in der Stilbildung der hohen Kulturen dem Erkenntnisvermögen der Menschen wieder zu entziehen.

Indem wir die Stilbildungen der hohen Kulturen aus der letzten Formsprache mythologischer Zahlensymbolik und aus der Gemeinsamkeit des Raumes der solaren Kultur hervorgehen sehen, haben wir innerlich wie äußerlich unsere erste Aufgabe gelöst (2. Kap. I) und den Zusammenhang von niederen und hohen Kulturen erreicht.

III.

(Hierzu Karte 22)

Ehe ich nun aber die zweite Aufgabe, die Frage nach unserer, der heute Lebenden, Stellung zu den hohen Kulturen in Angriff nehmen kann, muß die Kulturphysiognomik im Anschluß an ihre räumliche Gebundenheit noch nach einer anderen Richtung weiter verfolgt werden.

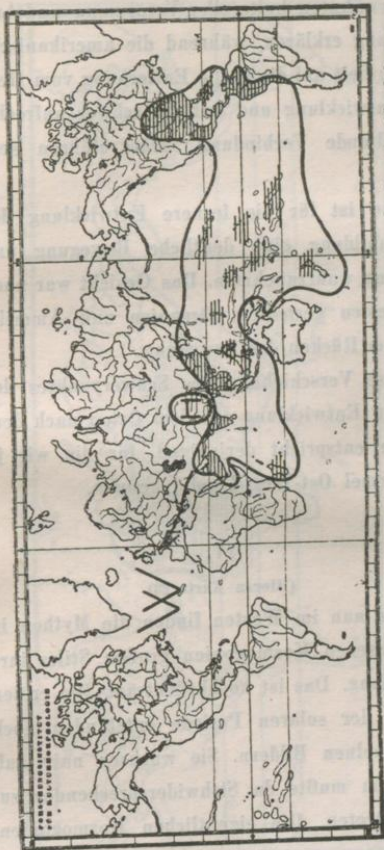
— Unser Weg sucht die Weiterbildung der Weltanschauung, wie sie nach der Ausdehnung in der solaren Periode nicht im einzelnen, sondern in großen Zügen vor sich ging.

Dem solar-mythologischen Erlebnis folgte eine Periode des Schwelgens in den neu gefundenen Vorstellungen und Bildern. Die Mythen festigten sich. Sie wurden aus Vorgängen zu Gestalten. Diese Gestalten wanderten als Formen, sie wurden heimisch bei Reifen und Unreifen. Da, wo sie zu Völkern kamen, die noch im Zeitalter der Tierfabel lebten (z. B. bei den Nordwestamerikanern) wurden sie zu Tiergeschichten. Da, wo sie zu Völkern mit lunarer Weltbetrachtung kamen, wurden die Schicksale des Sonnengottes zu denen des Mondgottes.

Ihr Hauptwanderweg erstreckte sich aber nach Nordwesten. Die Strömung des Ost-West-Pendels trug sie fort. So entsteht in Europa die durch das Neolithikum (die Schliiffsteinkultur) vorbereitete Bronzezeit. Die höchste Fähigkeit zur Formgestaltung fand die Kultur auf diesem oben ja schon besprochenen Wege aber fraglos zwischen Indien, Mesopotamien, Aegypten und Kleinasien. Hier sprossen die Göttersysteme bald stilreiner, bald übermäßig wuchernd — je nach dem Boden, auf den dieser Same fällt.

Im Gegensatz zu der hier immer deutlicher hervortretenden Variabilität auf dem Zuge nach NW flaut die Schöpfungskraft auf der entgegengesetzten Seite, nach Osten zu, ab. Sehen wir von den komplizierten Mythenbildungen der Zentralamerikaner, die ja der Bildung der Hochkulturen angehören und somit jünger sind, ab, so ist der Reichtum in Mythenbildungen in Amerika unverhältnismäßig gering. Ebenso ist es in Ozeanien, wo zwar herrliche Dichtungen entstanden, aber das Ganze den Rahmen ursprünglicher Naivität und Reinheit nie verließ. Ich glaube, wir können das auf den Inselbrücken mit der schon (2. Kap. VII u. 9. Kap.

402



Karte 25. Der Raum und die Perioden der Bildung der hohen Mythologie; das Vordringen auf der Ost-West-Pendelbahn in das Mittelmeer und die Erklärung des Hiatus (= H).

VI) erwähnten kulturellen Verarmung und Auswitterung erklären, während die amerikanische Schlichtheit auf die große Entfernung vom Herd der Entwicklung und auf die schwer aufrechtzuerhaltende Verbindung zurückzuführen sein dürfte.

Also ist für die fernere Entwicklung der Mythenbildung eine deutliche Bewegung und Richtung wahrzunehmen. Das Gesicht war nach Nordwesten gerichtet; Ozeanien und Amerika lagen im Rücken der Bewegung.

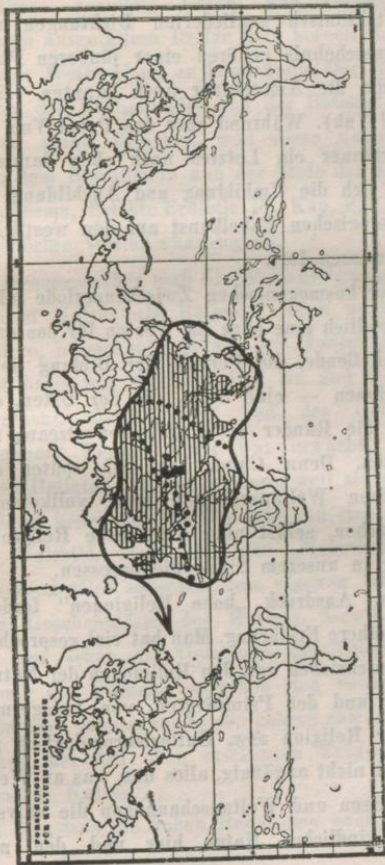
Diese Verschiebung des Schwerpunktes der ferneren Entwicklung aus dem Osten nach dem Westen entspricht derjenigen, für die wir ja die Formel Ost-West-Pendel kennen.

IV.

(Hierzu Karte 23)

Hier nun im Westen finden die Mythen in geschlossenen Kosmogonien großen Stiles ihre Ausbildung. Das ist hochbedeutsam. Die ersten Mythen der solaren Periode entstanden noch aus einzelnen Bildern. Sie wuchsen naiv auf. In vielem mußte da Sichwidersprechendes zusammentreten. Die eigentlichen Kosmogonien,

404



KARTE 20. DER MEERE UM DIE KASPIE MIT NORDEN ANGEZEIGT.

die tektonisch gegliederten Dichtungen vom Weltgeschehnis gehören einer jüngeren Phase an, die die Amerikaner auch kannten (siehe Popol Vuh). Während aber das Popol Vuh der Amerikaner ein Letztes nach oben darstellt, setzt sich die Umbildung und Ausbildung der mythologischen Fabelkunst auf den westlichen Landmassen fort.

Der kosmogonischen Zwischenperiode folgte nun endlich eine auch im Westen für das erste abschließende, die Periode der Bildung hoher Religionen — eine Stufe, die der Osten, das heißt die Ränder des Pazifischen Ozeans nie erlebten. Denn China hat sich später der religiösen Weltanschauung zwar vollkommen hingegeben, selbst aber eigentliche Religionsstifter in unserem Sinne nie besessen.

Der Ausdruck „hohe Religionen“ fordert eine nähere Erklärung. Man hat viel gesprochen und geschrieben von den Religionen der Naturvölker und der Primitivsten, von indogermanischer Religion usw. Kulturmorphologisch ist es aber nicht angängig, alles das, was an Welt-erlebnissen und Weltanschauungen die naivste Seele kindlicher Natur hier und den mit

Synthese, sozialem Gefühl und vollendeten Idealen ausgefüllten Reifen dort beseelt, in bequemer Weise gleich zu bezeichnen. Der Buschmann, der Neuholländer und der Botokude besitzen keine Religion, weil diese unbedingt eine dem Bewußtsein und der Stufe der Ideale (Paideuma, Erlebte Erdteile IV, Kap. 8, S. 153) zugehörige Weltanschauung ist.

Demgegenüber muß die Weltanschauung der solaren Kultur als Religion, wenn auch als niedere, bezeichnet werden. Der Mensch dieser Zeit hatte ein Weltbild. Das Du und Ich als Gegensatz der Umwelt und des Gefühles „eigener“ Persönlichkeit war erwacht. Aber diese Religion ist eine niedere, weil sie nichts anderes kennt als das Weltbild und sich selbst im Weltbild, nicht aber das „Menschentum“ als Bindeglied zwischen dem eigenen Ich und den Geschehnissen des Kosmos. Gewiß gibt es hier schon die Gemeinde, den Staat und damit die Ordnung zwischen den zusammengehörigen Menschen. Solche gab es zuletzt auch schon bei den oben erwähnten Trägern der fossilen Kultur.

Das, was die hohen Religionen nach außen

hin charakterisiert, das ist das über Staat und Rasse, über Nation und Völkergrenze hinaus Verbindende. Innerlich ist es die natürliche Gebundenheit an eine Lehre und Anerkennung eines Uebersinnlichen unter Ausschaltung der Forderung nach einer verstandesgemäßen Voraussetzung.

Das Kartogramm 23 zeigt die Ausdehnung der hohen Religionen über den ihnen angeborenen Raum im Augenblick der Höchstentfaltung. Dies Bild bedeutet aber weit mehr.

Es ist dies nicht nur der Raum, auf dem die letzten Bildungen des mythologischen Zeitalters gestaltender Kraft Mittel und Werkzeug wurden, sondern es ist ja auch ungefähr der Lebensraum unserer Kulturgeschichte und nicht nur dieser späteren, sondern auch einer früheren: es ist seit alten Zeiten auch der Raum der Viehzucht, der Raum, von dem in ganz alter Zeit die Tierfabel ausging. Es ist derjenige Teil der westlichen Landmassen, der immer wieder Schauplatz eigentlichen organischen Kulturdaseins war.

Stellte die Periode der hohen Mythologie eine Küsten verbindende Kultur des inmitten der

Landmassen erzeugenen Ueberseeverkehrs dar, eine Meere überspannende, — so ist die Periode der hohen Religionen eine die Landmassen durchdringende.

V.

(Hierzu Karte 24)

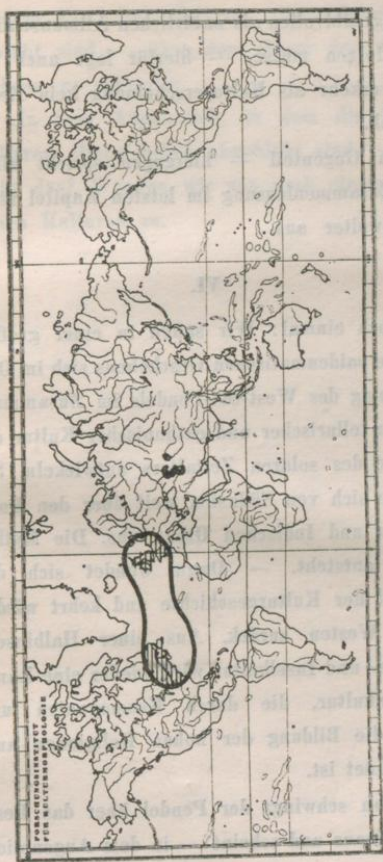
Am Ende dieser Periode hoher Religionen verschiebt sich die Auswirkung der höchsten Kräfte zu neuem Zwecke wiederum ein Stück weiter nach Westen. Die Hauptschlagader des Weltverkehrs und Weltinteresses überspannt den Atlantischen Ozean. England hier und Nordamerika dort rivalisieren in der Produktion von Maschinen. Der Europäer beginnt über den hinterwäldlerischen und rückständigen Orientalen zu lächeln. England beginnt sein unsichtbares Reich über „Flottenstützpunkte“ und Meerengen auszudehnen.

Im ersten Augenblick glaubt der Kulturforscher vielleicht die Bedeutung des neuen Bildes bei Dampfern und Ueberseekabeln sehen zu müssen und damit für die Zukunft das aller Welt gehörige und das allen Küsten gegenüberliegende Meer als entscheidend er-

achten zu müssen. Dem folgt dann aber als nächste Beobachtung die Tatsache, daß auch den Luftverkehr eine enorme Zukunft erwartet und daß man mit einem Luftfahrzeug von Chicago abfahrend eines Tages ebensogut in Hamburg wie in Moskau, an der Küste wie im Inland wird landen können. Das sind kulturgeschichtlich nur Tagesfragen.

Aber eine Tatsache von kulturgeschichtlicher Bedeutung ist es, daß die Hemmnisse der Natur durch die moderne Maschine aufgehoben werden und daß kein Zweifel darüber besteht, daß die Schwer- und Unzugänglichkeit der Räume hierdurch aufgehoben wird. Eine andere Frage dem gegenüber ist es, inwieweit die Verkehrsbehinderungen oder -erleichterungen überhaupt für die Schicksale der Kulturen und die Verschiebung ihres Schwergewichtes von Bedeutung sind. Man kann sehr wohl sagen, daß z. B. in wirklichen Kulturzeiten mit answellenden Gefahren auch die Fähigkeit zur Anwendung wächst. Daß dem maschinellen Allgemein- und Netzverkehr der Kultur unserer Zeit also unbedingt eine Durcheinanderwürfelung und Gleichmachung, eine Universalität im Sinne einer

410



Karte 24. Das Ausflugsgebiet der abendländischen Kultur nach dem Verblühen der Hochkultur.

mehr gefühlvollen als natürlichen Allmenschlichkeit folgen müsse, — hierfür legt auch der Weltverkehr als Kulturerscheinung kein Zeugnis ab.

Im Gegenteil — hiergegen spricht alles. Die Zusammenfassung im letzten Kapitel führt dies weiter aus.

VI.

Noch einmal: Wir sahen in einer großen Stunde paideumatischen Geschehens sich im Ostauschlag des West-Ost-Pendels im Zusammentreffen tellurischer und chthonischer Kultur die Kultur des solaren Zeitalters entwickeln. Sie dehnte sich von Südasien weit über den Pazifischen und Indischen Ozean aus. Die Mythologie entsteht. — Dann wendet sich der Pendel der Kulturgeschichte und kehrt wieder nach Westen zurück. Aus einer Halbinsel, Küsten- und Inselkultur wird wieder eine Landmassenkultur, die durch Kosmogonien und dann die Bildung der hohen Religionen ausgezeichnet ist.

Dann schwingt der Pendel über das Festland hinaus und scheint — in dem Augenblick,
412

in dem die hohen Kulturen offensichtlich ab-
geblüht sind — über dem Meere der Angel-
sachsen zu schweben.

„In dem Augenblick, in dem die hohen
Kulturen offensichtlich abgeblüht sind,“ — was
heißt das? Wenden wir uns noch einmal den
hohen Kulturen zu.

II. Antwort.

Die Antwort lautet: In dem Augenblick, in dem die hohen Kulturen offensichtlich abgeblüht sind, — was heißt das? Wenden wir uns noch einmal den hohen Kulturen zu.

Die Antwort lautet: In dem Augenblick, in dem die hohen Kulturen offensichtlich abgeblüht sind, — was heißt das? Wenden wir uns noch einmal den hohen Kulturen zu.

11. Antwort.

I. „Die Deutschen irren an ihrer Kultur“, — ein Dokument der Weltgeschichte. II. Die doppelte Gebundenheit der Kultur. III. Die Pendelung auf der Kulturachse und die Zweigeschlechtserscheinungen: Erscheinungen des Raumes. IV. Kulturelle Manifestationen: Erscheinungen der Zeit. Letzte Manifestationen: Hochkulturen, Stil, Persönlichkeit, Natur. Lockerung im Raume, Vertiefung des Zeitgefühls. V. Kultur und Mensch in Urkultur und Hochkultur. VI. Der Deutschen Irrewerden an der eigenen Kultur als Beginn einer neuen Kulturwissenschaft. VII. Die letzte Materialisation der Kultur in die Polarität von Okzident und Orient.

I.

Hier kehre ich zum Sinne des ersten Kapitels zurück, — denn der Kreis ist geschlossen. Im Anfange traten uns die Fragen entgegen, die aus dem Irrewerden am Eigenen, aus der Angst um sich selbst, aus der Besorgnis, daß das Untergerüst unseres Lebens locker geworden

sei, entsprungen. Irre geworden an der eigenen Kultur! Das ist nichts anderes als ein Dokument der Weltgeschichte.

Es gab Zeiten, in denen die Menschen irre wurden an den Menschen, an ihrem Volk. Man sagt, es habe Zeiten gegeben, in denen die Menschen irre wurden an ihrem „Gott“. — Aber nun ist an die Stelle jener Potenzen ein Neues getreten, das chinesische Weisheit ebensowenig kannte wie bisher europäische Philosophie, Aristoteles ebensowenig wie Kant. Mensch — Volk — Gott — Kultur! —

Kultur ist eben in der Geschichte menschlicher Bewußtseinsäußerungen etwas Neues. Ein Individuum, ein Neger, ein Mongole, ein Chinese von Kultur sprechend ist ebenso unmöglich wie eine Aussprache über Kultur im Alten oder Neuen Testament, in den heiligen Büchern Indiens wie Persiens. Aus dem Sinne dieses Wortes äußert sich etwas den Aelteren noch nicht Lebendiges, etwas mit Leibniz und Herder den Menschen Gewordenes, etwas Deutsches, — eine neue Problemeinstellung deutscher Natur, weshalb sich auch andere Völker im Laufe des Weltkrieges über die

416

deutsche Anordnung und den deutschen Neusinn mokierten. Sie, die Aermeren in diesem, wollten das Wort durch „Zivilisation“ ersetzt wissen, das ihnen noch nicht erschlossene Lebendige durch das Signum des anorganisch Gewordenen. Die Kulturforschung bedeutet deutsche Fragestellung, und ich werde im letzten Abschnitt dieses Kapitels zeigen, was dies für uns heißt.

Ganz allgemein genommen bedeutet ein Irrewerden an der „eigenen Kultur“ den Eintritt einer neuen Vorstellung in das Bewußtsein. Und zwar wird diese Vorstellung gewonnen, nachdem ein Vorgang abgeschlossen ist. Den Vorgang, der hier abgeschlossen wurde, habe ich in den vorhergehenden Seiten geschildert. Das Kulturproblem tritt auf am Ende der Periode der Religionsbildung (10. Kap. IV). Indem der Mensch irre wird „an seiner Kultur“, hat er schon unbewußt die Fragestellung gewonnen, die durch den Außenkittel einer mechanistischen Zeit hindurch den Herzschlag des Daseins spürt.

Dem Zeitalter der Religionsbildung folgt nun das Zeitalter eines anderen Bewußtseins.

II.

Was wir nun auf die Frage des am Eigenen Irregewordenen zu antworten haben, liegt in dem, was auf dem hier ablaufenden Wege gewonnen wurde.

Was bedeutet Kultur?

Kultur ist ein an zweierlei Gebundenes, einerseits an ein Gebiet, das ihm Leben bietet, und dann an den Menschen, der sein Leben erhält. Das eine bedeutet Raum, das andere Zeit.

III.

Den Raum betreffend, habe ich dargelegt, wie die Kultur in alten Zeiten einen „Schwerpunkt“ besessen hat. Im Altpaläolithikum, in der Schlagsteinzeit, lag dieser im Westen der Westlandmassen; dann schob er sich langsam auf der Bahn Südfrankreich, Spanien, Kleinfrika, Aegypten nach Osten. Hier im Osten spielt sich dann das große Geschehnis der Periode des Sonnengottes ab in der für uns Westländer bisher eine Kluft, einen Hiatus repräsentierenden Zeit. Von dort kehrt der

Schwerpunkt zurück nach dem Westen, jetzt klar durchsichtige Formen der Kultur bietend: Babylon—Aegäis—Rom bis England.

Es ist nicht das erstmal, daß dieser Pendelschlag erst ostwärts, dann westwärts erfolgte, Wir haben genugsam Veranlassung, frühere Pendelungen vorauszusetzen. Jedenfalls ist diese Erscheinung eine an den Raum gebundene. Es ist die *Kultura chse*, auf der die Bewegung sich abspielte, die breite Bahn am Südrande des eurasiatischen Festlandes, das mit seinen Halbinseln von Westen bis Osten reich gliedert dem Meere zu gelagert ist. Im Westen in das Mittelländische, in der Mitte in das Indische, im Osten in den Pazifischen Ozean.

Aber auch in einem zweiten Sinne zeigt sich die Kultur gebunden an den Raum. Von dem Augenblick an, in dem wir erst die Anschauung von dem Geschlecht der Gestirne, wie sie in den verschiedenen Räumen der Erdoberfläche klar zutage tritt, gewannen (Kap. 4), dann aber noch bedeutsamer im Verlauf der Untersuchung über die Prädominanz der Zahlen, wurde ersichtlich, daß die Auswirkungen der Polarität der Kultur an die Erdzonen ge-

bunden sind. Die Nordländer erlebten die Entwicklung der 3 als Symbol tellurischer Kultur und dieses immanenten Zeit- und Weltgefühls. Die Kultur der Südländer äußerte sich erst in der 2, dann in der 4 als Allegorie der ethnischen Kultur und des dieser innewohnenden Raum- und Höhlengefühls.

Die beiden Erscheinungen sind sinngemäß verbunden mit dem Leben, das sich auf dieser Erde abspielt; die eine mit der der Rotation des Erdballes entsprechenden Abwechslung von Tag und Nacht, die andere mit der durch die Ekliptik gebotenen Gegensätzlichkeit von Sommer und Winter, kalter Zone und heißer Zone sowie aber auch durch die höhere Einwirkung des Mondes dem Pole, der Sonne dem Aequator zu.

Dieser Verteilung der 3 und 2 bzw. 4 sowie der Mondbeobachtung einerseits und der Sonnenvorziehung andererseits entspricht fernerhin die Charakteristik des Paideuma durch ihre männlichen Eigenschaften im Norden und ihre weiblichen im Süden. In der Nordregion tritt das Paideuma als Schaffendes, Wirkendes, in der Südregion als Gestaltendes auf.

IV.

Durch dieses homolog der Zweigeschlechtigkeit der natürlichen Umwelt sich auswirkende Kräftespiel ergibt sich ein Vorgang, also ein Zeitliches. Im Augenblick des Zusammentrittes beider Paideumen, des tellurischen und des chthonischen, ergibt sich eine Konstellation, deren Folge eine Neubildung ist. Die Ergebnisse unserer Beobachtung berechtigen uns, direkt von einem Vorgang zu sprechen, der, wie die wirkenden Kräfte homolog denen der Geschlechter der natürlichen Umwelt sind, so auch in Erscheinung homolog denen des Geschlechtslebens ist.

Dadurch aber schon erweisen sie sich als zusammenfallend mit Werden und Vergehen, d. h. also als gebunden an die Zeit.

Diese Homologie des Kulturgeschehens zur Zweigeschlechtigkeit der Umwelt hat das Eintreten der kulturellen Manifestationen zur Folge, über die ich oben (9. Kap. VII) sprach. Aus dem räumlich erst Festliegenden, dann Zusammentretenden und Sichverbindenden ergibt sich wie ein plötzliches Aufleuchten, wie ein Produkt aus

den Faktoren der Lage und der Bewegung, also des Raumes und der Zeit, die Intuition. Kulturelle Manifestationen sind Intuitionen, aufblitzend aus unbegreiflich Ueberbegrifflichem und als solche verblappend und das Leben wieder unter Formen versteckend von dem Augenblick an, in dem der Mensch sich der Intuition als eines ausgereiften Ergebnisses bemächtigt, in dem er in der neuen Form „denkt“.

Die kulturelle Manifestation ist also als Zeitliches an den Menschen gebunden, wie das Räumliche zum Gebietsbereich der Erde gehört.

Von solchen Manifestationen erwähnte ich im vorhergehenden Verschiedenes. Ich zeigte den Aufriß der Mythologie, das Erwachen eines neuen Zeit- und Raumgefühles. Dann wurde aber auch von der Entstehung erster gesellschaftlicher Gliederung gesprochen, von Patriarchat hier und Matriarchat dort. Dieses Beispiel ist besonders beachtenswert. Nur kurze Zeit nahmen die Kulturen diese ihrem pädematischen Geschlecht entsprechenden Formen als lebendige, als Selbst- und Ersterlebnisse an. Danach verfiel die Gestaltung aber dem Wesen

422

der Form. Vater- und Mutterrecht sind noch in Sitten nachweisbar, als metaphysische Selbstkenntnis nicht mehr, und dennoch läßt sich nachweisen, daß die Gegensätzlichkeit dieser zwei Welten, nur kurze Zeit der Menschheit bewußt, als Immanentes auch heute noch unter der Decke größter Einförmigkeit besteht. Die Grenze zwischen dem matriarchalischen Frankreich und dem patriarchalischen Deutschland, zwischen dem patriarchalischen Aethiopien und dem matriarchalischen Libyen wird immer wieder erkennbar werden, wenn eine höhere Gesellschaftsordnung auch immer äußerlich gleichmacht, was innerlich gegensätzlich ist.

Und derartige Manifestationen sind auch die „hohen Kulturen“ (10. Kap. II). Nur liegt zwischen den beiden Typen der Manifestationen der Urkulturen und denen der hohen Kulturen ein Unterschied, der für das Verständnis alles Kulturwerdens, auch für die Bildung von der Vorstellung zukünftiger Gestaltung entscheidende Bedeutung hat.

Wir sahen auf den Kartogrammen 20 und 21 die Lage der hohen Kulturen hier in der Mitte zwischen tellurisch-männlicher Kultur im

Norden und chthonisch-weiblicher im Süden — also auf dem Gebiet kultureller Geschlechtsvereinigung —, dann aber im Raume der solaren Kultur, der Kultur der Bildung der hohen Mythologie, — also im Rahmen eines räumlich und zeitlich Einheitlichen. Die Einheitlichkeit der Zeit besteht nur in der Prädisposition, in der Erfüllung des Raumes durch die solare Kultur. Dann verschwindet die Zeiteinheitlichkeit. Nach Spengler setzt die Frühzeit der babylonischen und ägyptischen Kultur um 3000 vor Christi Geburt, die der ostasiatischen Kulturen um etwa 1500, die der Mexikaner um 160 bis 450 n. Chr. ein.

Das Charakteristische für diese Unterschiedlichkeit besteht darin, daß diese Kulturen in ihrer Frühzeit keine oder doch nur sehr schwache räumliche Beziehungen besaßen. Sie sind als Kulturen auf keinen Fall voneinander abzuleiten, wenn auch noch so große Uebereinstimmungen formaler Natur vorhanden waren. Und doch ist ihr Lebenslauf so ebenmäßig, daß Spengler in Tabellen „gleichzeitige“ Perioden für alle nachzuweisen vermochte.

Sie alle entstanden zwar aus gleichen Prä-

424

dispositionen, aber jede einzelne aus der Isolierung heraus. Ich habe das im „Paideuma“ (Erlebte Erdteile IV, S. 218/19) betont. Durch diese Selbständigkeit in Raum und Zeit ist die Manifestation der Bildung hoher Kultur von der der Urkulturen unterschieden. Jene waren gebunden an eine Einheitlichkeit in Zeit wie Raum, — welche letzterer durch die Bewegung auf der Kulturachse vorgeschrieben war. Das Paideuma war zur Zeit der Urkulturen also eine durch Polarität charakterisierte Einheit.

Das Paideuma ist mit der Bildung der hohen Kulturen nun zu einer Vielgestaltigkeit gelangt, die wir mit dem Ausdruck Stilform bezeichnen. Es gibt einen babylonischen, einen ägyptischen, einen abendländischen Stil. Das sind die paideumatischen Lebensstile.

Die hohen Kulturen als personifizierte Manifestationen sind gebunden an die Phasen des Seelenlebens, des Paideuma im Menschen, sind in der Jugend dämonisch, im Jünglingsalter idealisch und werden im Mannesalter „tatsächlich“ (Paideuma S. 143, 153 und 163). Der Erscheinung ihrer räumlichen Isolierung entspricht also eine ausgesprochene Beziehung zur Zeit-

lichkeit. Also Lockerung der Abhängigkeit vom Raume einerseits, Annäherung an das Menschenschieksal anderseits*)!

V.

Zusammenfassend: In den beiden großen Phänomenen der kulturellen Schwerpunktsverschiebung und der kulturellen Manifestationen sehen wir das erste in der Beziehung zum Raum, das zweite in der Auswirkung eines Zeitlichen, ja der Zeit. Kultur ist nun immanent verbunden mit Gebiet und Mensch. In dem Produkt: Kultur = Raum \times Zeit (in metaphysischem Sinne) stellt der Mensch den Faktor Zeit, das Gebiet den Faktor Raum dar. Die große Abhängigkeit vom Raum charakterisiert die Urkulturen, die höhere Auswirkung der Zeit die hohen Kulturen.

Hieraus ergibt sich die verschiedene Bedeutung der Menschen. Die Manifestationen in der Zeit und Form der Urkulturen kamen nur

*) Aus diesem Grunde setzt das Interesse der Menschen am geschichtlichen Vorgang, der ein bewußtes Zeitgefühl voraussetzt, so verhältnismäßig spät ein.

in „Gebieten“ und „Völkern“ zum Ausdruck, und die Menschen sind hier unlösbar von der Gemeinsamkeit. Die Manifestationen in der Zeit und Form der Hochkulturen sind aber nicht nur Stilbildungen im höheren Sinne, sondern auch naturbildend (Natur im Sinne Goethes; Eekermann, 3. Dezbr. 1824) für den Menschen. Die Manifestationen der Urkulturen äußern sich in Gebiete ausfüllenden Menschenmassen, die der Hochkulturen durch einzelne Menschen, die der Volksmund damit als Große, Geniale, Geschichtsformende bezeichnet.

Die hohen Kulturen begnaden einzelne Naturen zu Intuitionen, die aber stets im tektonischen Sinn ihres Stiles liegen.

Mit den Hochkulturen ist die Persönlichkeit in der Variantenbildung der kulturellen Einheiten wie des einzelnen Menschen in Erscheinung getreten.

VI.

Damit ist aber nicht nur der Weg des Werdens aus dem Vergangenen in das Jetzt gezeigt. Es liegt darin auch ein Hinweis auf die Zukunft. Hier zeigt sich, wohin die höhere

Entwicklung führt und inwieweit menschlicher Wille an der Gestaltung der Zukunft mitarbeiten kann.

Wenn die Hochkulturen durch Stil und Bildung der Persönlichkeit ausgezeichnet sind, wenn die Ausstrahlungen der nun abgelaufenen Sinn- und Formwelt der Hochkulturen sich über die ganze Erde austreiten, dann werden damit die Ansprüche erhoben an Stilreinheit der Kulturvarianten wie der einzelnen Individuen. Nun ist den Völkern der chthonischen Kultur als denen der höheren Fähigkeit zum Gestalten von jeher der Takt zur Stilreinheit gegeben. Frankreich bietet hierfür das klassische Beispiel. Solche Völker sind intuitiv formrein in der Bildung der Kunst, in der Gestaltung des Staates und in der Auswahl und Anerkennung der Menschen.

Uns Deutschen als den zwischen den tellurischen Russen und den fast rein chthonischen Franzosen Lebenden ist diese Gabe nicht eigen. Wir sind immer bereit „abzulesen“, statt das Eigene zu geben; wir übermalen uns gern mit fremden Farben, weil wir die eigene als altgewohnt für gewöhnlich halten. Und so leidet das deutsche Volk heute denn so unendlich an

428

Parteibildungen, Staatseinrichtungen, Philosophien und Einrichtungen, die ihm, d. h. seiner kulturellen Struktur, nicht adäquat sind, und deshalb „irrt“ es mit Recht an seiner Kultur.

Nun hat uns aber die Erfahrung gelehrt, daß dem Deutschen auch ein Hilfsmittel als Ergänzung zu diesem schwachen Eigenstilgefühl gegeben ist: das Bedürfnis zu wissenschaftlicher Vertiefung und die Fähigkeit der Anwendung wissenschaftlicher Erkenntnisse. Der Verlauf der Geschichte unseres ersten Kolonialreiches bewies dies. Engländer und andere waren uns im Anfang auf dem Gebiet der Kolonienbildung weit voraus, nicht nur durch Erfahrung, sondern auch deshalb, weil sie jede Sache intuitiv richtig anpackten. Solange wir nun die anderen nachahmten, begingen wir Mißgriff über Mißgriff. Dann aber entwickelten wir eine Kolonialwissenschaft, schufen uns damit ein uns gelegenes Werkzeug, und von da an holten wir nicht nur die Leistungen der anderen ein, sondern übertrafen diese um ein beträchtliches.

Genau so verhält es sich mit uns auf dem Gebiet der Kultur. Wir haben unsere Staats-

und Weltgeschichte betrieben nach dem Beispiel der andern. Das wirkliche Deutsche ließen wir unbeachtet und ungeschätzt liegen. — Folgen wir aber diesem Zeichen der Zeit! Das Volk irrt an seiner Kultur. Das ist der Wendepunkt. Deutschland wird sich eine Kulturwissenschaft schaffen und damit das Werkzeug zur Selbsterkenntnis gewinnen, mit dem es gleiche Stilreinheit und Erziehung zur Persönlichkeit erreicht wie andere.

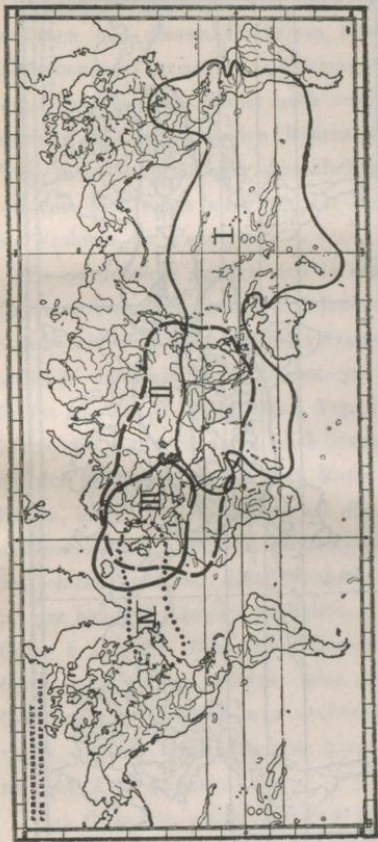
Ich glaube, daß unsere Arbeiten Wegrichtung gewiesen haben.

VII.

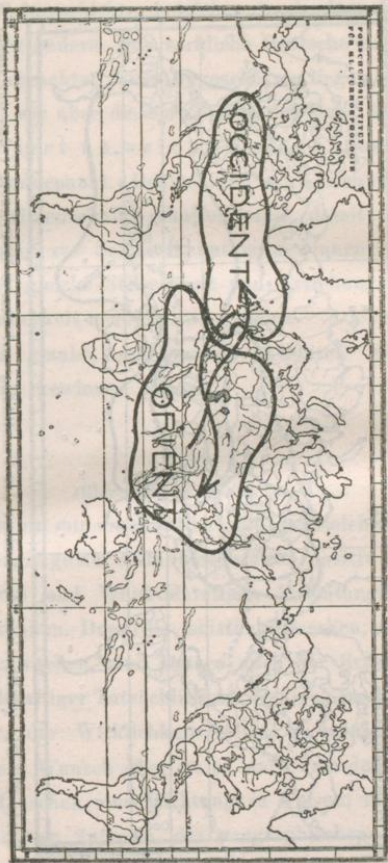
(Hierzu Karte 25 und 26)

Ich bin mir durchaus bewußt, daß solche Gedankengänge nur Aufnahmebereiten, positiv Veranlagten und Weitendurstigen bedeutungsvoll sein können. Denn die meisten Menschen, d. h. die Schwachen, sind lüstern nach der Erkenntnis zukünftiger Tatsächlichkeit, wenige aber stark genug, die Wirklichkeit selbst zu erwittern.

Mein Wunsch aber ist es, auch dem denkenden Menschen eine Richtung zu weisen, in der er der rein äußeren, der geographischen Ord-



Karte 25. Die Quellbecken der Kultur der Umbildung auf dem Q-W-Pendel: I das der hoch-
 mythologischen, II das der hochreligiösen, III das der hochphilosophischen,
 IV das der materialistischen Kultur.



Karte 28. Das Widerspiel des Pendelausschlages; die Polarität im Orient und Okzident.

nung der Kulturräume ein Interesse abzugewinnen und diesem Phänomen intellektuell nahekommen vermag. Aus solchem Wunsche heraus werden hier zuletzt noch zwei Karten gegeben. Mit diesen beiden Bildern wird das Problem zum vorläufigen Abschluß gebracht, von dem hier schon mehrfach die Rede war: das Problem der Pendelung.

Es wurde oben gezeigt, daß in der älteren Zeit eine Verschiebung der Gipfelbildungen der Kultur mit dem Ausgangsland Westeuropa in östlicher Richtung nach Asien zu erfolgte. Dieses war die W-O-Pendelung. Von Asien her kehrte die Kulturvormacht nach einem Hiatus mit der Bronzezeit zurück (vgl. Karte 2). Den Hiatus lehrte das Eingehen auf die in dem pazifisch-indischen Becken aufsteigende Kultur des solaren Zeitalters, die Entstehung der Kultur der hohen Mythologie verstehen (vergleiche Karte 5 und 22). Dem durch Entwicklung im Osten ausgefüllten Hiatus folgt dann die O-W-Pendelung. Diese nun wollen wir von einem anderen Gesichtspunkte aus noch einmal ins Auge fassen.

Das Gemeinte wurde dargestellt in Karte 25.

Wir sehen auf ihr eine durch vier Umfangs-
linien charakterisierte Verschiebung, nämlich: I.
den Raum der Entwicklung der solaren Kultur,
d. h. das Quellbecken der hohen Mythologie
(vgl. Karte 22), II. den Raum bzw. das Quell-
becken der hohen Religion (vgl. Karte 23),
III. den Raum des Lebensgefühles der abend-
ländischen Kultur (vgl. Karte 1 Kreis 4) und
der hohen Philosophie und IV. den Raum der
letzten Formel der abendländischen Kultur, mit
der diese im hemmungslos gewordenen Materia-
lismus die Kausalitätstendenz der abendlän-
dischen Kultur abschließen mußte.

Diese vier Räume stellen nicht nur eine
geographische (also räumliche), sondern auch
eine geschichtliche (also zeitliche) Reihenfolge
dar. Die Ausbildung der hohen Mythologie fällt
in eine vorgeschichtliche, die der hohen Reli-
gion in eine altgeschichtliche, die der hohen
Philosophie in eine junggeschichtliche und die
des Materialismus in die gegenwärtige Zeit.
Es sind also vier sich ablösende Räume, vier
sich ablösende Zeiten und vier sich ablösende
Weltgefühle, von denen jedes folgende aus dem
vorhergehenden herauswächst.

Die vier Weltgefühle stellen in ihrem Wachstum eine Linie dar. Das erste dieser Weltgefühle erlebt Raum und Zeit, das zweite erfühlt sie, das dritte durchdenkt sie, das vierte erobert sie. Aus der Mythologie wird die Religion, aus der Religion die Philosophie, aus der Philosophie die Nutzenanwendung der Erkenntnis. Im Beginne dieser Umbildung steht der Mensch der Welt als Objekt gegenüber, am Ende ist die Welt zum Objekt des Menschen geworden. Hierdurch allein kommt schon die Tatsache zum Ausdruck, daß diese Bahn der Umbildung die Bedeutung einer Verbindung zweier Gegensätze hat. Das aber zu beachten ist deshalb so notwendig, weil mit dem Herauswachsen eines Folgenden aus einem Vorhergehenden infolge der damit Hand in Hand gehenden Verschiebung nach Räumen das zeitlich Ältere nicht ausstarb, sondern weiterwirkte. Heute noch wirken in einer Linie die mythologische ostasiatische, die religiöse westasiatische, die philosophische mitteleuropäische und die materialistische westeuropäische Kultur. Die Auswirkung der Phasen des O-W-Pendels ist also nicht

etwa erloschen. Und da, wie gesagt, die Pendelbahn die Bedeutung der Verbindung zweier Gegensätze einer Polarität hat, so muß in einem entscheidenden Augenblick diese zu einem wahrnehmbaren Ausdruck kommen.

Und in der Tat tritt diese Polarität mit jedem Tage deutlicher hervor. Die ersten Symptome ihrer Gestaltwerdung liegen im klassischen Altertum, sie beginnen im Mittelalter in das Bewußtsein der Menschen des Westens und in der Neuzeit auch in das der Menschen des Ostens einzutreten. Diese Polarität sind wir gewohnt als den Gegensatz von Orient und Okzident zu bezeichnen.

Meine neue Auffassung dieser beiden Gegensätze als Ausgestaltung des Widerspieles des Pendelausschlages macht es wünschenswert, die Räume von Orient und Okzident als zweier Kulturformen neu zu umreißen, um den sonst etwas abgebrauchten Worten feste Vorstellungsbedeutung zu verleihen. Die Frage ist die nach den räumlichen Grenzen (vgl. Karte 26).

Das vollentfaltete orientalische Lebensgefühl erfüllt alle Völker des Islam und des Buddhismus in Asien wie in Afrika. Die geschicht-

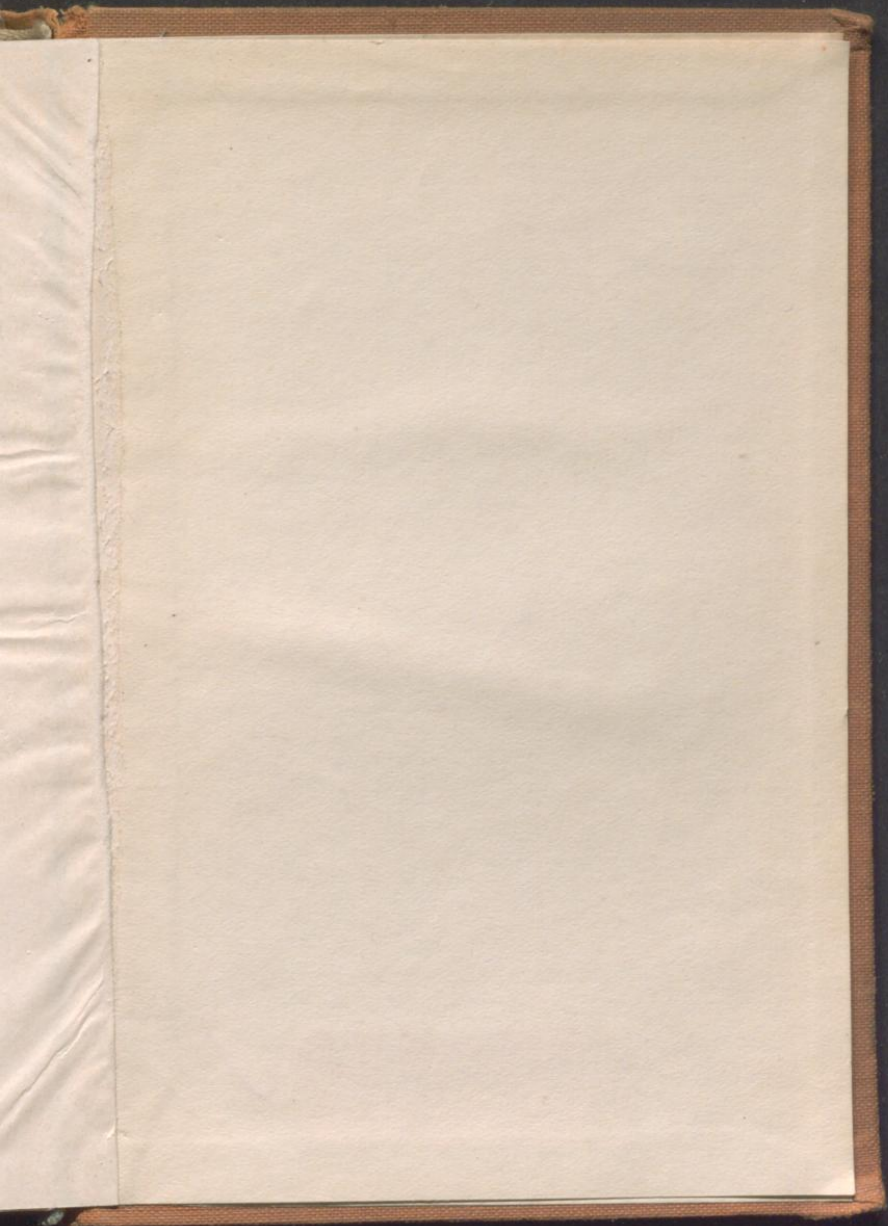
lichen Ereignisse haben aber auch im nachpetrinischen Rußland starke Symptome orientalischer Kulturtenenz deutlich hervortreten lassen. Demgegenüber beweisen die Ereignisse der letzten Jahre, daß die wahre Grenze des Okzidents, der abendländischen Kultur, auf der uralten Scheide zwischen Frankreich und Deutschland liegt. Es gibt unverkennbare Symptome. Ich weise nur darauf hin, mit welcher Leichtigkeit Frankreich, Belgien, England und Amerika die Forderung nach „ethischer Kriegführung“ als Mittel benutzten, während der „dumme“ Deutsche sich immer wieder damit abquälte, auch ja allen Ansprüchen nach Menschlichkeit gerecht zu werden, und wie er demnach sich abmühte, ja jede Schuld, die er begangen, zu erkennen und — abzubüßen. Nur so sind die vielen Regungen von Männern wie Friedrich Wilhelm Förster zu verstehen. Uns Deutschen ist Ethik eben Bedürfnis, Ziel, jenen aber ist sie ein Instrument, etwas, was man benutzt. Solcher grundlegenden Beweisführung ist eine große Menge aus Philosophie und Kunst, aus Staatsleben und sogar Wirtschaft erbringbar. Daß wir das nicht deutlicher

schon längst erkannt haben, liegt daran, daß unser gesamtes Kulturleben mit einer Schicht abendländischer Zivilisationseinrichtungen so dick überkleistert ist, daß wir selbst nicht einmal sehen, was uns adäquat ist. An anderer Stelle wird hierauf in eingehender Ausführung zurückzukommen sein.

Die Ausbildung der beiden Pole Okzident und Orient tritt ein als letzte Manifestation des Paideuma. Sie ist das große Problem der Zukunft. Geschichtliche und zwar nicht nur politische und wirtschaftliche Ereignisse werden durch diese gegenseitige Einwirkung bedingt. Es gehört kein prophetischer Blick dazu, um zu erkennen, daß diese „Polarität“ gewaltige Geschehnisse zur Auswirkung bringen wird.

Nur Blinde können noch mit westeuropäischem Hochmut vom heute schon dünnlichen Materialismus und aus der bald lächerlich gewordenen Machtpolitik auf die Träger der Seele des Orients herabblicken. Das Kräfte-spiel ist heute vielen schwer verständlich. Abschließend aber wird der Ausgleich und die Ergänzung in einer neuen Periode des Aufwachsens der Kultur ausklingen:

Wir gehen der phänomenalen Kulturperiode entgegen (Paideuma „Erlebte Erdteile“ Bd. IV S. 351 mit nachfolgendem Schema). Das Jünglingsalter der Erdkultur ist verstrichen. Das Mannesalter steht vor ihr.



T 52 680 123



